



Bilder aus der Geschichte und Sage.

1. Vor- und Frühgeschichte.

Wo auf dem hohen Heidesflur
die starken Eichen stehen,
da kannst du noch die letzte Spur
der Hünengräber sehen.

Da liegen sie so still und frei,
die grünen Totenhügel,
und über ihnen schwinat der Weih
im Sonnenschein die Flügel.

Kein Erdkreuz und kein Marmor drückt
die schlichten, mächtig großen.
Es hat sie nur der Wind geschmückt
mit Efeu und mit Rosen.

Ed. Paulus.

I. Stein-, Bronze- und Eisenzeit.

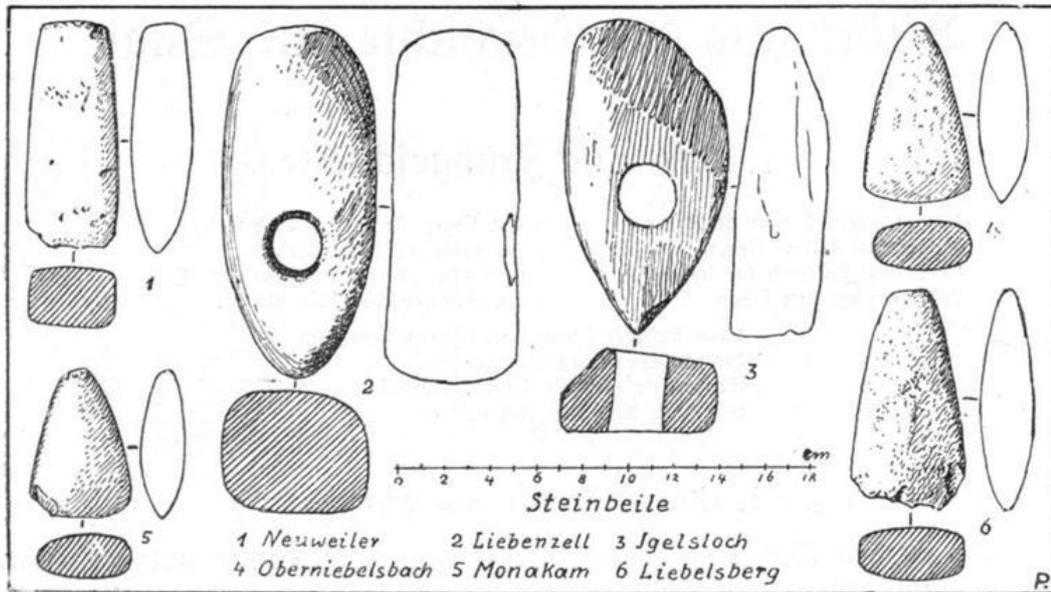
Die ältesten Bewohner Württembergs hausteten in Höhlen und verfertigten ihre einfachen Waffen und Werkzeuge aus Feuersteinen. Da unser Gebiet höhlenlos ist, war es in der Altsteinzeit nicht besiedelt. Auch Spuren von Tieren, die damals mit den Menschen zusammen lebten, sind bis jetzt noch nicht gefunden worden.

In der darauffolgenden Jungsteinzeit kamen die ersten Bewohner in unsere Gegend. Sie standen auf einer bedeutend höheren Kulturstufe als das nomadisierende Jägervolk der Altsteinzeit, denn sie konnten bereits Häuser aus Holzpfeilern, Flechtwerk und Lehm errichten und gewobene Kleider herstellen, Gefäße formen und verzieren und das Feld bebauen. Als große Waldgebiete einer Trockenzeit erlagen, kamen sie auch in das Gebiet des heutigen Calwer Waldes, der damals größtenteils offen, d. h. waldfrei war. Die einzigen Siedlungsspuren, welche die teilweise vom hohen Norden, teils vom Osten gekommenen Kolonisten hinterließen, sind sauber geschliffene Steinbeile und durchlöcherter Steinhammer. Letztere dienten in großen Stücken auch als Pflugscharen und können nur von einer ackerbautreibenden Bevölkerung herühren. Bei Neuweiler fanden sich beim Ackern, Hecken graben und Wegbau am linken, sonnigen Talhang der Teinach 4 Steinbeile, 2 in der Nähe des Orts, 2 etwas unterhalb (über dem Eintritt der Teinach in den Wald). 2 Steinbeile wurden in Liebelsberg, eins bei Monakam gefunden, bei Igelstoch ein

durchbrochener Steinhammer, bei Ottenbronn ebenfalls ein Steinhammer (zu sehen in der Altertümersammlung in Hirsau). Diese Steinwerkzeuge sind aus hartem, zähem Gestein gefertigt.

Gegen 1000 Jahre, vielleicht noch länger, mögen die Jungsteinzeitleute auf ihren lustigen Höhen gewohnt haben, bis die zunehmende Trockenheit den Ackerbau fast unmöglich machte und die Bevölkerung zum Abzug zwang.

Nun kam eine neue Bevölkerung, ein mit Bronzewaffen versehenes Hirtenvolk, das sich im jetzt beinahe waldfreien Gäu niederließ. Von den Leuten der Bronzezeit (2000—1000 v. Chr.) und der auf sie folgenden Bauernbevölkerung der frühen Eisen- oder Hallstattzeit (so benannt



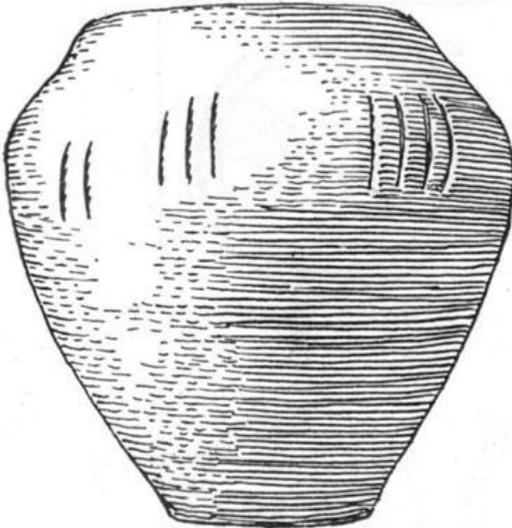
Zeichnung von Konservator Dr. Paret, Stuttgart. Aus K. Fr. Stähle, Urgeschichte des Enzgebiets.

nach Hallstatt, einem bedeutenden Fundort im Salzkammergut) sind die später durch den Wald geschützten Grabhügel mit den Beigaben der Toten (Waffen, Werkzeuge, Gefäße und Schmuck) auf uns gekommen. Als weithin sichtbare Totenmale standen sie ursprünglich nicht im Wald, sondern in der Nähe der die Siedlungen verbindenden Wege und Überlandstraßen.

Wo Gäu und Schwarzwald sich berühren, finden wir im Walde unfern dem Ackerland 1—2 m hohe runde Hügel mit einem Durchmesser von 8—12 m. Sie bestehen aus Steinen und Erde. Moose bedecken die Hügel gleich einer grünen Samtkappe, oft sind sie auch mit Bäumen bestanden. Ein geübtes Auge unterscheidet sie leicht von nackten Ackerlesteinhaufen. Eine solche Grabhügelgruppe findet sich z. B. im „langen Löhle“ in der Nähe der Straße von Althengstett nach Hirsau. Der größte Hügel trug früher, als das Vieh noch im Walde weidete, eine Schutzhütte und heißt daher im Volksmund Bubenhüttebuckel. Eine andere Gruppe von 5 Hügeln liegt im Simmozheimer Wald, Abteilung „Großer Stall“, an der Straße von Möttlingen nach Ottenbronn, 1,2 km westlich vom Waldenserstein; eine dritte im Diebswald auf

Ottenbronner Markung. Letztere Gruppe umfaßt 15 kleinere, aber deutliche Grabhügel, einige Schritte östlich von der alten Grenzmarkierung. Einige Hügelgräber im Bezirk wurden geöffnet. Man fand darin Skelette oder Reste verbrannter Leichen, dabei Arm- und Halsringe, Messer, Speerspitzen, Gürtelschnallen und verzierte Sicherheitsnadeln (sog. Fibeln) aus Bronze, ferner irdene Urnen, Schüsseln und Teller. Die Hügel unserer Gegend stammen meist aus der ersten Eisenzeit (900–400 v. Chr.), in der Waffen und Geräte schon aus Eisen gefertigt waren, nur der Schmuck noch aus Bronze.

In diese ältere Eisenzeit fällt wohl auch die Anlage der sog. Volksburgen. Es sind dies hohe, freistehende oder in eine Flusschleife vorspringende Berge,



Ottenbronn

Vorratsgefäß aus einem Grabhügel bei Ottenbronn.
Zeichnung von Konservator Dr. Paret, Stuttgart.
Aus K. Fr. Stähle, Urgeschichte des Enzgebiets.

die mit Wall und Graben umgeben wurden. Sie dienten als Fliehburgen bei herannahender Gefahr. Die stattlichste Volksburg des Schwarzwaldes ist die Rudelsburg (oft auch Rudersberg genannt) zwischen Calw und Kentheim. Der von der Nagold umflossene, nach Osten vorspringende Berg gleicht einer Halbinsel und war deshalb auf 3 Seiten leicht zu verteidigen. Die 4. Seite ist von der Landseite her durch einen 200 m langen, 5,5 m hohen Wall und einen 4 m tiefen Graben geschützt. Vom innern, eirunden Wallring, der 510 m Länge hatte, sind noch 370 m erhalten. Auf der Südseite, die den steilsten Talhang aufweist, genügte eine Pfahlwand. Dagegen können wir auf der Halsseite (nach Westen) 3 Wallgräben wahrnehmen.

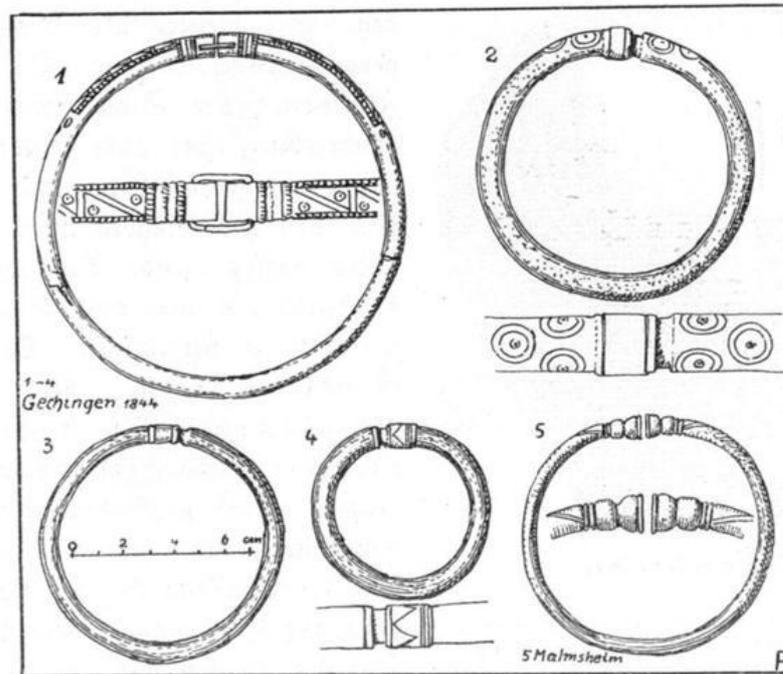
Am Pafzgang (Fußweg Calw-Kentheim) sind noch Spuren von Sperrwerken zu erkennen. Die Wälle waren als Trockenmauern mit eingelegten Balken gebaut. In mäßiger Tiefe wurden von außen her dicke Holzkohlenstücke gefunden. Die Mauer ist also durch Brand von außen her zerstört worden. Hier fanden sich auch Scherben, die als Zeit der Erbauung die mittlere Hallstattzeit ergeben.

Vielleicht lagen außer der Rudelsburg noch andre Volksburgen in unserer Gegend; ihre Spuren sind aber durch die Anlage von Ritterburgen vernichtet (Schloßberg von Wildberg und Waldeck bei Station Teinach).

II. Die Keltenzeit.

Grabhügel und Ringwälle wurden früher fälschlich alle dem Volke zugeschrieben, das erst ums Jahr 400 v. Chr. in Württemberg eingewandert ist und die Bewohner der älteren Eisenzeit verdrängt hat. Es sind die Kelten, die

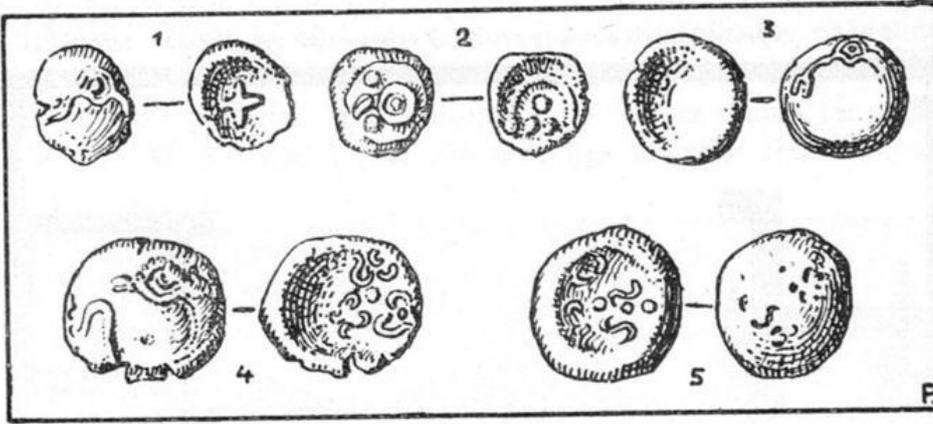
wohl von Norden her in unser Land gekommen sind und sich über 500 Jahre darin behauptet haben. Die Gräber hören jetzt immer mehr auf, uns etwas mitzuteilen: an Stelle des Hügelgrabes ist das im Boden versteckte Flachgrab getreten. Doch haben wir über dieses Volk genauere Kenntnisse, als über ihre Vorgänger, weil sie Zeitgenossen der Römer waren und bereits die ersten Lichtstrahlen der geschriebenen Geschichte das Dunkel ihres Daseins erhellen. Als Verkehrswege benützten sie außer den Höhenwegen ihrer Vorgänger auch Talwege. Es sind dies reine Erdwege, von denen einzelne heute noch zum Teil auf unseren Markungen benützt werden und sich durch ihre tiefen Einschnitte ins Gelände als alt ausweisen. In Kultur genommen wurde von ihnen nur der



Keltische Arm- und Halsringe von Gechingen und Malmsheim.
Zeichnung von Konservator Dr. Varet, Stuttgart.
Aus K. Fr. Stähle, Urgeschichte des Enzgebirgs.

gute Ackerboden, der im Gebiet des mittleren Muschelkalks liegt. Hauptmuschelkalk ohne Lössdecke und Sandstein mieden sie. Die Kelten hatten selbstgeschmiedete Eisenwaffen; die Schmuckgegenstände waren meistens von Bronze, teilweise mit Glaseinlagen, oft reich verziert mit Bogenschnörkeln, Pflanzen- und Tier-Ornamenten. Sie besaßen seit Mitte des zweiten Jahrhunderts silberne und goldene Münzen, welche teils Köpfe und Tierfiguren, teils unverstandene Gebilde, die Schlangen- oder Vogelköpfen gleichsehen, zeigen. Man entdeckte die einst verloren gegangenen Stücke in unserer Zeit meist nach einem Regen. Deshalb kam das Volk zu dem Glauben, sie seien vom Himmel gefallen, und nannte sie Regenbogenschüsseln. Im Besitz der W. Altertümersammlung in Stuttgart ist eine 7,5 g schwere goldene Hohl Münze (ein sog. „Stater“) von Stammheim. Auf einer Seite scheint eine Schlange dargestellt zu sein. Der bekannte Möttlinger Pfarrer und Gründer des Calwer Verlagsvereins Christian

Gottlob Barth (f. S. 71) besaß auch einige Keltenmünzen aus dem Oberamt in seiner Sammlung. Auf einer derselben sieht man einen Vogelkopf und 2 Kugeln. Im Jahre 1844 wurden durch Pfarrer Klinger in Gechingen 8 bronzene Hals- und Armringe in der Nähe von Gechingen ausgegraben, die aus 2 Skelettgräbern stammen, welche auf der nordwestlich vom Ort gelegenen Flur Angel lagen. Sie sind aus der Sammlung des ehemaligen Calwer Altertumsvereins in den Besitz der Altertümersammlung in Stuttgart übergegangen. Die Ringe



Keltische Münzen. Natürliche Größe. 2 und 3 Calw, 5 Stammheim.
Aus K. Fr. Stähle, Urgeschichte des Enzgebirgs.

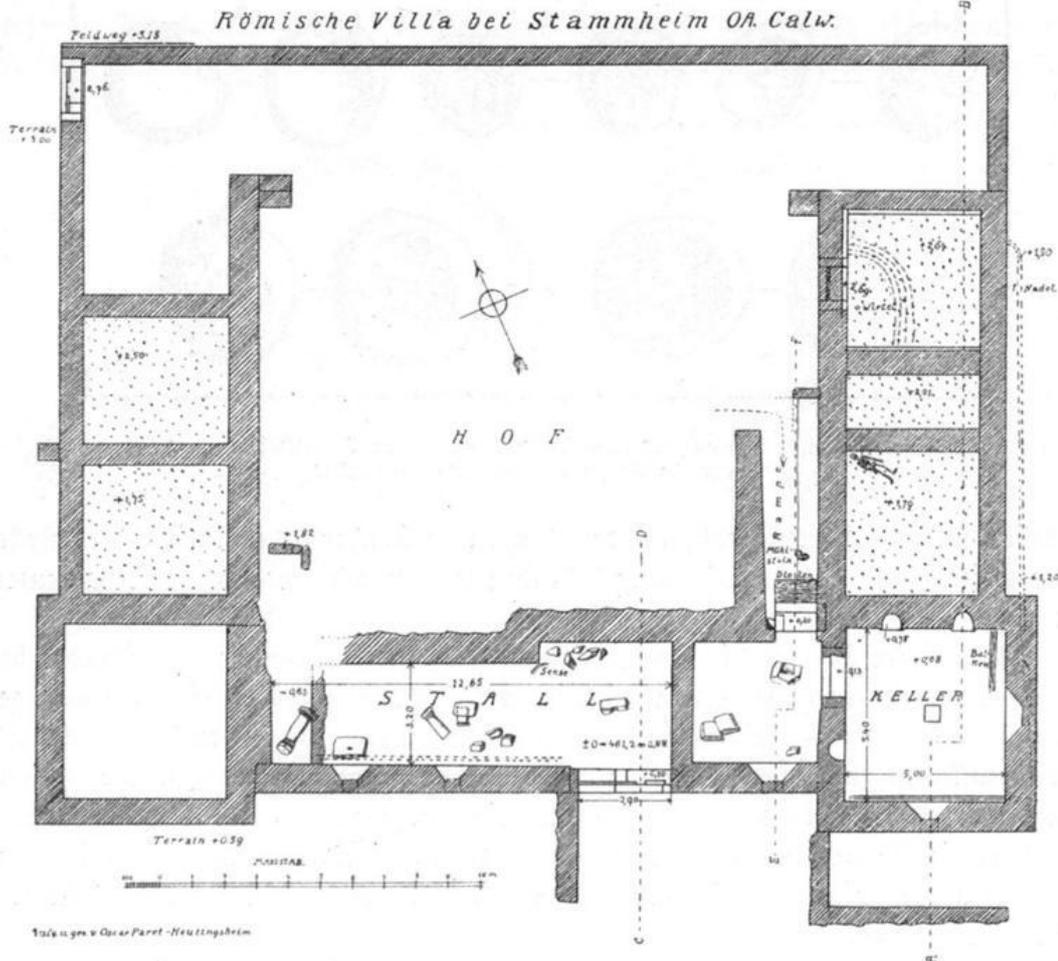
wurden mittelst Bronzedraht an den Enden verbunden oder ineinandergesteckt. Die meisten sind an den zusammenstoßenden Enden mit eingeritzten Ornamenten verziert.

Um das Jahr 100 v. Chr. rückten germanische Völkerstämme von Norden her ins Keltienland ein. Die Kelten wurden in die Schweiz und über den Rhein gedrängt; später kehrten einzelne Scharen wieder zurück und vermischten sich teilweise mit den spärlichen Resten zurückgebliebener Germanen. In der Hauptsache war Württemberg wohl nur wenig dicht besiedelt, als im 1. Jahrhundert n. Chr. die Römer zuerst unter Kaiser Augustus Oberschwaben bis zur Donau, dann von dem Kaiser Vespasian an weitere Teile unseres Landes ins römische Reich einbezogen.

III. Römer.

Die Besitzergreifung des württembergischen Schwarzwalds begann im Jahre 73–74 n. Chr. mit dem Bau einer Straße von Straßburg durchs Kinzigtal über Schiltach–Waldmössingen nach Kottweil und an die schon früher besetzte obere Donau zur Verbindung der römischen Besatzungen am Rhein und in den Donauländern. Sie diente vor allem der Beförderung der Truppen, war also eine Heerstraße. Unter dem Schutze römischer Soldaten, welche zur Bewachung der Straße an derselben stationiert waren, siedelten sich bald handeltreibende Leute und Ackerbauern an. Das Land wurde in verschiedene Verwaltungsbezirke eingeteilt. Unsere Gegend gehörte zum Verwaltungsbezirk Kottenburg, keltisch-römisch *Sumelocenna* genannt. Von hier aus führten gestückte Straßen

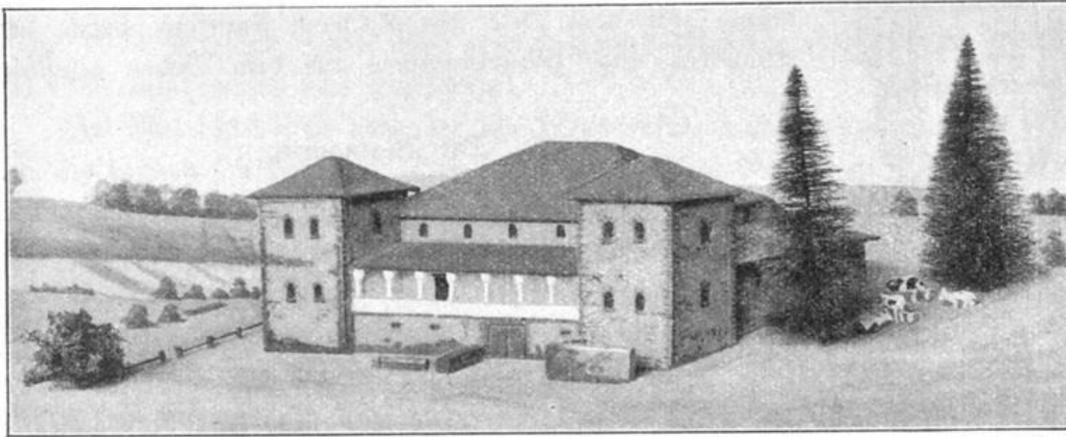
nach den wichtigsten Plätzen. Zur Verbindung der wenigen römischen Gutshöfe (Villen) genügten im allgemeinen die bereits vorhandenen keltischen und vorkeltischen Erdwege. In unserem Bezirk ist demnach keine eigentliche Römerstraße mit Kollierung und Stückerung, selbst die Weinstraße, die auf der Wasserscheide zwischen Nagold und Enz von Siehdichfür bei Oberreichenbach bis nach Hofstett-Oberweiler führt, ist in neuerer Zeit als Römerweg aufgegeben worden. Sie sollte nach den bisherigen, jetzt mit Grund bestrittenen Anschauungen, die Römer-



plätze Pforzheim und Baden-Baden verbunden haben, ist aber ein mittelalterlicher, ursprünglich teilweise gepflasterter Höhenweg. (Weiteres über die Weinstraße siehe in der Abhandlung über Verkehrsverhältnisse.) Nicht ganz sicher ist auch eine Römerstraße von Herrenberg über Oberjesingen nach Stammheim und Calw. Ihr weiterer Verlauf in das römische Siedlungsgebiet bei Conweiler und Gräfenhausen im Neuenbürger Oberamt ist nicht festzustellen.

Ebenso unbegründet ist die Annahme, daß die Römer die Quellen Teinachs gekannt und eine Verpflegungsstation für die auf der Weinstraße durchziehenden Truppen eingerichtet hätten oder gar die Entdecker der Bulacher Silberschätze gewesen wären.

Durch Funde erwiesene römische Einzelhöfe (= villa rustica) waren bei Stammheim, Deckenpfronn, Holzbronn, Georgenau bei Möttlingen und vielleicht bei Ostelsheim. Bei Stammheim wurde im Jahre 1862 ein Stein mit der Darstellung zweier Krieger mit Pferden und Resten einer Inschrift gefunden, und zwar auf den „Mühläckern“, westlich vom Ort. Alsdann wurde im Herbst 1911 daselbst ein römisches Bauernhaus (villa rustica) vom Landeskonservatorium freigelegt. Die Größe des sonnig am Südabhang gelegenen Baues beträgt 25 auf 31 m. Seine Mitte bildet eine Diele, von der aus die nach Ost und West liegenden Zimmer, alle mit festem Zementbodenstrich, zugänglich sind. Auf der Südseite liegt, einen Stock tiefer, der Stall mit breitem Eingangstor und zwei Fenstern. Die Südostecke des Hauses nimmt der Keller ein, der durch zwei Fenster Licht erhält und in dessen Wänden drei Nischen ange-



Mutmaßliche Ansicht des römischen Bauernhofs in Stammheim.
Nach einem Modell von Dr. Paret, Stuttgart.

bracht sind. Im Stall lagen eine ganz erhaltene steinerne Säule von 1,5 m Höhe und Bruchstücke von ein paar weiteren Säulen. Sie trugen einst das Dach der über dem Stall befindlichen Halle und stürzten beim Untergang des Hauses in den Stall hinab. In allen Räumen des Gebäudes wurden Scherben gefunden von großen Vorratsgefäßen, von Kochgeschirren, Tellern, Krügen und Reibschüsseln, in denen das Korn zu Mehl zerrieben wurde. Auch Reste von schön verzierten, korallenroten sog. Sigillatagefäßen kamen zutage. Weiter wurden gefunden eine beinerne Haarnadel, viele eiserne Nägel und eine Menge Platten und Hohlziegel vom Dach, dagegen fehlte die Heizeinrichtung. Wir müssen deshalb in der Mittelhalle einen Herd mit offenem Feuer annehmen. An Knochen fanden sich solche von Hirsch und Wildschwein, Schaf, Pferd, Schwein, Rind und Huhn.

Nordwestlich von Ostelsheim fand man 1846 beim Bau der neuen Straße nach Althengstett auf der „Hub“ einen runden, ausgemauerten Brunnen und römische Ziegel, südlich von Holzbronn auf der „Burg“ einen in Stein gemeißelten Krieger, 1874 nahe bei Georgenau den lebensgroßen Kopf des Römergotts Merkur. Er ist jetzt im Park aufgestellt. Römische Münzen fanden



Römisches Relief von
Holzbrunn.
Aus K. Fr. Stähle,
Urgeschichte des Enggebiets.

sich bei Simmozheim und Calw. Selbst in den Zavelsteiner Steinbruch und in die Neubulacher Kirchenopferbüchse hat sich je eine römische Silbermünze verirrt. Im Jahr 1911 wurde bei Deckenpfronn in den Wiesen nördlich vom Dorf ein Römergrab aufgedeckt. Gefunden wurden Reste eines Henkelkrugs und andere Scherben und eine Bronzemünze mit dem Bildnis des Kaisers Marc Aurel (161–180 n. Chr.). Römische Siedlungsspuren finden sich auch bei Althengstett und Hirsau. Hirsau hat vielleicht dieselbe Folge von römischen Gutshof, fränkischem Königshof und romanischer Kirche aufzuweisen wie etwa Nagold.

Zwischen Zavelstein und Teinach wurde eine Römermünze mit dem Bild der Kaiserin Faustina durch das Schleifen eines Baumstammes aus dem Boden gewühlt.

IV. Die Alamannen.

Kaum zwei Jahrhunderte dauerte die Herrschaft der Römer. Am Anfang des dritten Jahrhunderts drang das tapfere Volk der Alamannen, das von Norden kam, zum erstenmal gegen das von den Römern besetzte Gebiet vor. Es waren große, kräftige Leute mit meist blauen Augen und rötlichem Haar. Die römische Kultur war ihnen fremd; sie zerstörten alles, was die römischen Ansiedler in mühsamer Kulturarbeit geschaffen hatten. In der Nähe der zerstörten römischen Gutshöfe ließen sie sich nieder, um das gepflegte Ackerland zu nutzen. An der Grenze des Muschelkalkes machten sie daher halt. Die weniger ertragsreichen Buntsandsteinböden unseres Oberamts mieden sie anfangs, doch wurde die Nagold südwärts von unserem Bezirk, also im Oberamt Nagold, wo der Muschelkalk auch noch auf dem linken Nagoldufer auftritt, überschritten (Ansiedlungen in Pfrondorf und Effringen). Unweit der zerstörten römischen Steinbauten errichteten sie ihre Fachwerkhäuser. Die Fächer flochten sie aus Reisig und überkleideten sie mit Lehm: eine Bauart, die von der Vorzeit her bis vor hundert Jahren in den Gäuorten angewendet worden ist. Das eroberte Gebiet wurde von den einzelnen Stämmen besetzt. Jeder Stammteil erhielt einen abgegrenzten Bezirk oder Gau (z. B. Würmgau, Nagoldgau). Innerhalb eines solchen Gaues erhielten dann die Hundertschaften, innerhalb der Hundertschaften die Sippen oder Familien bestimmte Gebiete. Unsere Gegend gehörte teilweise zur Hundertschaft eines Gleo und wurde daher Glehuntare genannt. Die Markungen des Gäues zeigen „Gemengelage“, weil die Alamannen die Dreifelderwirtschaft einhielten und jede Familie Acker in einem der 3 Felder erhielt.

Entfernter liegende Teile der Ortsmarkung wurden als gemeinsames Weideland benützt (Allmande). Gemeinsam war auch der Wald. Die im Gäu gegründeten alamannischen Siedlungen nennt man Gewanddörfer, im Gegensatz

zu der viele hundert Jahre später erfolgten Besiedlung des Schwarzwaldes durch Anlage von Waldhufendörfern, bei welchen die ganze Hufe zusammenhängt als einziges, ungetrenntes Gut. Die Alamannen waren ein religiös veranlagtes Volk. Neben den Göttern wurden Bäume, Hügel, Quellen und Bäche als von göttlichen Wesen bewohnt, verehrt. Der Altbach bei Ostelsheim hat seinen Namen vielleicht von Alla (gleich Heiligtum). Der Glaube an das leibliche Fortleben nach dem Tode veranlaßte die Alamannen, ihren Toten Waffen und Gebrauchsgegenstände mit ins Grab zu geben. Ihre Gräber lagen in Reihen, die west-östlich gerichtet waren, nebeneinander und werden deshalb Reihengräber genannt. Aufgedeckt wurden solche am östlichen Ende von Althengstett zwischen den Gasthöfen Linde und Traube, an der Mühle am Altbach in Ostelsheim, ferner auf dem Käppelesberg beim Bau eines Wohnhauses und der Angel bei Gedingen. Die ersteren enthielten nur Eisenwaffen. In Möttlingen fand man beim Bau eines Hauses im Jahr 1911 Skelette, einen Sax (einschneidiges Messer), eine silberne Brosche mit Glaseinlagen und eine Perlschnur.

Im Mai 1914 stieß man bei der Erbreiterung eines Weges auf zwei Gräber. Es fanden sich dabei ein Sax und zwei Messer. 40 Meter davon entfernt wurde in einer Baugrube ein drittes Grab mit 13 Tonperlen und einem Messer, also ein Frauengrab, angetroffen. Die Funde liegen im Rathaus in Möttlingen. Auch einige Jahre vorher waren bei Grabarbeiten alamannische Waffen zum Vorschein gekommen. Aus der Tatsache, daß nur bei Althengstett, Gedingen, Ostelsheim und Möttlingen alamannische Reihengräber gefunden wurden, dürfen wir nicht den Schluß ziehen, daß sich die Alamannen nur in den vier genannten Ortschaften angesiedelt hätten. Sie bewohnten allmählich nicht nur fast sämtliche heute im Muschelkalkgebiet des Oberamts gelegenen Ortschaften, sondern auch noch einige abgegangene Orte. Auf den zur Gemeinde Ostelsheim gehörigen zusammenhängenden Hügeln Geissteige und Erlenberg finden wir im Walde zerstreut gegen 30 mächtige Steinhügel. Es sind die Überreste des einstigen Wohnorts Schweichingen. Am Fuß der Hügel liegt eine fruchtbare Mulde, die heute noch den Flurnamen Schweichingen führt. Sie gehört zur Markung Althengstett. Weitere abgegangene Ortschaften waren wohl Hörtringen bei Deckenpfronn, Schleichdorn bei Neuhengstett, sowie Gumbrechtsweiler und Nagoldhardt bei Hirsau (Staatsdomäne Lützenhardt). Ein Teil dieser Orte, besonders die auf „ingen“ endigenden, die nach dem Sippenhaupt genannt sind, mag bereits in diese frühgermanische Zeit zurückgehen.

V. Die Franken.

In einer großen Schlacht im Jahr 496 n. Chr. erlagen die Alamannen ihren nördlichen Nachbarn, den kriegerischen Franken. Der nördliche Teil ihres Gebietes wurde ihnen genommen und größtenteils mit Franken besetzt. Die Grenze zwischen dem Gebiet der Franken und der Alamannen, als Sprachgrenze heute noch erkennbar, lief nun gerade durch unser Oberamt. Von Disingen

herkommend zog sie auf der Wasserscheide zwischen Deckenpfronn – Dachtel und Stammheim – Gehingen zur Teinach, dem Kollbach entlang nach Oberkollwangen, von hier über Enzklosterle dem Rheine zu. Ein Teil der alamannischen Bewohner des eroberten Gebiets verließ seine Wohnsitze und suchte im Schwarzwald Zuflucht. Im Jahre 536 verloren die bisher freien Alamannen durch die Franken ihre Selbständigkeit, das Land wurde in Gaue eingeteilt, deren oberste Beamte die Gau grafen waren. Unsere Gegend kam zum Würm- und Nagoldgau, die beide später von den Grafen von Calw und den Pfalzgrafen von Tübingen verwaltet wurden. Was früher dem alamannischen Herzog gehört hatte, zogen nun die Frankenkönige an sich und entlohnten damit ihre Grafen und Amtleute oder legten fränkische Maierhöfe als königliche Höfe an. So wurde jedenfalls in Stammheim ein Maierhof (Maier = Gutsverwalter) gegründet; noch 1714 kennt das Fleckenbuch „Königswiesen“. Er stand an Stelle des heutigen „Schlöfle“, geschützt wie eine Wasserburg, zu der eine Zugbrücke über den breiten Graben führte. Ein weiterer Königshof wird in Hirsau vermutet.

Die Franken suchten in dem eroberten Lande das Christentum einzuführen, hauptsächlich um die Einheit des Reiches zu fördern. Die Missionare waren meist Sendboten der bereits bestehenden fränkischen Klöster, vielleicht auch der irisch-schottischen Kirche.

Über deren Tätigkeit haben wir keine genaue Kenntnis. Von den Höhen grüßten bald Kapellen hernieder. Die ersten Kirchen waren dem heiligen Martin und Michael geweiht. Deckenpfronn hatte eine Johanniskirche, die als Taufkirche für die Umgegend später vom Dekan benützt wurde und deren Einkünfte dem Dekan zufielen. (Deckenpfronn = Dekanspfründe.) Deckenpfronn fällt nicht mehr in die älteste Missionszeit, da die ganze Gegend verhältnismäßig spät von den Alamannen besetzt wurde. Deshalb sind nur wenig Hauptkirchen festzustellen, die Martinskirchen in Stammheim und Gehingen. An Stelle unserer jetzigen Dorfkirchen standen ursprünglich nur Holzkapellen; später wurden sie durch Steinbauten ersetzt. Die älteste Kirche, die urkundlich nachweisbar ist, stand bei Hirsau. Sie wurde von dem fränkischen Kloster Lorsch a. Rh. erbaut und trug den Namen des dortigen Schutzheiligen Nazarius. Es war eine zu einem Jagdschloßchen gehörige Kapelle. Die Pfarreien und Kirchen des Alamannenlandes wurden dem Bischof von Konstanz unterstellt, so die Ursparreien Bulach, Zwerenberg, Dachtel und Deckenpfronn. Die Kirchen des den Alamannen abgenommenen fränkischen Landesteils gehörten zum Gebiet des Bischofs von Speier, sodaß die Bistumsgrenzen zugleich auch Stammes- und Sprachgrenzen waren. Die Bistumsgrenze fiel durch die Reformation, die Landesgrenze durch die Vereinigung beider Gebiete durch die Grafen von Württemberg.

Die Stammesgrenze läßt sich kaum mehr aus Sitten und Gebräuchen bestimmen; nur die Sprachgrenze ist teilweise geblieben. In den Ortschaften nördlich der Teinach finden sich im Dialekt noch Anklänge ans Fränkische, während sich südlich der Teinach die schwäbische Aussprache unverfälscht erhalten hat. Auf

der Gauseite spricht man in den älteren Ortschaften, die im Gebiet des Muschelkalks liegen, rein schwäbisch, in denen der Buntsandsteinformation (auch schon in Althengstett) ist der Dialekt derselbe, wie er nördlich der Teinach gesprochen wird.

2. Die Besiedlung des Oberamts Calw.

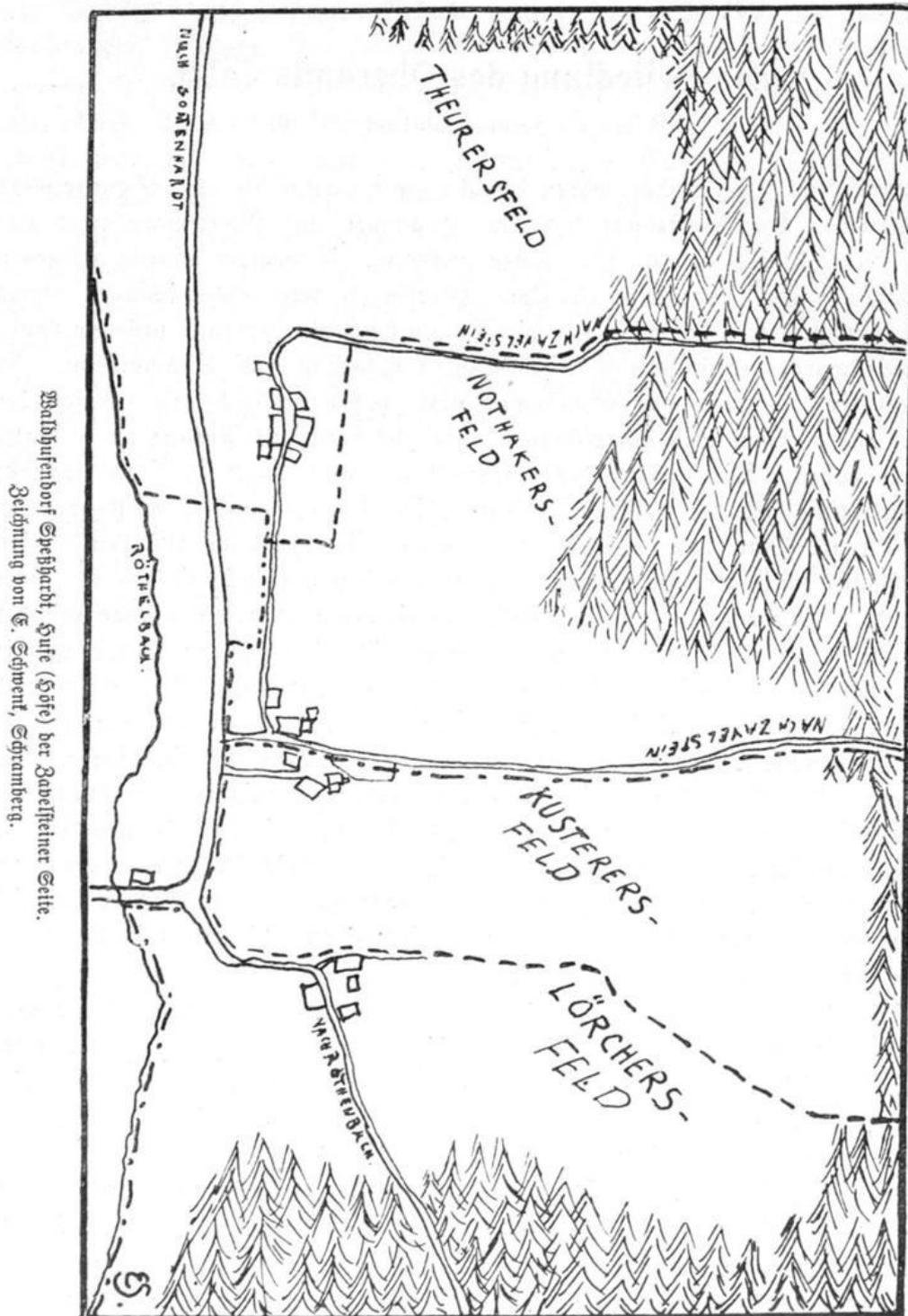
Von J. B i s e r, Freudenstadt und W. M ö n c h.

Ums Jahr 300 n. Chr. waren die A l e m a n n e n bis zum Schwarzwald herangerückt. Die Entstehung der Orte Gechingen und Möttlingen wird also in die Zeit 300 bis 400 n. Chr. fallen, während die weniger günstig gelegenen und daher wieder abgegangenen Orte Hörtringen und Schweichingen etwas jünger sein dürften. Nach 500, als die F r a n k e n die Herren in unserem Lande geworden waren, entstanden Simmozheim, Ostelsheim und Stammheim. In letzterem Ort, wo noch das Schlößchen steht, haben vielleicht die Grafen der Gegend ihren ersten Sitz aufgeschlagen, wenn sie nicht von Anfang an in Calw gewohnt haben. Die Grenze des Muschelkalks wird lange Zeit die äußerste Siedlungslinie gebildet haben. Frühestens im 7. Jahrhundert entstanden an dieser Grenze dann noch weitere Siedlungen. Wo nämlich auf den großen Weideflächen wichtigere Haltepunkte für die Herde waren, wie die als -stett oder bron, d. h. Ruhestätten und Tränkplätze bezeichneten Orte, da wurden mit der Zeit nicht bloß Viehhütten, sondern auch menschliche Wohnungen gebaut, und so entstanden die Ortschaften Althengstett und Unterhaugstett, Ottenbronn und Holzbronn. Auch Altbulach, Deckenpfronn und Dachtel mögen noch hierher gehören, während Monakam erst von Liebenzell aus besiedelt sein dürfte. Die Zeit Karls des Großen und seiner nächsten Nachfolger zeichnete sich durch lebhaftere Siedlung aus. Es wurden namentlich Orte mit den Namen Weiler und Zell angelegt. So entstand in der Nähe der Muschelkalkgrenze ein abgegangener Weiler bei Unterhaugstett und das abgegangene Gumbrechtsweiler bei Hirsau, wo die Sage, der altfränkische Königshof und die Nazariuskirche auf Entstehung in der Karolingerzeit sicher hindeuten.

Nach dem Abzuge der Steinzeitleute und der Wiederbewaldung der Höhen zwischen Enz und Nagold war dieses Gebiet gegen 2000 Jahre menschenleer geblieben. Die 2. Besiedlung des Calwer Waldes erfolgte erst nach der Eroberung des Alemannenreiches durch die Franken, in der Hauptsache etwa in der Zeit Karls des Großen bis zum Jahre 1000.

Elch und Auerochs waren früher schon ausgerottet worden, Hirsch und Reh, Wildschwein und Bär beherrschten jetzt das Gebiet auch nicht mehr so stark wie früher. So wagte sich nun die Bevölkerung rechts der Nagold mit ihren Herden auch auf die linke Seite des Flusses und fand gute Weideplätze an den mit hardt (= Weidenwald) benannten Stellen: Sonnenhardt, Lützenhardt, Speßhardt, Nagalhardt (bei Hirsau), nochmals Lützenhardt und außerhalb des Oberamts noch Lengenhardt und Kapsenhardt. Bald aber nahm der Staat durch den Gaugrafen die Besiedlung unseres Waldgebiets in die Hand.

Das geschah wohl nach Beginn der Ungarneinfälle im 10. Jahrhundert, als notgedrungen die Leute ihre Zuflucht in den Wäldern suchten. Die erste Besitzergreifung des nördlichen Schwarzwalds geschah wohl durch die Franken-



Salzhufenort Speßhardt, Stufe (Stife) der Rabelfeiner Seite.
Zeichnung von E. Schment, Schramberg.

Könige, die alles herrenlose Land als Krongut erklärten und ihre Beamten, die Gaugrafen, damit belohnten. Diese Grundherren suchten durch Kolonisation ihre Einkünfte zu steigern, denn die Verwertung ihres an sich nicht ertrag-

fähigen Besitzes hing stets von der Ausbreitung der Ansiedlung ab. Grundherren waren die Grafen von Calw, später das Kloster Hirsau, das von jenen bei seiner Gründung im Jahr 1065 riesige Ländereien geschenkt bekam, und die Grafen von Eberstein und Hohenberg. Die Angabe von einer Gründung Hirsaus durch einen Grafen Erlafried im Jahr 830 oder gar durch die Gräfin Helizena im Jahr 645 gehört ins Reich der Sage. Es ist dies zu beachten, da vielfach angenommen wird, die Besiedlung des Calwer Walds sei einzig vom Kloster Hirsau aus im 7. bis 9. Jahrhundert erfolgt. Wahrscheinlich ist sie größtenteils auf die Grafen von Calw zurückzuführen.

Was damals im nördlichen Schwarzwald und besonders auch im Oberamt Calw geschaffen wurde, ist ganz eigenartig. Wir finden keine geschlossenen, aus einem Haufen von Häusern gebildete Dörfer mit gewannartigen Feldfluren wie draußen im Gäu, sondern die Markung ist in einzelne Höfe, Huben oder Hufe genannt, zerteilt. Deshalb werden diese Dörfer als *Waldhufendörfer* bezeichnet. Im Oberamt Calw liegen 26 Waldhufendörfer und Weiler, fast alle auf der Höhe zwischen Nagold und Enz, nur Monakam und die anschließenden badischen Waldhufendörfer liegen auf der Gäuseite, die Bergorte Michelberg, Hünnerberg und Meistern auf der Höhe zwischen der großen und kleinen Enz. Letztere gehören zu der jüngsten Ansiedlung und sind wohl keine eigentlichen Waldhufendörfer mehr.

Die einzelnen Höfe des Waldhufendorfes liegen in einer langen Reihe der Talsohle oder Straße entlang, weshalb es auch Reihendorf genannt wird. Jedes Gehöft hat in einem schmalen Streifen seinen Besitz in Form von Gärten, Wiesen, Äckern und Wald hinter sich. Die einzelnen Gehöfte sind durch Feldwege voneinander getrennt, letztere waren von Hecken, meist Eichenhecken, begleitet, die als natürliche Zäune das Austreten des Viehs vom Weideplatz zum angebauten Hofteil verhindern sollten.

Die Häuserreihe ist infolge dieser Grundbesitzverteilung beinahe so lang wie die Gemarkung. Die eigentlichen Waldhufendörfer bestanden aus 10–15 Hufen. Die Größe einer Hufe schwankte zwischen 120–150 Morgen, wovon etwa $\frac{2}{3}$ Wald waren. Am ausgeprägtesten ist das Hufensystem bei den Ansiedlungen, die in Wiesengrün gebettet, von Lannenschmuck umrahmt am Oberlauf der Bäche in freundlichen Hochtäälchen liegen, z. B. Agenbach, Neuweiler, Kollwangen, Würzbach, Röttenbach, Weltenschwann, Speßhardt, Unterkollbach, Oberreichenbach, Zwerenberg und Nischalden. Die Gutsgrenze zieht sich von Bach zu Bach oder vom Bach bis zur Wasserscheide, so daß rechts und links des Baches zwei Reihen von Häusern entstanden. Bei den Dörfern auf der Hochebene ist die Anordnung mehr eine gruppensförmige, aber stets endet der Besitz im Walde; die Streifen laufen meist streng parallel, in Gaugenwald im Oberamt Nagold erweitern sich die Hufe nach rückwärts. Zwischen den Markungen blieb ein größerer Waldbezirk übrig, den der Gutsherr für sich als Jagdgrund zurückbehielt, den Ansiedlern aber räumte er verschiedene Rechte in demselben ein, um sie zur Niederlassung anzulocken. Die Ortsbewohner hatten das Recht, im Wald Streu und Holz zu holen und ihr Vieh zu weiden. Ein Beispiel dafür bietet das

„jus lignandi“ (Holzrecht) der Bewohner der früheren Herrschaft Zavelstein mit Ausnahme von Holzbronn, das auf der Gäuseite liegt. Sie hatten in dem 3400 Morgen großen hirsauischen Klosterwald Beckenhardt Rechte auf Brennholz, Nutzholz, Streu, Weidegang und vor allem auf Bauholz. Einige Häuser in Altburg, Speßhardt, Hofstett und Zwerenberg sind heute noch im Besitz der Rechte. Die meisten Bauern lösten sie im Jahr 1835 ab und erhielten dafür ein gewisses Stück vom Staatswald, so die 12 nutzungsberechtigten Bürger Zavelsteins 71 Morgen Wald bei Agenbach. Da die Steine bequem und billig zu beschaffen waren und das Holz nichts kostete, so wurden die Gebäude öfters umgebaut; besonders in der Zeit von 1820–35 nützten die Nutznießer des jus lignandi ihre Rechte noch einmal gehörig aus, da sie fürchteten, sie zu verlieren. Wohl trifft man deshalb keine besonders alten Bauernhäuser an, allein ihre Grundform läßt sich leicht feststellen, da sie meist immer wieder nach dem ursprünglichen Plan erneuert wurden.

Bis zur Zeit der Revolutionskriege hatte sich die ursprüngliche Anlage der Waldhufendörfer wenig verändert, nur einige Tagelöhner erbauten sich ihre Häuslein an die Straße, während die Bauernhäuser fast ausnahmslos über dem Wiesentälchen am Ende des Hangs auf der Grenze zwischen Acker und Wiese liegen. Als 1792 der Krieg ausbrach, fannen die Eltern darauf, ihre Söhne vor dem Soldatenstand durch schnelles Heiraten zu sichern. Eine Folge war die Teilung mancher Höfe, die Errichtung neuer Häuser und die Zunahme der Bevölkerung. Die ursprüngliche Anlage ist daher wohl etwas verwischt, läßt sich aber noch leicht erkennen.

Zu den letzten Siedlungen des Bezirks gehören wohl die Niederlassungen im Nagoldtal, weil dieses beinahe keinen Feldbau zuläßt. Die Namen, die eigenartige Anlage und geringe Größe von Kohlerstal, Seixental, Waldeck, Kentsheim, Erstmühl, Dennjacht und Unterreichenbach deuten auf die Entstehung aus einstigen Gehöften hin; die Zeit der Gründung fällt wohl bei keinem vor das Jahr 1000. Nach diesem Jahre sind sicher erst entstanden die Burgen Liebenzell, Calw, Zavelstein, Waldeck, Hornberg und Fautsberg. Das Stadtrecht, teilweise mit Neubildung der Siedlung, erhielten noch im Mittelalter Calw, Liebenzell, Neubulach und Zavelstein. Zu letzterem erscheint 1523 Teinach als Vorstadt, es ist aber jedenfalls einige Jahrhunderte älter.

Hat sich der Gang der Besiedlung von Osten nach Westen schon aus dem Namen und der Anlage der Ortschaften ersehen lassen, so zeugt dafür der eigenartige Umstand, daß die Markungen der Ortschaften ihren Kopf d. h. die Wohnstätten, gewöhnlich im Osten haben und daß die Mutterkirchen des Kirchspiels ganz im Osten liegen, so Hirsau, Effringen und Ebhausen, zu dem die Bewohner des 15 km entfernten Michelberg in religiösen Angelegenheiten zu wandern hatten. Die Dörfer nördlich der Teinach wurden vom Gäu aus besiedelt, Neubulach und die Dörfer seiner Umgebung wurden wohl von Süden her bevölkert, wo die Reihengräber von Effringen und Pfrondorf auf alamannische Ansiedlungen hinweisen.

Die letzte größere Besiedlung unseres Bezirks auf dem Höhenrücken zwischen der großen und kleinen Enz erfolgte wohl von Westen her. Interessant ist, wie das letzte Fleckchen des oberen, fruchtbaren Buntsandsteins von der Kultur gefunden und gerodet wurde. Hier, wie überhaupt bei allen Dörfern des Calwer Waldes, sehen wir, wie die Felder an der Grenze zwischen dem oberen und unteren Buntsandstein enden und die nährstoffarmen Böden des mittleren Buntsandsteins dem Wald überlassen worden sind.

Kurz zusammenfassend läßt sich mit höchster Wahrscheinlichkeit sagen: Es entstanden unsre Siedlungen mit den Namen auf -ingen bald nach dem Jahre 300, die -heim nach 500, die -stetten und andre Orte auf dem Muschelkalk im 7. und 8. Jahrhundert, die Weiler und die 3 Hauptorte im Nagoldtal im 8. bis 10. Jahrhundert, endlich die übrigen, meist waldfusenartig angelegten Orte im 10. bis 14. Jahrhundert; die -hardt-Orte bildeten bei dieser letzten Gruppe den Übergang, die hinteren Waldorte den Schluß der Besiedlung. Als Nachzügler kam 1699 noch Neuhengstett auf früher schon besiedelter Stelle (Schlachdorn) hinzu. Statt Neugründungen gibt es heute nur noch Ortsvergrößerungen.

3. Die Ableitung der Ortsnamen.

Die im Gäu gelegenen ältesten Ortschaften unseres Bezirks wurden meist nach alamannischen oder fränkischen Stammeshäuptlingen benannt, welche die Dörfer mit ihrer Sippe (Verwandtschaft) besetzten. Der Ortsname Deckenpfronn bedeutet Pfürnde (Belohnung oder Einkommen). Gedingen kommt her von dem Personennamen Gacho, Ostelsheim von Ostolf oder Ostwolf, Althengstett (früher Hingstetten) von Hingo, Simmozheim von Sigemund, Ottenbronn von Otto, Möttlingen von Matilo, Haugstett von Huwo, Monakam (früher Monenkamp) von Mono (Kamp = Bergrücken), Liebenzell bedeutet Liobas Zelle, d. h. Klosterlein zu Ehren der hl. Lioba; Kentheim ist nach dem heil. Kandidus benannt. Seitzental (früher Sizenhäuser) weist auf einen Gründer namens Siz oder Seiz hin. Auf dem Calwer Wald ist die Bezeichnung der Ortschaften nach Personennamen seltener. Martinsmoos bedeutet mooriges Grundstück, das einem Martin gehörte, Weltenschwann (früher Waltingschwende) die Schwende (Rodung) eines Walting. Sommerhardt (sommerlicher Wald) ist eher auf Sommerhardt (sommerlicher Wald) als auf den Personennamen Summo, Agenbach ist auf den Namen Agino zurückzuführen. Liebelsberg kommt von dem Personennamen Lubilo. Stammheim, eine der ältesten Ortschaften, bedeutet Heim in der Rodung der Baumstämme, Holzbrunn Brunnen im Walde, Dachtel Dohlentel, Lützenhardt Hof am kleinen Wald (Lützel = klein), Calw (früher Chalewa) die kahle Stelle, Hirsau die Hirschau (vergleiche Hirschau bei Tübingen), Teinach starkes Wasser, Zavelstein tafelförmiger Stein, Speßhardt Spechtswald, Röttenbach (mundartlich Raitenbach) Bach zwischen den Raiten (Höfen), Würzbach Wurzgarten am Bach; Oberkollwangen (Wangen = Waidegrund), Oberkollbach und Kohlerstal sind auf Kohlenbrennereien zurückzuführen. Zwerenberg

bedeutet zwercher Berg (zwerch = quer); Hornberg ist nach dem vorspringenden hornartigen Berg, auf dem die Burg stand, benannt, Michelberg und Michalden nach der Eiche, Hünerberg vielleicht nach den Auerhühnern. Die Bedeutung der Namen Schmich, Bulach und Reichenbach läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen. Die Besiedlung von Oberhaugstett erfolgte wohl von Unterhaugstett aus, diejenige Unterreichenbachs von dem älteren Oberreichenbach und diejenige Neubulachs sicher auf der Markung von Altbulach. Neuweiler wurde wahrscheinlich so benannt im Gegensatz zum alten Weiler Hofstett. Der Name Zavelstein ist abgeleitet aus dem Wappen der ersten Inassen.

Über die Entstehung von Haugstett und Monakam weiß die Sage folgendes zu melden: Zwischen Unterhaugstett und Monakam stand in alter Zeit das Dorf Wefershhausen. In Kriegszeiten hatten dessen Einwohner so sehr zu leiden, daß zuletzt nur noch zwei Männer übrig blieben. Der eine hieß Haug, der andere Mona. Schließlich verließen auch sie die Stätte des Elends. Haug siedelte sich südlich, Mona nördlich von Wefershhausen an. Später gesellten sich ihnen noch andere Leute zu, und so entstanden nach und nach die Orte Unterhaugstetten und Monakam.

Von der ziemlich spät (vielleicht erst im 30jährigen Krieg) abgegangenen Ortschaft Oberwürzbach (zwischen Würzbach und Aigenbach) erzählt die Sage: Ein Hirte von Würzbach bemerkte, daß sich ein Stier öfters von der Herde entfernte und nach einiger Zeit ganz „desperat“ (aufgeregt) zurückkehrte und die drolligsten Sprünge machte. Der Hirte schlich ihm einmal nach und sah, wie der Stier mit vollen Zügen aus einem Weinfass trank. Der Stier war einmal durch ein verfallenes, mit Buschwerk überwachsenes Gewölbe gestürzt. Durch den Fall hatte er eine morsche Fackdaube eingedrückt und dadurch das köstliche Nash freigelegt, das ihm offenbar besser schmeckte, als sein gewöhnlicher Viehtrank. Auch sonst weiß der Volkswitz die Ortsnamen zu deuten. In Dennjacht sollen einst außer dem Schulzen 8 Bauern gewohnt haben. Wenn ihnen der Schultheiß etwas bekannt geben wollte, sagte er zu seinem Büttel: „Geh zo dene ächt“. — Ein Bauer ging einst mit seinem Sohne aufs Feld, um Obstbäume zu setzen. Aus der Tiefe der Grube schimmerte den beiden glänzendes Metallgestein entgegen; sie hatten Kupfer und Silber entdeckt. Verwundert schaute der Sohn auf die ihm unbekanntenen Schätze. Da stieß ihn der Vater in die Seite und sagte: „Du, — lach!“ So entstand Bulach.

4. Die Grafen von Calw.

Die Franken teilten ihre Länder in einzelne Gaue ein. Die Verwalter derselben nannte man Gau grafen. Sie hatten für die Heerfolge, die Kirche, die Einbringung der Steuern und die Rechtsprechung zu sorgen. Mit der Zeit wurde die Grafenwürde erblich und blieb oft Jahrhunderte lang in den Händen eines Geschlechts. Die ersten Gau grafen, denen unsere Gegend unterstellt war, und von denen wir sichere Kunde haben, waren die Grafen von Calw. Man nimmt an, daß ihr Geschlecht schon im 9. Jahrhundert den Würmgau, im 11. dazu

den Zaber-, Murr-, Enz- und Uffgau verwaltete. An letzteren erinnert die Uffkirche in Cannstatt, das mit Türkheim und Fellbach zum Gebiet der Grafen von Calw gehörte. Auch die Glehuntare (Gebiet des oberen Gäus von Böblingen über Herrenberg bis Rottenburg) war ihrem Verwaltungsbezirk zugeteilt. Weil sich die Kaiser auf die mächtigen Herzoge nicht verlassen konnten, suchten sie deren Macht zu schwächen und suchten eine Stütze bei Grafen und Bischöfen. In diese Zeit fällt darum auch das rasche Anwachsen der Herrschaft Calw. Urkundlich treten die Calwer Grafen bei uns auf im Jahre 1037. Jedenfalls hatten sie kurz zuvor die Burg zu Calw erbaut und sich nach derselben benannt. Ihre früheren Wohnsitze sind nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Wahrscheinlich saßen frühere Glieder der Familie auf der Burg zu Kleiningersheim am Neckar (zwischen Besigheim und Marbach); denn die Grafen von Ingersheim waren Verwandte von ihnen, auch stifteten sie dem Kloster Hirsau Güter in Walheim und Hefsigheim, also in Orten, die in nächster Nähe von Kleiningersheim liegen. Die Niederlassung in Calw mag wohl darin ihren Grund haben, daß der Kaiser ihnen den damals teilweise noch unbesiedelten Calwer Wald und das gänzlich unbesiedelte Nagoldtal als Lohn für ihre Tätigkeit überließ. Außer den Burgen in unsrem Oberamt gehörten ihnen noch Baihingen, Enzberg, Löwenstein, Wolffölden bei Marbach, wahrscheinlich auch Asperg, Weilstein und Weinsberg. Die meisten Glieder der Familie hießen Adelbert. Der Schwager Adelberts I. war Papst Leo IX. Der Sage nach soll er auf einer Reise zu seinen Verwandten im Jahre 1049 die Nikolauskapelle in Calw und die Kirche in Althengstett eingeweiht haben. Zum Dank dafür half ihm sein Schwager in einem Kampf gegen die Normannen. Diese bedrohten von Unteritalien aus, wo sie ein neues Reich gründeten, das Gebiet des Papstes, den Kirchenstaat. Graf Adelbert soll im Verein mit dem elsässischen Grafen von Egisheim, einem Bruder Leos IX., seinem Schwager im Jahre 1053 mit einem Heere zu Hilfe geeilt sein. Obwohl die Schwaben, unter denen sich viele Bauernsöhne aus unserer Gegend befanden, Wunder der Tapferkeit verrichteten, ging die Normannenschlacht verloren. Da die Truppen Adelberts nicht zurückweichen wollten, fielen alle 700 Schwaben unter den Streichen der kühnen Normannen.

Adelbert II., auch Arimbart genannt, hatte eine Schwester des tapferen Kreuzzugführers Gottfried von Bouillon namens Wiltrud zur Frau. Er stiftete die Klöster zu Hirsau und Sindelfingen. Im Kampfe zwischen Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor stellte er sich auf die Seite der Gegner des Kaisers und verband sich mit dem Herzog Rudolf von Schwaben, den die Feinde des Kaisers als Gegenkönig aufgestellt hatten. Nachdem Kaiser Heinrich von Kanossa zurückgekehrt war, strafte er seine treulosen Vasallen. Er zog mit einem Heer ins Schwabenland und verheerte auch die Calwischen Lande. Unmenschlich hausten seine Krieger, und noch 100 Jahre später sprach man von dem Elend dieser Zeit, wie wir heute von der Not des 30jährigen Krieges sprechen. Möglicherweise stellte Adelbert seinem Schwager auch ein kleines Heer zur Beteiligung am ersten Kreuzzuge. Er verbrachte seine letzten Tage im Kloster Sindelfingen und wurde seinem Wunsche gemäß in der Klosterkirche zu Hirsau be-

graben. Sein Sohn Gottfried spielte eine hervorragende Rolle in der Geschichte Deutschlands. Er war einer der angesehensten und treuesten Anhänger des Kaisers Heinrich V., während des Kaisers Römerzuges sogar Reichsverweiser. Da Gottfrieds einziger Sohn vor ihm starb, kam der Hauptteil seiner Güter an Herzog Welf von Bayern, den Gemahl seiner Tochter Uta. Dadurch glaubte sich ein Neffe Gottfrieds, Adelbert III., benachteiligt. In dem ausbrechenden Erbschaftsstreit nahm Adelbert Schloß und Stadt Calw mit List, unterlag aber später in blutiger Fehde. Doch erhielt er die Burg Calw als Lehen. Von ihm stammen die Grafen von Löwenstein und von Baihingen ab.

Der letzte Graf von Calw, Gottfried, starb im Jahre 1260. Die Erben seines zusammengeschmolzenen Güterbesitzes waren seine Schwiegersöhne. Eine Tochter war zuerst mit einem Grafen von Tübingen, dann mit einem Grafen von Berg-Schelllingen vermählt. Den Anteil des letzteren erwarb Württemberg im Jahre 1308, das Gebiet der Tübinger Grafen kaufte Eberhard der Greiner im Jahre 1345. Das Erbe der zweiten Tochter Gottfrieds, die sich Gräfin von Zavelstein nannte, wurde schon im Jahre 1300 von deren Mann an das Kloster Herrenalb verkauft (z. B. Simmozheim und Althengstett). Herrenalb erwarb auch Gchingen im Jahre 1308 von den Grafen von Tübingen.

Das Wappen der Grafen von Calw, ein auf drei blauen Bergspitzen im goldenen Feld stehender, gekrönter Löwe, ist jetzt zum Stadtwappen geworden.

Für die einstige Bedeutung des Calwer Grafengeschlechts spricht: der Umstand, daß Sage und Dichtung es mannigfach verherrlicht haben. Die Württembergischen Volksbücher, Sagen und Geschichten, enthalten in Band I „Graf Hubert von Calw“ und „Kaiser Konrad und das Müllerskind“, in Band II „Helizena“ (angeblich erste Stifterin des Klosters Hirsau).

Weniger bekannt ist die Sage von der Glocke im Sindelfinger See.

Eines Tages, als Graf Alsimbert von Calw müde von der Jagd im Sindelfinger Wald auf seine Burg heimgekehrt eingeschlafen war, hatte er einen seltsamen Traum. Es dünkte ihn, als trete ein Mann in weißen Kleidern vor ihn und spräche zu ihm: „Du sollst die Mauern deiner Burg abbrechen und aus ihren Steinen eine Kirche bauen. Zum Zeichen dafür, daß ich von Gott komme, laß dir sagen: es wird sich eine Glocke in einem See in der Nähe finden; diese soll der Erstling für das Gotteshaus werden und für ewige Zeiten soll sie auf seinem Turme hangen.“

Kaum graute der Tag, da meldete sich einer seiner Jäger beim Grafen, er habe ihm wichtige Kunde zu bringen. „Was ist's?“ fragte Alsimbert. „Schon lange war ich einer Wildsau auf der Fährte. Gestern abend bin ich wieder auf ihre Spur gekommen; wie ich sie verfolge, komme ich zu einem See im Walde. Dicht an seinem Ufer im Gestrüpp fand ich die Sau mit ihren Jungen in einer Höhlung am Boden, und der Rand der Höhlung glänzte wie Metall. Wie ich aber genauer hinsehe, da war die Höhlung der Bauch einer gewaltigen Glocke; die hatte die Sau aus dem See gewühlt.“

Als der Jäger seinen Bericht geendet, erkannte der Graf die Wahrheit seines Traumes. Alskald sandte er Leute an den See, um nach der Glocke zu

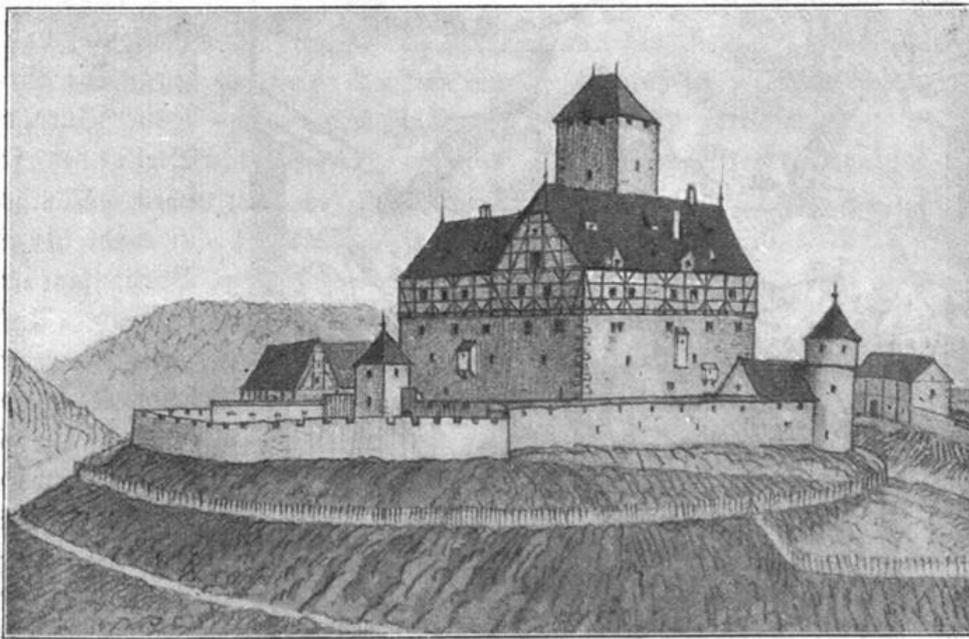
suchen. Und wirklich fand man diese ganz nach des Jägers Bericht. Mit Mühe zog man die Glocke aus dem Schlamm und hängte sie auf den Turm der neu-erbauten Kirche zu Sankt Martin in Sindelfingen.

Aus „Schwäbische Sagen, gesammelt von Rudolf Kappf.“
Verlegt bei Eugen Dietrichs, Jena.

Das Schloß Calw war ums Jahr 1600 gänzlich zerfallen. Herzog Friedrich I. von Württemberg ließ es abbrechen, um Raum für ein neues großartiges Schloß zu gewinnen, das sein berühmter Baumeister Hans Schickhardt aufführen sollte. Als die Grundmauern erbaut waren, starb der Herzog, und der Weiterbau unterblieb. Im Jahre 1878 ließ die Militärverwaltung auf dem Schloßberg ein massives Dienstgebäude für das Calwer Landwehrbezirkskommando erbauen.

5. Die Burgen in unserer Heimat.

Als die Besitzungen der Grafen von Calw anwuchsen, konnten sie ihre Dienstleute nicht mehr alle am Herrenhose unterbringen. Die Gefolgsleute, die mit den Grafen in den Krieg zogen, wurden zur Belohnung mit Bauernhöfen,



Burg Waldeck, mutmaßliche Ansicht.
Zeichnung von Burgenforscher Koch, Söflingen.

befestigten Wohnsitzen, belehnt. Der Umgang mit den adeligen Herren, der Kriegsdienst zu Pferd in glänzender Waffenrüstung verlieh ihnen mehr Ansehen und Ehre. Man bezeichnete sie als Ritter und zählte sie zum niederen Adel, obwohl sie meist dem Bauernstand entsprossen waren. Ihre Behausung war ursprünglich durch Wall, Graben und eingerammte Pfähle geschützt; seit man durch die Kreuzzüge mit dem Quaderbau bekannt wurde, baute man die Burgen aus Stein. Als Verwalter oder Vogt war fast in jedem größeren Dorf ein

Ortsadeliger, der meist im Schutz der befestigten Kirche wohnte. So umschloß Kirche und Burg der Herren von Hingstetten (Althengstett) eine gemeinsame Mauer, vor die sich Wall und Graben legte. Mit Hilfe der Quelle des Tältsbachs, der an der Kirche entspringt und bei Hirsau mündet, verwandelte man



Ruine Liebenzell.
Zeichnung von E. Schwenk, Schramberg.

waldern, später von Förstern bewohnt. Hinter Wallgraben und geborstenen Festungsmauern liegt heute ein Bauernhaus, zu dem man durch einen spitzbogigen Toreingang gelangt. Die Burg zu Altburg lag gegenüber dem Gasthaus zum Lamm. Außer dem Halsgraben und dem Erdwall blieb nichts von ihr übrig. Im Jahre 1700 erbaute „Ihro Gnaden, der Herr Vogten von Calw“, Freiherr von

den Wallgraben in einen See. Im Jahre 1595 wurde Burg Hengstett abgebrochen. Der Kirchhof von Ostelsheim, benützt bis 1812, war mit einer festen Ringmauer umgeben, die 1847 vollends abgebrochen wurde. Wasserburgen waren auch die zu Stammheim (Stammheimer Schlöfle) und Altburg. Die Stammheimer Burg, an der Stelle des fränkischen Königshofs, ist wohl die älteste Burganlage unseres Bezirks. Auf der Markung Stammheim liegen noch die Ruinen der Burg „Dicke“ (über dem Bahnhof Zeinach) und die gewaltige Ruine Waldeck. Als das Stammheimer Schlöfle in den Besitz des Klosters Hirsau überging, wurde es von Klosterver-

Buwinghausen, an Stelle der abgegangenen Burg ein einfaches Schlöfchen mit einem Beitrag des Amtes Calw, nachdem ihm französische Nordbrenner das Schloß seiner Väter in Zavelstein im Jahre 1692 zerstört hatten. Das Schlöfchen diente zuletzt als Bauernhaus und wurde im Jahre 1823 von seinem unwissenden Besitzer abgebrochen, der in den Besitz versteckter Schätze zu gelangen hoffte. Die Buwinghausen hatten aber nicht viel zu hinterlassen; nur notgedrungen hatte Maximilian Buwinghausen 1759 das Schloß Altburg samt allen Gütern an Württemberg verkauft.

Über dem Ziegelbach, genau südlich von Altbulach, liegen auf dem zu Neubulach gehörigen Schloßberg die spärlichen Trümmer einer abgegangenen Burg, deren Name uns nimmer bekannt ist. Gegenüber der Ziegelbachmündung finden wir die unbedeutenden Überreste der Gaisburg auf der Markung Holzbronn. Von der Burg in Möttlingen finden wir keine Spuren mehr. Alle bisher erwähnten Burgen mit Ausnahme der Burg von Hingstetten gehörten den Truchsesen von Waldeck. Diese erhielten sie ursprünglich von den Grafen von Calw. Mit dem Sinken und Aussterben des Calwer Grafengeschlechts wurden aus den einstigen Verwaltern der Burgen Besitzer derselben. Daß manche Burg Sitz eines Verwalters war, zeigt der Name Vogtsburg. Die als Zufluchtsort von Brenz bekannte Burg Hornberg lag auf dem Bergrücken zwischen den Tälern des Zwerch- und des Köllbachs. Mauerreste und der Rumpf eines Turmes liegen noch im Walde versteckt. An das einstige Schloß in Martinsmoos erinnert nur noch die Sage vom wilden Jäger. Dort soll ein gottloser, troziger Jäger gewohnt haben. Dem Priester, der ihn auf seinem Sterbebette zum Reiche Gottes befehlen wollte, habe er geantwortet: „Unsrem Herrgott soll sein Reich verbleiben, mir aber soll meine Jagd verbleiben bis zum jüngsten Tag.“ Zur Strafe dafür habe er nach dem Tode keine Ruhe bekommen. Mit Jägern und Hunden brause er unter Sturmgetöse in den Lüften daher.

Zu den schönsten und größten Ruinen innerhalb unseres Bezirkes gehören Waldeck, der Schloßberg in Liebenzell und Zavelstein.

6. Burg Gautsberg im Kleinenztal.

Von E. Odenbach, Freiburg.

Etwa 12 km südlich von Wildbad grüßt, wenn wir das Tal der kleinen Enz aufwärts wandern, von der rechtsseitigen Bergwand die ziemlich versteckt liegende Ruine des ehemaligen Bergschlosses Gautsberg herüber. Sie wurde früher auch Vogtsberg oder Voutsberg — daher die heutige Benennung —, d. i. Wohnung eines Vogtes, genannt. Über die Schicksale ihrer Erbauer und ersten Bewohner befinden wir uns, wie bei den meisten Burganlagen, im Dunkeln. Der in seinen unteren Teilen noch die ältere Bauart verratende Bergfried (Turm) weist bezüglich der Zeit seiner Erbauung etwa auf das Ende des 12. und den Anfang des 13. Jahrhunderts hin. 1906 ist der nach der Talseite zu von düsteren Föhren gedeckte Turm ausgebessert und seine Plattform zugänglich

gemacht worden. Gleichzeitig wurden in dankenswerter Weise die Reste der übrigen Umfassungsmauern bloßgelegt und der Burggraben von Schutt und Geröll geräumt, so daß man heute ein gutes Bild der zwar nicht großen, aber originellen Burganlage gewinnt. Interessant sind vor allem der mächtige Halsgraben, der die Burg von der Bergwand trennt, sowie die Reste der Schildmauer und der vor die Ringmauer geschobene, eingewölbte Turm (Bergfried). Wir finden vom 11. bis weit ins 13. Jahrhundert hinein in dieser Gegend die mächtigen Grafen von Calw begütert. Zu ihren Dienstleuten zählten auch die Herren von Vogtsberg, ein Rittergeschlecht, welchem wir erstmals im 13. und in der Folge auch im 14. Jahrhundert begegnen. Zu Vogtsberg gehörten damals außer den Bergorten Michelberg, Hühnerberg, Kälbermühle, Meistern und der unterhalb der Burg an der kleinen Enz gelegenen Rehmühle noch Neuweiler mit Hoffstett, Nischalden und Wenden (letzteres im N.-O. Nagold). Diese Orte bildeten später die nach der Burg benannte Herrschaft Vogtsberg, welche in württembergischer Zeit von Vögten, die auf der Burg ihren Sitz hatten, verwaltet wurde. Im 13. Jahrhundert gründete ein Zweig der Vogtsberger auf einem vorspringenden Berggrücken bei dem heutigen Dorfe gleichen Namens die Burg Hornberg, nach welcher er sich fortan benannte. (Bei Güterteilungen usw. in Herrenfamilien war es natürlich, daß, während der ältere Bruder nach der Hauptburg hieß, der jüngere nach einem anderen Hausbesitz sich nannte). 1323 verkauften die Brüder Heinrich, Berchtold, Wolmar und Dietrich von Hornberg um 300 Pfd. Heller die halbe Burg Fautsberg und Rechte an das von den Hornbergern gestiftete Enzklosterle an den Grafen Eberhard von Württemberg. Die andere Hälfte der Burg, welche in den Händen der Lehensherren, der Grafen von Calw bzw. deren Nachkommen und Erbnachfolger, der Pfalzgrafen von Tübingen, befand, scheint erst später, etwa um 1345, zugleich mit Calw an das Haus Württemberg gekommen zu sein.

Die Herren von Vogtsberg treten wenig in der Geschichte hervor; sie scheinen sparsame Haushalter und auf die Mehrung ihres Besitzes bedacht gewesen zu sein, wozu sich bei den Wirren der damaligen Zeit und der Verschwendungssucht des Hochadels öfters Gelegenheit geboten haben mag. Dagegen scheint ihr Hornberger Zweig das gegenteilige Prinzip vertreten zu haben, wie wir aus dem Verkaufe der Rechte auf Vogtsberg usw. ersehen. Wir finden sie des öfteren als Begleiter der Grafen von Calw auf deren mannigfachen Fehdzügen und Reisen; später wurden sie durch Verleihung des Truchseßenamts ausgezeichnet. Im Jahre 1369 übertrug Graf Eberhard von Württemberg einem Wolmar von Hornberg die sehr einträgliche Herrschaft Zavelstein als Lehen mit der Bedingung, dem Lehensherrn eine jährliche Abgabe zu entrichten.

Die Ritter von Hornberg starben im Jahre 1399 aus; über den Besitz ihrer Burg Hornberg verglichen sich Württemberg und Baden im darauffolgenden Jahre. Ihre Rechte an der Burg hatten diese Häuser schon vorher von den Hornbergern erworben. Nach dem Übergange Vogtsbergs an Württemberg bezogen württembergische Vögte das Schloß und nahmen die Verwaltung der zugehörigen Güter und Gefälle in ihre Hand. Das Gebiet wurde unter

dem Namen der „Herrschaft Vogtsberg“ vereinigt. Im Laufe der Zeit suchte Württemberg die Burg Vogtsberg mehrfach als Lehen zu verwerten; doch schlugen diese Versuche gewöhnlich fehl, da sich unter dem Adel der Umgegend niemand gern auf der weltabgeschiedenen Burg festsetzen wollte.

Im Jahre 1476 diente die damals noch gut erhaltene Burg Vogtsberg dem Straßburger Domdechanten Graf Johann von Helfenstein als Aufenthalt. Der Genannte geriet mit dem damaligen Bischof von Straßburg, Rupprecht von Bayern, in Streit. Graf Johann brachte sich jedoch rechtzeitig in Sicherheit und wählte, um auch den Freunden des Straßburger Bischofs zu entgehen, die ihm vom verwandten württembergischen Hause als Zufluchtsort angetragene versteckt liegende Burg Vogtsberg. Wie lange er auf dieser gewilt, ist nicht genau bekannt; doch dürfte dem im „wunderschönen Straßburg“ ziemlich verwöhnt gewordenen geistlichen Herrn der Aufenthalt an der einsamen Stätte nicht allzu sehr behagt haben, besonders wenn im kalten Winter Füchse und Wölfe das Schloß umkreisten und letztere mit heiserem Geheul ihre Anwesenheit kund gaben. (Daß es deren noch 1535 und später im Schwarzwald gab, bezeugt u. a. der Geschichtschreiber Martin Crusius. Der letzte Wolf wurde 1803 bei Wildbad erlegt.)

Nicht ganz 100 Jahre später — 1561 — wird unsere Burg, die damals schon arg im Verfall war, samt Gefällen dem großen württembergischen Reformator Johannes Brenz um 350 Gulden als Lehen gegeben. Wahrscheinlich wurde er während seines mutmaßlichen Aufenthalts auf der benachbarten Burg Hornberg, zu dem er infolge der Nachstellungen seiner Feinde genötigt worden sein soll, auf seinen Wanderungen mit dem freundlichen Tal der kleinen Enz und der Vogtsburg bekannt, deren Lage und Örtlichkeit ihm wohl gefallen mochte. Das Gut hielt damals außer dem alten verfallenen Schloß und den Waldungen 2 Morgen Gärten, 7 Tagewerk Ackerfeld und 17 Tagewerk Wiesen. Wenige Monate vor seinem Tode wurde Brenz die Burg auf sein Verlangen gegen andere Entschädigung wieder abgenommen. Nach Brenz' Tode wird Vogtsberg, das wohl weniger der Wut des Bauernkrieges als dem Zahn der Zeit zum Opfer fiel, wohl nur noch den in dieser Gegend beschäftigten Waldknechten ein zeitweiliges Unterkommen geboten haben. 1583 ging es ab; doch bewohnte die Behausung dann noch 1604 der Forstknecht der Neuweiler Hut.

Später befand sich Vogtsberg als Lehen im Besitze eines Forstmeisters in Wildbad und ging dann in die Hände der Rehmüller über, welche die verfallenen Burganlagen zum Wiederaufbau ihrer durch mehrfache Brände zerstörten Mühle als Steinbruch benutzten.

In den inneren Raum der ehemaligen Burg waren früher in Kriegszeiten die sog. Fautsbergorte (Hühnerberg, Meistern, Rehmühle und Hofstett) ihr Vieh und ihre Habe zu flüchten berechtigt. Heute noch besteht für diese Orte eine Fautsbergstiftung mit einem Kapital von 1600 Mark.

*

LANDRATSAMT CALW
Kreislarchiv

7. Die Waldeck in Geschichte und Sage.

Krimhilde von Waldeck.

O Waldeck, schönste du von allen
im burgenreichen Nagoldtal,
zu deinen Mauern will ich wallen
im goldnen Morgensonnenstrahl;
zu deinen Füßen will ich lauschen,
den Blick hinaufgewandt zu dir,
an deinen Sagen mich berauschen,
du Felsenburg, des Schwarzwalds Zier!

Zwar deine Türme sind zerfallen,
gesprengt ist Mauerwerk und Tor,
und aus den Höfen und den Hallen
sproßt frisches Buchengrün hervor.
Doch frohig blickst du noch heute
hinaus in einst beherrschtes Land;
als Siegrin noch im Totenkleide
hällst den Jahrhunderten du stand.

Auch deine Ritter sind von dannen,
versunken in Unendlichkeit;
doch treulich halten dunkle Tannen
die Wacht um deine Trümmer heut'.
Und wo dereinst vor frohem Kreise
der Spielmann zu der Leier sang,
klingt jetzt des Wandrers frohe Weise
bei einer Laute mildem Klang.

Krimhilde, hüte deine Schätze!
Der Geist der Neuzeit greift sie an.
Denn durch des Schloßbergs Felsensätze
sprengt Dynamit ihm seine Bahn.*)
Das Stahlroß faucht durch finst're Pforten,
das Wasser rauscht durch fels'gen Schacht;
die Hände reicht sich Süd und Norden —
Licht schöpft der Mensch aus ew'ger Nacht!
Gorhhilf Fenzel, Bauer in Ostelsheim, 1893—1916,
gefallen vor Verdun.

Zwischen der Station Feinach und dem Dorf Kohlerstal liegt auf einem von der Nagold umflossenen Bergvorsprung die zur Gemeinde Stammheim gehörige malerische Ruine Waldeck. Sie ist eine der schönsten und besterhaltenen Ruinen in unserem Vaterland. Dort und auf 4 andern Burgen in der Nachbarschaft wohnten vor alter Zeit Lehensleute der Grafen von Calw, später der Grafen von Tübingen, der Erben der Calwer Grafen, und endlich der Grafen von Hohenberg, Verwandter der Grafen von Tübingen. Zur Zeit des Faustrechts trieben sie als Raubritter ihr Unwesen. Im Herbst des Jahres 1284 herrschte keine frohe Stimmung auf der Burg. Der Besitzer, der sonst fast jeden Tag wohl bewaffnet auf seinem mutigen Rosse in das Nagoldtal hinabgesprengt war, ließ sich den ganzen Oktober hindurch nicht blicken. Auch von seiner Tochter, der lieblichen Krimhilde, war trotz des schönsten Herbstwetters weder in den prächtigen Waldungen noch in dem nahen Dorfe Albulach, wo sie jedes Kind kannte, etwas zu sehen. Die Zugbrücke blieb sorgfältig aufgezo-gen und das starke Tor verschlossen. Der Wächter aber befand sich Tag und Nacht auf seinem Posten, der Plattform des besten Turms, und ließ seine Blicke vor allem nach Osten schweifen. Es war nichts Gutes, das er seinem Herrn zu melden hatte. Die nächtliche Röte am Himmel zeigte an, daß der Kaiser Rudolf von Habsburg nicht mehr fern und ein strenger Richter sei. Rudolf billigte keineswegs den Grundsatz: „Rauben und Stehlen ist keine Schand, es tun's die Edelsten im Land.“ Wie sich die Herren von Waldeck, die 3 Brüder Werner, Vollmar und Helfrich, die auf 5 Burgen wohnten, zu seinem Gebot stellten, wußte man in Calw und anderen Städten ganz genau. Schon oft waren Kaufleute oder Wanderer, die friedlich die Straße dahin-

*) Stollen des Feinacher Elektrizitätswerks und Eisenbahntunnel.

zogen, welche vom oberen Neckar her durchs Nagoldtal führte, überfallen und ihrer Waren beraubt, wohl gar auch in die feste Burg Waldeck geschleppt worden, wo sie so lange festgehalten wurden, bis ihre Angehörigen ein namhaftes Lösegeld entrichteten. Auf diese Weise war der Waldecker zu einem unermesslichen Reichthum gekommen. Seine Schätze verbarg er in einem Turm, der so tief im Boden steckte, als er darüber hinausragte. Dieses Raubunwesen trieb der Herr von Waldeck und mit ihm noch mancher andere Ritter des Nagoldtales lange Jahre ungestraft. Denn es war kein Kaiser und Herrscher im deutschen Lande, der mit starker Hand diesen Raubgesellen das Handwerk gelegt hätte. Als aber Rudolf von Habsburg von den Kurfürsten auf den Kaiserthron erhoben worden war, da zog er mit Heeresmacht durch die deutschen Lande und brach die Burgen



Ruine Waldeck.

Zeichnung von E. Schwenk, Schramberg.

der Raubritter, und mancher hochadelige Räuber starb am nächsten besten Baum eines unrühmlichen Todes. Dem Waldecker ging es nicht besser als seinen Genossen. Bald kam Rudolf von Weilderstadt her vor die Tore der Burg Waldeck. Zwei Monate lag er vor ihr. Wegen der vielen starken Vorwerke konnte er sie nicht leicht erobern. (Sie war durch fünf den schmalen Kamm durchschneidende Gräben gesperrt.) Am 11. November 1284 wurde sie doch erstürmt und in Asche gelegt. Die Sage berichtet, daß des Ritters Tochter dabei den Tod in den Flammen gefunden habe, und als die Zerstörer der Burg im Abziehen noch einmal zurückgeschaut, um sich am Anblick der fallenden Türme zu weiden, da sei aus lodernden Flammen eine silberne Schlange mit güldener Krone aufgestiegen. Seither hütet Krimhilde in der Gestalt einer Schlange oder einer Jungfrau mit goldenen Haaren den unermesslichen Schatz des Schlosses. Wer in der Christnacht es wagt, Krimhilden zu erlösen, bekommt zum Lohne die verborgenen Reichthümer. Des Talmüllers dreijähriges Töchterlein kam einmal in die Nähe

der alten Burg. Es setzte sich mitten auf den Fußweg zur Schlange und streichelte sie. Das Tier tat dem Kinde nichts zuleide und huschte bald hernach ins Gebüsch. Etlche glänzende Schuppen waren der Schlange ausgefallen. Das Mägdlein hob sie auf und trug sie frohgemut nach Hause. Als das Kind zu Bette ging, legte die Talmüllerin die Schuppen in ein Schächtelchen, damit das Kind des andern Tages wieder damit spielen könnte. Über Nacht wurden die Schuppen in lauter schwere Goldstücke verwandelt.

Albrecht von Hohenberg, der Schwager des Kaisers Rudolf, der nach dem Weggang des Kaisers die Belagerung leitete und die Waldeck erstürmte und zerstörte, baute an Stelle der Ruine eine neue Burg, mit der die Herren von Waldeck wieder belehnt wurden. Von den Grafen von Hohenberg kam sie an die Pfalzgrafen vom Rhein, dann an das Kloster Hirsau und mit dessen Aufhebung an Württemberg. Die zur Burg gehörige Bannmühle, an welche mehrere Ortschaften „gebannt“, d. h. gezwungen waren, nur dort zu mahlen, stand beim Gasthaus zum Schiff in Kohlerstal. Erwähnt wird sie in einer Erzählung von Ottilie Wildermut (Die Wasser im Jahre 1824). Zur Burg Waldeck gehörte Hof Dicke bei Stammheim und Hof Waldeck am Fuß der Ruine. Auf dem Gebiet des Hofes Waldeck, jetzt im Besitz vom „Gemeindeverband Elektrizitätswerk für den Bezirk Calw“, wurde 1856 die Spinnerei bei Kentheim errichtet. Wann die Burg Waldeck zur Ruine wurde, kann nicht mit Sicherheit angegeben werden. Jedenfalls ließ sie das Kloster Hirsau zerfallen. Außer den freien Herren von Waldeck gab es auch Truchsesse von Waldeck. Sie besaßen die Burg bei Hof Dicke, Altburg, Neuenbürg, Liebenzell, Stammheim, Wimberg, Gehingen, Dachtel und Däzingen. Im Wappen führten sie 2 gekreuzte Rechen.

8. Geigerles Lotterbett.

An der Stelle, wo der Waldecker Schloßberg durch das erste, äußerste Vorwerk der Burg vom Hinterland abgeschnürt ist, liegen 2 große Felsblöcke gegeneinandergelehnt. Sie bilden dadurch eine kleine Höhle, die einem lustigen Geigerlein als Lagerstatt gedient haben soll. Vorübergehende abergläubische Leute verrichteten in früheren Zeiten hier das Christophlesgebet. Sie baten den heiligen Christoph, dessen Bild wohl in der Felsenhöhle stand, er möge ihnen dazu verhelfen, die verborgenen Schätze der Raubritter aufzufinden. Eine andere Sage erzählt: Ein Geigerlein wollte einer armen Frau, die für ihren im Turm schmachtenden Mann bat, zu Hilfe kommen. Allein er wurde von dem Edelräulein überritten und fand dabei den Tod. Er soll dann in die Felsenische gelegt worden sein mit den Worten: „Hier hast du dein Lotterbett!“

's Geigerle.

Geigerle ischt e lustiger Ma,
geigt, daß Alles tanze ka,
's Geigerle hat koi Sorge —
's Geigerle geigt, 's Geigerle geigt
Bis am Sonntich Morge.

Ischt em Tal e Hauzich heut,
wöllet singe alle Leut
's Geigerle mues 's bsorge.
's Geigerle geigt, 's Geigerle geigt
bis am Sonntich Morge.

Und wenn z' Wildberg Kirwe isch, 's Geigerle ischt an armer Ma',
do gibt s Wei und badene Fisch, legt sich uff de Bode na,
's Geigerle hot foi Sorge — 's will em Niemert borge —
's Geigerle geigt, s Geigerle geigt 's Geigerle geigt, s Geigerle geigt
bis am Sonntich Morge. bis am Sonntich Morge.

Doba' uff'm Bergle nett
schdoht no's Geigerles Lotterbett
zwischen Schtoi verborge —
's Geigerle geigt, 's Geigerle geigt
bis am Sonntich Morge.

O. Eifenmann.



Geigerles Lotterbett.

*

9. Das Kloster Hirsau.

Nach † E. Bossert, Pfarrer in Hirsau.

Die Ulme zu Hirsau.

Zu Hirsau in den Trümmern,
da wiegt ein Ulmenbaum,
frisch grünend seine Krone
hoch überm Giebelsaum.

Er wurzelt tief im Grunde
vom alten Klosterbau;
er wölbt sich statt des Daches,
hinaus ins Himmelblau.

Weil des Gemäuers Enge
ihm Luft und Sonne nahm,
so trieb's ihn hoch und höher,
bis er zum Lichte kam.

Es ragen die vier Wände,
als ob sie nur bestimmt,
den kühnen Wuchs zu schirmen,
der zu den Wolken dringt.

Wenn dort im grünen Tale
ich einsam mich erging,
die Ulme war's die lehre,
woran mein Sinnen hing.

Wenn in dem dumpfen, stummen
Getrümmer ich gelauscht,
da hat ihr reger Gipfel
im Windesflug gerauscht.

Ich sah ihn oft erglühen
im ersten Morgenstrahl;
ich sah ihn noch erleuchtet,
wann schattig rings das Tal.

Zu Wittenberg im Kloster
wuchs auch ein solcher Strauß
und brach mit Niesenästen
zum Klausendach hinaus.

O Strahl des Lichts, du dringest
hinab in jede Gruft!

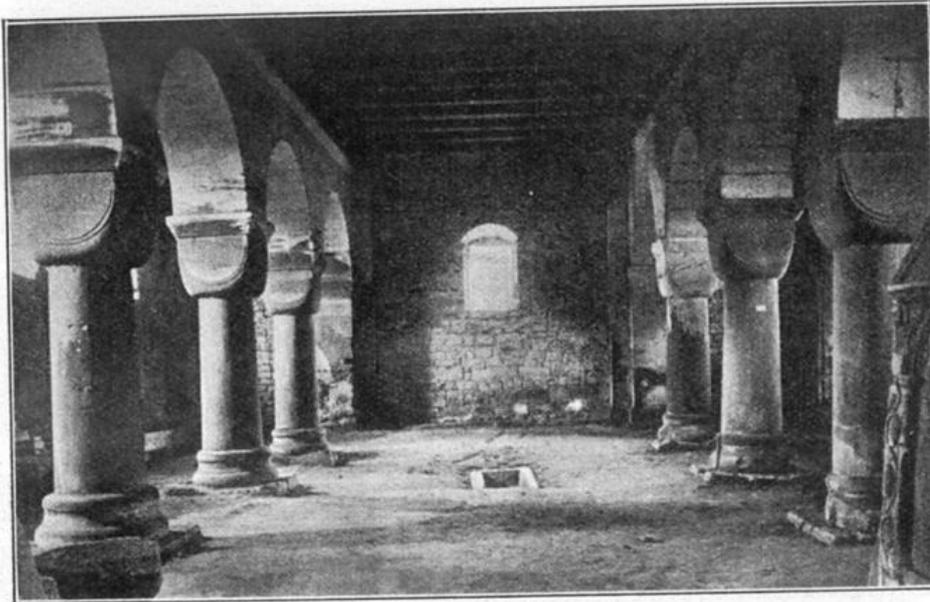
O Geist der Welt, du ringest
hinauf in Licht und Luft!

Ludwig Uhland.

In der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts erwachte in Deutschland ein kräftiges religiöses Leben. Viele Klöster wurden von reichen Leuten gegründet und mit Gütern ausgestattet; es fehlte nicht an Frommen, die nach der Ansicht jener Zeit am besten für ihr Seelenheil zu sorgen meinten, wenn sie als Mönche oder Nonnen in ein Kloster eintraten und sich für ihre ganze Lebenszeit verpflichteten, die drei Gelübde der Armut, des Gehorsams und der Ehelosigkeit zu beobachten. Wie die meisten Grafen stiftete auch Adelbert von Calw im Verein mit seiner Gemahlin Wiltrud im Nagoldtale, $\frac{1}{2}$ Stunde abwärts von seiner Burg, auf dem rechten Flußufer ein dem heiligen Aurelius geweihtes Kloster Hirsau. Es hat seinen Namen nach den im damals unbewohnten Tale weidenden Hirschen. Was von einer Klostergründung in Hirsau im Jahre 635 durch eine fromme Witwe Helizena in Calw und im Jahre 830 durch einen Edeln Erlafried erzählt wird, gehört ebenso in das Gebiet der Sage wie die am Ende des Mittelalters erdichtete Erzählung von der Geburt des deutschen Königs Heinrich III. in der Hirsauer Mühle. Denn erst ins 11. Jahrhundert fällt der Anfang Calws, das allmählich am Fuße der Burg dieses Namens entstand.

Es war im Dezember 1064, als, von Graf Adelbert herbeigerufen, die ersten zwölf Klosterbrüder aus dem durch ernste Zucht ausgezeichneten Kloster Einsiedeln in der Schweiz eintrafen. Aber erst als $4\frac{1}{2}$ Jahre später der aus Bayern gebürtige Wilhelm als der zweite Abt (1069 – 1091) an die Spitze trat, fing das Kloster an zu gedeihen, ja es erlangte unter dieser Leitung eine weltgeschichtliche Bedeutung. Denn Wilhelm war ein ungewöhnlich begabter und tatkräftiger Mann, der durch seine lautere Frömmigkeit und herzgewinnende Liebe viele Hunderte, darunter manche aus den höchsten Adelsgeschlechtern, anzog, an seine Person fesselte und für das Klosterleben begeisterte. Die Mönche hatten die geistigen Arbeiten zu besorgen, wie das Predigen in der ganzen Umgegend, die Pflege mannigfacher Künste, besonders der Musik, in der Wilhelm ein Meister war, die Verwaltung der Klostergüter und das Abschreiben vieler Bücher. Abt Wilhelm nahm auch Laienbrüder an, die man Bärtlinge hieß, weil sie sich im Unterschied von den glatt rasierten Mönchen den Bart wachsen ließen. Da dieselben im Aureliuskloster keinen Raum fanden, wurden sie

außerhalb in der Melschenau angesiedelt. Hier hatten sie eine eigene Kirche. Sie besorgten für die Mönche die groben Arbeiten. Aus ihnen errichtete Wilhelm, der auch ein großer Baumeister war, die berühmte Hirsauer Bauschule. Nach den von ihm entworfenen Plänen baute diese zahlreiche Klöster und Kirchen. Noch lange nach seinem Tod blühte sie und verbreitete über ganz Deutschland den eigentümlichen Hirsauer Baustil. Wilhelms größtes Bauwerk war das auf dem linken Nagoldufer errichtete Peter- und Paulskloster. Es war doppelt so groß als das Aureliuskloster, das für die massenhaft zuströmenden Klosterbrüder nicht mehr genügenden Raum bot, auch oft den Überschwemmungen ausgesetzt war. Im Jahre 1082 wurde mit dem Bau begonnen, aber erst ein Jahr nach Wilhelms Tod war er vollendet. Doch erlebte Wilhelm noch die Einweihung der domartigen Klosterkirche. Die dreischiffige Kirche hatte eine



Inneres der Aureliuskirche in Hirsau.

Aufnahme von Photograph Fuchs, Calw.

Breite von 23 m, das Mittelschiff war 23 m hoch. Vor ihrer Benützung zum Gottesdienst bewirtete er gastlich alle Armen aus der ganzen Umgebung. In der Mitte der Klosterkirche wurde sein eigener Leib beigesetzt. Während von dem Aureliuskloster außer einem Reste der ehemaligen Kirche jede Spur vom Erdboden verschwunden ist, ziehen die Ruinen des herrlichen neuen Klosters noch heute zahlreiche Besucher an. Hoch in die Lüfte ragt heute noch als ein würdiges Denkmal des erhabenen und freien Geistes seines Erbauers der sog. Eulenturm. Es ist der nördliche der beiden in sechs Geschossen sich erhebenden Türme, die das Westportal des großartigen, 93 m langen Gotteshauses einschlossen. Sie waren den Türmen der Peterskirche in Rom nachgebildet. Die rätselhaften Steinbilder am Eulenturm stellen vielleicht die 3 alamannischen Hauptgötter, Wodan mit dem Sonnenrad, Donar und Zeus dar. Trifft diese Annahme zu, so wollte Abt Wilhelm den zäh an ihrem altheidnischen Volksglauben hängenden Bewohnern des Calwer Waldes die Ohnmacht der alten Götter

handgreiflich vor Augen führen, indem er sie in Stein bannte, weil der Volksglaube annahm, man besitze Macht über denjenigen, dessen Bild man besitze. Die Geschichten vom Geist am Zavelsteiner Brücklein zeigen, daß der alte Volksglaube heute noch nicht ganz aufgegeben worden ist.

Mit ganzer Kraft bemühte sich Abt Wilhelm, das unwissende und verwilderte Volk auf eine höhere Stufe der christlichen Gesittung emporzuheben und ihm den Geist echter Frömmigkeit einzulösen. Er verstand es durch sein kräftiges und doch von liebeichem Erbarmen zeugendes Wort sowie durch sein vorbildliches Verhalten seine Mönche für ein sittenreines Leben zu gewinnen. Er sandte sie nach allen Himmelsrichtungen aus; das Volk staunte die enthaltsamen und von heiligem Eifer erfüllten Männer an, und ihre ernstesten Bußpredigten machten tiefen Eindruck auch auf rohe Gemüter. Viele Klöster hat Wilhelm von Hirsau



Kloster Hirsau vor der Zerstörung.

Zeichnung von J. Lutz, Hirsau.

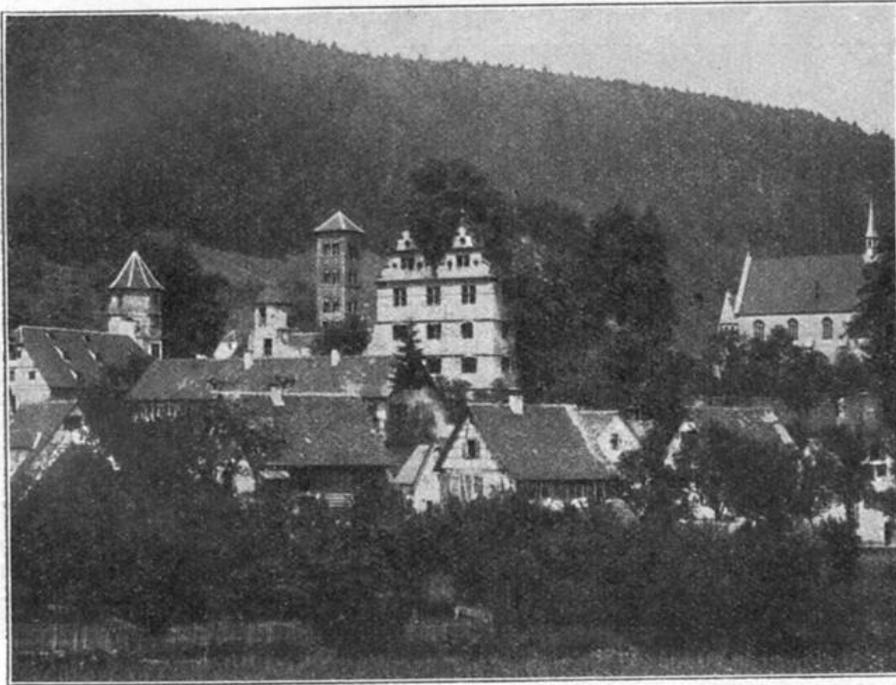
aus teils neu gegründet, teils nach seinen Grundsätzen aus dem sittlichen Zerfall erhoben und mit frommen Äbten, Mönchen und Laienbrüdern versorgt. So wurde durch seine Mithilfe die Burg Kumburg bei Hall in ein Kloster umgewandelt. Bis nach Sachsen und Thüringen im Norden, nach Steiermark im Südosten erstrecken sich die Klöster, die er reformiert hat.

Mit dem Papste, den er während eines fünfmonatigen Aufenthaltes in Rom kennen gelernt hatte, stand Wilhelm in ununterbrochenem Verkehr, als des Papstes kräftigste Stütze in Deutschland. Seiner Einwirkung auf die Herzöge und Grafen wie auch auf das niedere Volk ist es zuzuschreiben, daß Kaiser Heinrich IV. über die aufständischen Sachsen nie ganz Herr werden konnte, und daß insbesondere das Schwabenvolk von ihm abfiel und für die Sache des Papstes kämpfte, so daß der tapfere junge Herrscher am Ende seinen unversöhnlichen Gegnern unterliegen mußte. Im Jahre 1077 weilte Herzog Rudolf von Schwaben, der Gegenkaiser Heinrichs, in Hirsau. Zu Wilhelms Ehre ist her-

vorzuheben, daß es ihm weniger um die Weltherrschaft des Papstes zu tun war als um die Pflanzung und Ausbreitung innerlicher Frömmigkeit.

Wenige Menschen sind in ihrer Zeit so allgemein verehrt und bewundert worden wie der edle Abt Wilhelm. Nie lebte ein größerer Mann im Bezirk Calw.

Zu den aufs engste mit Wilhelm verbundenen und opferwilligsten Anhängern aus den angesehensten Familien gehören die mit den mächtigen Grafen nahe verwandten Brüder Konrad und Bruno von Beutelsbach. Der tapfere Konrad war der erste Bewohner der Stammburg Württemberg, nach der er sich nannte, seit ihre Kapelle am 7. Februar 1083 durch Abt Wilhelms vertrautesten Freund, den Bischof Adalbert von Worms, eingeweiht worden war.



Kloster Hirsau.

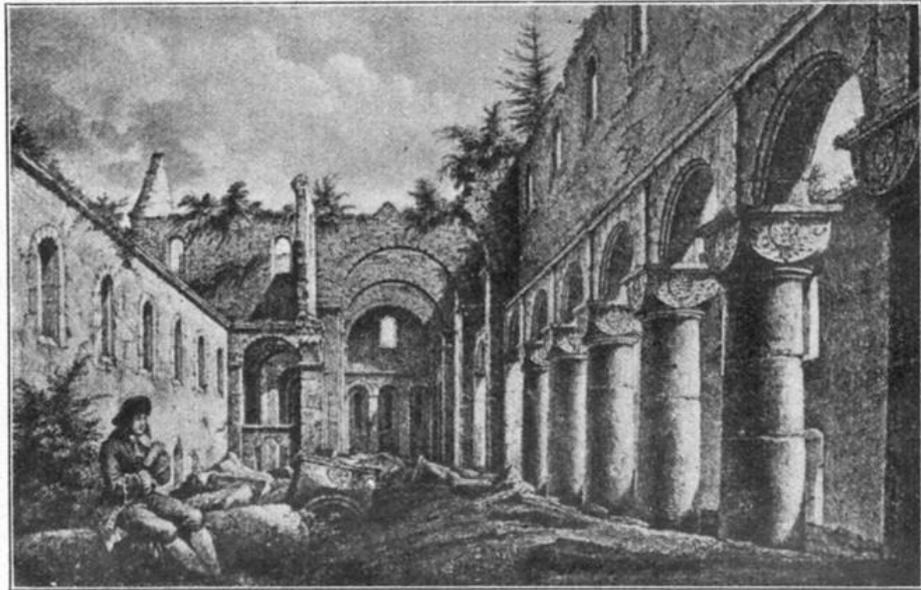
Aufnahme von J. Luz, Hirsau.

Von links nach rechts: Eingangsturm des Jagdschlusses (jetzt Glockenturm), Eulenturm, Jagdschloß mit Ulme, Marienkirche.

Bruno aber war als Mönch ins Hirsauer Kloster eingetreten und wurde als der zweite Nachfolger Wilhelms zum Abt gewählt, als welcher er von 1105 bis 1120 regierte. Beide Brüder hatten das Kloster reich mit Gütern beschenkt. Da Konrad in kinderloser Ehe lebte, ging nach seinem Tode das Beutelsbacher Erbe mit der Burg Württemberg an den einzigen Sohn seiner Schwester Luitgart über, der gleichfalls den Namen Konrad führte. Er wurde der erste Graf von Württemberg und Stammvater unseres früheren Königshauses.

Mit Abt Wilhelms Tod hatte die kurze Glanzperiode des Klosters Hirsau ihr Ende erreicht. Schon unter seinem ersten Nachfolger, einem Uracher Grafen Gebhard, ließ die Liebe und die schöne Eintracht nach; bald sank das berühmte Kloster in eine ruhmlose Unbedeutsamkeit zurück. Nun folgten Jahrhunderte

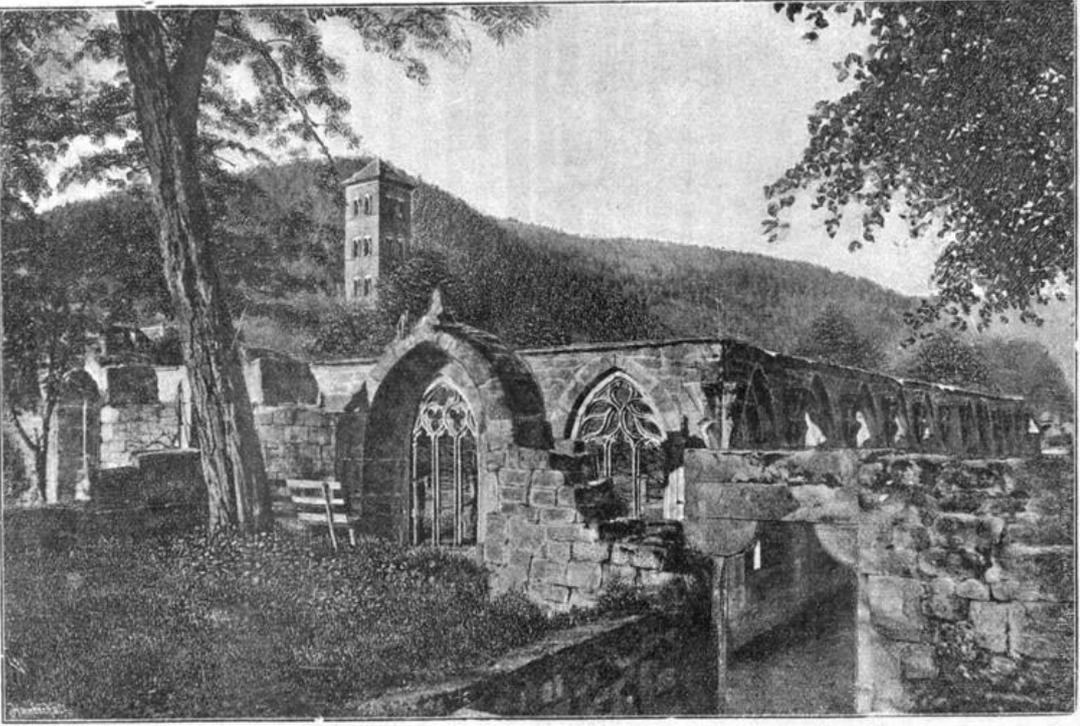
der Zuchtlosigkeit; selbst der wirtschaftliche Niedergang des reichen Klosters infolge untreuer Verwaltung nahm einen solchen Grad an, daß Güter verkauft und verpfändet werden mußten, die Juden ihre Schuldforderungen erhoben und ein Teil der Mönche an der Pforte anderer Klöster um Einlaß bitten mußte, weil Hirsau sie nicht mehr ernähren konnte, obwohl es einen sehr großen Grundbesitz hatte. Es besaß den 3400 Morgen großen Klosterwald zwischen Hirsau und Calmbach, die Höfe Lützenhardt bei Oberkollbach, Spindlershof bei Altburg, Dicke bei Stammheim, ferner Güter und Zehntrechte in Baden, im Elsaß, in Hessen, in Heilbronn, Hessigheim bei Besigheim und Bönningheim, Gültstein bei Herrenberg und andre mehr. Alljährlich kamen die Amtleute des Klosters auf die Höfe, um Gericht zu halten. Auf dem Spindlershof erhielten sie ein Essen und einen Trunk. Jedem Ross wurde ein halber Vierling Haber



Ruine der Peterskirche im 18. Jahrhundert.
Nach einem alten Bild phot. von H. Fuchs, Calw.

gegeben in einem neuen Kübel, der mit einem neuen Strick an den Zaun gebunden war. Kübel und Strick durften die Amtleute mit heimnehmen. Im 15. Jahrhundert hoben sich vermöge weiser Verwaltung durch die tüchtigen Abte Bernhard und Blasius die äußern Verhältnisse so sehr, daß die Einkünfte gestatteten, das ganze Kloster mit großer Pracht in spätgotischem Stil umzubauen und Kirche, Refektorium und Kreuzgang mit Meisterwerken der Kunst auszuschnüden. Abt Bernhard durfte Kaiser Friedrich III. und seinen Sohn, Kaiser Maximilian, empfangen. Doch entsprach diesem Aufschwung das sittliche Verhalten der Mönche nicht. Daher machte die Einführung der Reformation durch die Herzöge Ulrich und Christoph im Kloster Hirsau keine großen Schwierigkeiten. Unter des letzteren Regierung wurde Hirsau eine Klosterschule, in der junge Leute, die Pfarrer werden wollten, ihre erste Ausbildung empfingen, unter der Leitung eines evangelischen Abts oder Prälaten. Der erste derselben

war Heinrich Meißner, der 1561 die schöne Magoldbrücke baute, die 1914
 erbaut wurde.
 An Stelle der alten Wohnung ließ Christophs Sohn, Herzog Ludwig,



Ruine des Klosters Hirfau. Kreuzgang und Gulenturm.

im Jahr 1590 in neuem Stil durch geschickte Stuttgarter Baumeister ein
 prächtiges Jagdschloß erbauen. Gerne weilten in dem herrlichen Zale die
 Herzoge und die Prinzen des Hauses Württemberg und feierten hier manches

heitere Fest. Aber auch ein ernster Tag tiefer Trauer brach dieser Sommerresidenz unserer Fürsten an, als am 23. Juni 1677 der kluge und leutselige Herzog Wilhelm Ludwig durch einen jähen Tod hinweggerafft wurde, zum großen Schmerz seiner edlen Gemahlin Magdalena Sibylla und zum Unglück für das ganze Land. Doch durften sich die württembergischen Herzoge nicht des ungestörten Genusses ihres Hirsauer Schlosses erfreuen. Während des dreißigjährigen Krieges mußte das Kloster von 1635–1648 katholischen Mönchen eingeräumt werden, an deren Spitze der tatkräftige Abt Wunibald Zürcher stand. Alle Bemühungen, in den von dem Kloster abhängigen Dörfern den katholischen Gottesdienst wieder einzuführen, scheiterten an der Treue des evangelischen Volkes. Als die Mönche nach dem Friedensschluß weichen mußten, nahmen sie die wertvollen Urkunden mit fort. Nicht mehr lange sollte die Hirsauer Klosterschule blühen. Am 20. September 1692 machte der französische Mordbrenner Melac der Klosterherrlichkeit ein Ende, indem er das Jagdschloß einäscherte und durch seine Beschädigung die Klostergebäude unbewohnbar machte. Nur der



Steinbild am Eulenturm in Hirsau. Zeichnung von K. Lamprecht, Cannstatt.

24 m hohe Eingangsturm des Schlosses blieb (nebst dem Eulenturm der Klosterkirche) erhalten und dient jetzt als Glockenturm. Nun breitet die von Umland besungene Ulme ihr grünes Blätterdach über das öde Gemäuer des östlichen Schloßflügels, aus dessen Schutt sie in das Himmelsblau emporstrebt. Das Kloster aber mußte einem Geschlechte, dem alles Verständnis für die Kunst abhanden gekommen war, bis tief in das vergangene Jahrhundert hinein als Steinbruch dienen, der seine braunroten Quader zu den Neubauten in Hirsau und der ganzen Umgebung lieferte. Aus den schönen Quadern des einen Turmes erbaute ein Calwer Fabrikant eine Saffianlederfabrik, die jetzt zu einem Sanatorium für Nervenleidende umgebaut ist. Der andere Turm, der sogenannte Eulenturm, verdankt seine Erhaltung dem Umstand, daß ihn die Gemeinde als Gefängnis benötigte. 1876 und 77 wurden größere Aufräumarbeiten und Ausgrabungen vorgenommen; die gefundenen Altertümer sind im ehemaligen Bücheraal über der Marienkirche aufbewahrt und können dort besichtigt werden. Der hohe steinerne Springbrunnen in der Brunnenkapelle mit drei übereinanderliegenden Schalen, in die das Wasser aus 24 Röhren niederplätscherte, kam nach Teinach. Auch das Kreuzifix in der Kirche von Würzbach soll vom Kloster Hirsau stammen. Erst unsere Gegenwart hat ein Auge bekommen für

den Wert der Altertümer. Tausende von Fremden besichtigen alljährlich die Ruine eines der schönsten und reichsten Klöster des Schwabenlandes; außerdem bietet Hirsau mit seinen unvergleichlichen Spaziergängen in den umgebenden Waldungen manchem erholungsbedürftigen Kurgast Erquickung für Leib und Seele; zur größeren Annehmlichkeit der Kurgäste wurde 1914 unterhalb der benachbarten Nagoldbrücke ein lieblicher Kurgarten angelegt, in dem sich eine Halle für Tanzunterhaltungen und Musikdarbietungen befindet.

10. Der „arme Konrad“.

Die erste Regierungszeit Herzog Ulrichs war für das Land keine glückliche Zeit. Mit seiner Frau Sabine lebte er in Unfrieden. Um diesen zu vergessen, stürzte er sich in einen Strudel von Vergnügungen und Festen. Leidenschaftlich huldigte er der Jagd. Die Bauern mußten ihm aus weiter Entfernung die Jagdgeräte unentgeltlich nachführen und Treiberdienste versehen. Das Wild wurde gehegt und vermehrte sich rasch, besonders die Wildschweine richteten großen Schaden auf dem Felde an. Wollte sich der Landmann gegen allzu großen Wildschaden selbst schützen, so verfiel er schweren Strafen. Bei der verschwenderischen Lebensweise des prachtliebenden Fürsten wollten die Einkünfte und Steuern von den herzoglichen Gütern nicht mehr reichen. Der Preis der Lebensmittel stieg bis zum sechsfachen Betrag. Deshalb wollte sich das Landvolk den neuen Steuern, die es als Betrug ansah, nicht mehr gefallen lassen. Im Remstal, wo die Güter klein und die Bevölkerung sehr dicht war, entstanden Unruhen. Trotz harter Arbeit brachten sich die Leute nur kümmerlich durch und wußten oft nicht, wie sie sich am andern Tag Brot verschaffen sollten. So schlossen sie sich zur Gesellschaft des „armen Konrad“ zusammen. Ein Aufstand drohte auszubrechen. Auch die Schwarzwälder waren unzufrieden. In Calw versammelten sich gegen zweihundert Bewohner der Amtsorte, setzten Artikel auf und wollten sich nicht länger beschwichtigen lassen. Vom Vogt Lamparter erzwangen sie die Herausgabe der Schlüssel der Stadt und des Schlosses, worauf sie die Wachtposten besetzten. Nun mußte Ulrich nachgeben; das Umgeld wurde wieder abgeschafft und der Landtag nach Tübingen einberufen. Damit waren die Bauern noch nicht zufrieden. Sie verlangten noch Abschaffung der Fronen und Abgaben, Gleichheit der Stände, freie Ausübung der Jagd und Fischerei, sowie Holzfreiheit. Die in Tübingen tagenden Landstände übernahmen nach Zugeständnis verschiedener Rechte an das Volk seitens des Herzogs dessen Schulden; die getroffenen Bestimmungen nannte man den Tübinger Vertrag. Auf Grund dieses Vertrages sollte das ganze Land dem Herzog aufs neue huldigen. Ulrich schickte seinen Kanzler Konrad von Reischach nach Calw, um die Huldigung des Volkes entgegenzunehmen. Die Bauern waren aber mit dem Vertrag unzufrieden, weil sie bei den Beratungen nicht zugegen waren und doch des Herzogs Schulden helfen bezahlen sollten. Sie erklärten dem Gesandten Ulrichs, zuerst müsse ihnen im Namen des Herzogs ebenfalls gehuldigt werden. Nach eingeholter Vollmacht von Ulrich erklärte der Kanzler,

der Herzog gelobe dem Vertrag nachzukommen und entbinde die Bürger ihres früher geleisteten Huldigungseides. Die Schwarzwälder beruhigten sich hierauf. Anders dagegen war es im Remstal. In Schorndorf wurde Ulrich, als er die Huldigung persönlich entgegennehmen wollte, beschimpft und geriet in Lebensgefahr. Doch gelang es ihm später die Empörung niederzuschlagen, worauf die Schuldigen schwer bestraft wurden. Zehn Anführer mußten den Versuch, eine Verbesserung der Lage des Landvolkes mit den Waffen zu ertrotzen, mit dem Tode büßen.

Auch das Kloster Herrenalb (Oberamt Neuenbürg) hatte den Versuch gemacht, auf Grund alter Briefe, die wahrscheinlich gefälscht waren, in Althengstett und anderen Klosterorten ein Umgeld einzuführen. „Die von Hengstett verhofften, die gnädigen lieben Herren von Alb sollten davonstan.“ Wirklich ließen die Klosterherren mit sich handeln und begnügten sich mit 10 rheinischen Goldgulden. Dafür erließ Herrenalb das Umgeld und versprach für einige Zeiten, für Arme und Reiche, Gesunde und Sieche, Fremde und Heimische die alte Maß zu Hengstetten zu schenken. Die Vertragsbriefe wurden doppelt ausgefertigt und das Siegel des Abtes und des Vogts von Calw als Zeugen angehängt. Im dreißigjährigen Krieg wurden von kaiserlichen Soldaten die Siegel abgeschnitten und die Verträge zerstört. 1680 ließen deshalb die Hengstetter den Vertrag vom Amtschreiber von Merklingen abschreiben, weil in dem Vertrag auch bestimmt war, welche Wälder dem Kloster und welche der Gemeinde gehören.

11. Der Bauernkrieg.

Die harte Not, welche den Aufstand des „armen Konrad“ veranlaßte, wurde durch die Besetzung des Landes durch den schwäbischen Bund im Jahre 1519 nach der Vertreibung Ulrichs nicht gemildert, sondern noch gesteigert. Nur Pflichten gab es für die Bauern, aber keine Rechte. Ihr Elend war grenzenlos. Die Fremden, die vorgaben, das Land von einem Tyrannen zu befreien, hausten darin wie die Wölfe unter einer Schafherde. Infolge des unwürdigen Lebens, das Fürsten, Adel, Staats- und Kirchendiener führten, war die Achtung vor der Obrigkeit längst geschwunden. Mißjahre kamen; die Abgaben waren fast nicht zu erschwingen. Als nun Luthers Lehre von der Freiheit eines Christenmenschen wie ein Siegesgesang durchs Land brauste, verwechselten die Armen religiöse Freiheit mit bürgerlicher Freiheit. Nun brachen überall die Dämme, und wie eine gewaltige Meeresflut ergoß sich der Aufruhr durchs Land. Es waren die alten Forderungen von 1514, um welche die Bauern kämpften.“ Da die Fürsten, auch Erzherzog Ferdinand, der Regent Württembergs, die maßvollen Forderungen der Bauern nicht erfüllen wollten, so versuchten letztere es mit Anwendung von Gewalt. Der nun 1525 entstehende Aufstand, Bauernkrieg genannt, erstreckte sich über ganz Süddeutschland bis nach Thüringen. Die Bauern zogen hauptsächlich gegen ihre Bedrücker, Adel und Geistlichkeit, zu Felde. Manche Burg fiel ihrer Zerstörungswut zum Opfer, manches Kloster wurde ausgeplün-

dert. Auf der Kirchweihe in Neuweiler (am Ostermontag) rotteten sich die Bauern des hinteren Calwer Waldes zusammen und beschloßen, sich den Bauernheeren anzuschließen. Von hier aus zogen sie nach Neubulach. Der Ort wurde aufgefordert, sich zu übergeben. Die Bulacher baten um zwei Stunden Bedenkzeit. Die Bauern verweigerten sie und stießen mit einem Sturmbock die Tore ein. Es war an einem Sonntag. Die Eroberer plünderten das Städtchen aus und zerstörten die Anlagen des Bergwerks, wahrscheinlich aus Zorn darüber, daß sie unentgeltlich Holz zum Betrieb liefern mußten. Nun ging es gegen die Burg Zareistein, auf der damals Hans von Ehingen als Lehensträger Württembergs wohnte. Es gelang den Bauern, über die beiden Burggräben, welche das Schloß vom Städtchen trennten, und über die Vorwerke vor die Mauern zu gelangen. Allein die feste Burg konnten sie nicht erobern. Sie verwüsteten die Schloßgüter und hieben die an der östlichen und südlichen Burgmauer wachsenden Weinstöcke ab. Zur Plünderung des Klosters Hirsau kamen sie zu spät. Am 27. April erschien Bernhard Schwarz von Dagersheim mit einigen Fähnlein Bauern vom Gäu vor den Toren des Klosters. Nun wollten sich die Bauern auch einmal an einem guten Trunk laben und für ihren weiteren Zug verproviantieren. Der Abt fertigte sie mit einem Fuder Wein ab und verteilte Brot unter sie. Von hier aus forderten am folgenden Tag „Bernhardt Schwarz von Dagersheim, Hauptman, mit samt der Versammlung der Bauerschaft“ die Stadt Calw auf, ihre Tore zu öffnen und zu ihnen zu treten, drohte auch mit Herbeirufung des zu Wildberg stehenden Haufens. Die Calwer ließen sich nicht mit den Bauern ein, vielmehr wandten sich der Vogt und die Stadt an die Regierung zu Stuttgart, und die letztere versprach dem Vogt, ihm im Notfall zu helfen. Später fanden sich noch andere Scharen ein, darunter jedenfalls auch die Bauern des Calwer Waldes. Auch sie ließen sich den Klosterwein schmecken und ließen manches schöne Stück vom Hausrat des Klosters mitlaufen. Im Viehhof des Klosters Hirsau (an der Stelle des jetzigen Rathhauses) erbeuteten sie 73 Rinder und 25 Zugochsen. Abt Johann berichtet hierüber an die Regierung in Stuttgart: „Das Kloster wurde von den aufrührerischen Bauern eingenommen, Wein, Korn, Hausrat und andere fahrbare Habe darin verschwendet, das Vieh weggetrieben, niedergeschlagen und unter sich geteilt und dermaßen Haus gehalten, daß solchem Gotteshaus Hirsau in die 1600 Gulden Schaden zugefügt.“ Ferner berichtet er, die fränkischen Bauern hätten das Klosterlein Schönrain bei Würzburg, eine Besitzung Hirsaus, „geplündert, ausgebrannt und auf den Boden geschleift und dermaßen in das letzte Verderbnis gerichtet, daß es den Prälaten unmöglich sei, das Gotteshaus wieder zu bauen.“ Als später das Hauptheer Herrenberg erstürmte, tat sich dabei neben andern auch das Fähnlein der Calwer Bauern hervor. Erzherzog Ferdinand beauftragte den Truchseß Georg von Waldburg, den Bauernaufstand mit Hilfe der adeligen Ritter und angeworbener Söldner zu unterdrücken. Am 12. Mai gelang es ihm, das Bauernheer zwischen Böblingen und Sindelfingen zu besiegen. Auch die Schwarzwälder kämpften bei Böblingen tapfer mit; sie waren etwa in der Gegend des heutigen Bahnhofes aufgestellt. Infolge dieser Niederlage, die Tausenden von Bauern das Leben kostete, wurde dem

Aufstand im Calwer Amt ein rasches Ende gemacht. Statt der erhofften Freiheiten brachte das Jahr 1525 neue Lasten. Für die Unterdrückung des Aufstandes mußte das Land 36 000 Gulden, für zerstörte Burgen 80 000 Gulden an die österreichische Regierung bezahlen. Einzelne Calwer Bürger, die an dem Aufstand teilgenommen, wurden eingekerkert. Nach ihrer Entlassung mußten sie Urfehde schwören, d. h. eidlich beteuern, sich nicht rächen zu wollen. Nach einer solchen im Staatsarchiv befindlichen Urfehde bekennt ein Teilnehmer des Aufstands, daß ihm der Vogt Wehr und Harnisch genommen, „in unseres gnädigsten Herrn Gefängnis gekommen und zu Calw im Turme gelegen, doch solcher Drangsale wieder ledig gelassen und mit Nuten bis zum Tor gehauen“ worden sei.

12. Die Einführung der Reformation in unserer Heimat.

Die Lehre Luthers war schon frühe in unser Land gedrungen. Sie hatte bereitwillige Aufnahme gefunden, vor allem bei den Anhängern des vertriebenen Herzogs Ulrich. Deshalb suchte die österreichische Regierung die ihr verhasste Bewegung niederzuhalten. Die Schlacht bei Lauffen a. N. (13. Mai 1534) brachte dem Lande seinen alten Herrscher und die neue Lehre. Sogleich führte Ulrich die Reformation ein.

Ambrosius Blarer, der in des Herzogs Auftrag die Reformation durchführte, erschien in Calw und Zavelstein. Den daselbst versammelten Geistlichen teilte er die Absichten des Herzogs mit und verlangte von ihnen die Abstellung der Messe und der Heiligenverehrung, die Verwerfung der Lehre vom Fegfeuer und dafür die Predigt des Evangeliums. In der Stadt Calw scheint die Einführung der Reformation auf Widerstand gestoßen zu sein; der Vogt und der größte Teil des Stadtrats blieben noch lange katholisch. Vielleicht war das schroffe Vorgehen des ersten evangelischen Pfarrers, eines Schweizers, daran schuld. Schon nach drei Jahren wurde er infolge eines Streites mit dem Vogt des Landes verwiesen. Sein Nachfolger, Markus Heiland, war ein tüchtiger Mann. Wie sich die Einführung der Reformation in den Amtsorten gestaltete, wissen wir nicht; es ist keine Kunde darüber auf uns gekommen. Wir müssen uns deshalb begnügen die Veränderungen zu erwähnen, welche durch den Glaubenswechsel eintraten.

Vergegenwärtigen wir uns die damaligen Verhältnisse in der katholischen Kirche. Die Stifter der Kirchen und der dazu gehörigen Einkommensteile waren meist Edelleute, vor allem die Grafen von Calw. Die Kirchen einiger Gäuorte existierten bereits, ehe die Grafen von Calw ihren Wohnsitz in unserer Gegend nahmen, z. B. die von Deckenpfronn, Althengstett und Stammheim, jedenfalls auch von Ostelsheim und Gchingen. Zur Besoldung des Pfarrers gehörten die Erträgnisse des sogenannten Widdumgutes (meist kein zusammenhängendes Hofgut, sondern einzelne Äcker, Wiesen und Wälder), des Zehnten und der Taufden, Hochzeiten und Beerdigungen. Die Flurnamen Pfaffengrund und Nonnental in Gchingen, Pfaffengrund und Nonnenäcker in Ostelsheim,

Pfaffengarten in Unterreichenbach erinnern an jene Zeiten. Wenn zu der ursprünglichen Stiftung noch weitere „Pfründen“ (Nutznießung aus Gütern) kamen, so konnten außer dem Hauptgeistlichen noch Helfer oder Kaplane („Kapellane“) bestellt werden. Die Tätigkeit derselben bestand vor allem im Lesen der

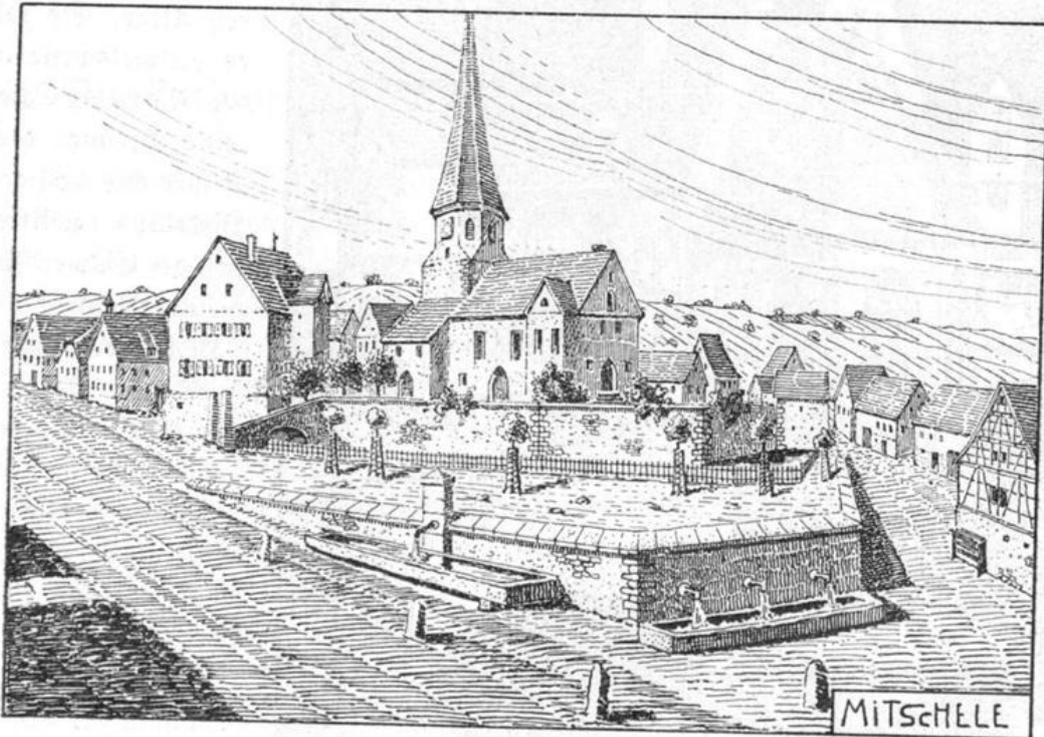


Nikolauskapelle in Calw.
(Klischee Eigentum der Zentralstelle für Gewerbe und Handel.)

Frühmesse, weshalb sie auch kurzweg Frühmesser genannt wurden. Jeder Frühmesser amteete an einem besonderen Altar. So gab es beispielsweise in der Kirche zu Calw eine Pfründe des Altars des heiligen Nikolaus (gestiftet von der Calwer Gemeindebehörde), des Heiligkreuzaltars (Stifter Ritter Konrad von Waldeck „um seines und seiner verstorbenen Ehefrau Seelenheil willen“) und eine St. Georgspfründe (Stifter Ritter Trutwin od. Trautwein von Hingsteten oder Althengstett „um seiner Eltern Seelenheil willen“). In Calw amtierten 10 Pfründner, teils in der Stadtkirche, teils in den 3 Kapellen. Wenn die Nutz-

nieser der zu einer großen Kirche gehörigen Pfründen gemeinsam nach Art der Mönche lebten und teilweise auch gemeinsam die gottesdienstlichen Handlungen versahen, nannte man sie Chorherren, ihre Kirche Stiftskirche. Die Nachkommen der Stifter von Kirchenpfründen verkauften dieser später meist an die Klöster oder Chorherrenstifte. Der Kauf der Kirche und ihrer Pfründe erfolgte wohl

aus denselben Gründen, die manche Ritter zu Stiftungen veranlaßten: Versorgung einzelner Familienglieder. So kam die Kirche und deren Pfründennutzung von Gehingen an Stift Baden, Ostelsheim an Stift Herrenberg, Simmozheim an die Stiftskirche Stuttgart, später an das Kloster Herrenalb. Die Kirche in Neubulach gehörte zum Kloster Stein am Rhein. Von diesem wurde sie 1379 an Konrad Grückler verkauft, dessen Nachkommen bis 1790 Pfarrer in Neubulach waren. An die Familie Grückler erinnern noch zahlreiche Grabmale, die in der Neubulacher Kirche aufgestellt sind. Die meisten Kirchen brachte das Kloster Hirsau in seinen Besitz. Die Klöster oder Stifter ließen die



Kirche in Althengstett, früher mit Mauer und Wassergraben befestigt.
Zeichnung von St. Mitschelle, Rutesheim.

geistlichen Ämter durch Mönche oder Frühmesser versehen, die nur einen Teil des Pfründeeinkommens erhielten.

Während Bischöfe und Hauptpfarrer herrlich und in Freuden lebten, konnten sich die Frühmesser nur kümmerlich ernähren. Deshalb wurden die 10 Calwer Pfründen zu 6 zusammengeworfen. Die Reformation beseitigte alle übrigen Frühmessereien, Calw behielt nur noch zwei Pfarrer; zudem hatte der 2. Geistliche (Helfer) noch Altburg zu versehen. In alter Zeit wohnte zu Kentheim der Hauptpfarrer, in der Burgkapelle zu Zavelstein amtierte der Frühmesser; 1455 kam der Priester nach Zavelstein, da es mehr im Mittelpunkt der ausgedehnten Pfarrei lag, und Kentheim mußte sich mit einem Frühmesser begnügen. Die Reformation machte auch ihn überflüssig. Wo in größeren Orten nur ein Frühmesser war, wie in Simmozheim, trat der Pfarrer an seine Stelle. Die übrigen Pfründen wurden teils zur Besoldung der Lehrer verwendet, teils zum Kirchen-

gut geschlagen. In Calw wies der Herzog dem Schulmeister eine Pfründe an. Die Pfründhäuser wurden teilweise in Schulen umgewandelt; daher kommt es, daß die Schulen meist in unmittelbarer Nähe der Kirche liegen (z. B. in Neuweiler, wo früher das jetzige Rathaus als Schulhaus diente, in Gehingen, Althengstett und Stammheim). Die ersten Schulen wurden teilweise von Pfarrern

versehen, so in Calw, Althengstett und Zwerenberg.

Die neuen Pfarreien wurden dem Dekan von Calw unterstellt. Zu seinem Amtsbezirk gehörten auch Wildberg und Nagold, doch wurden diese bald wieder abgetrennt. Die Messkapellen wurden zu Predigtkirchen erweitert, die überflüssigen Kapellen abgebrochen, „um der abgöttischen Wallfahrt ein Ende zu machen“.

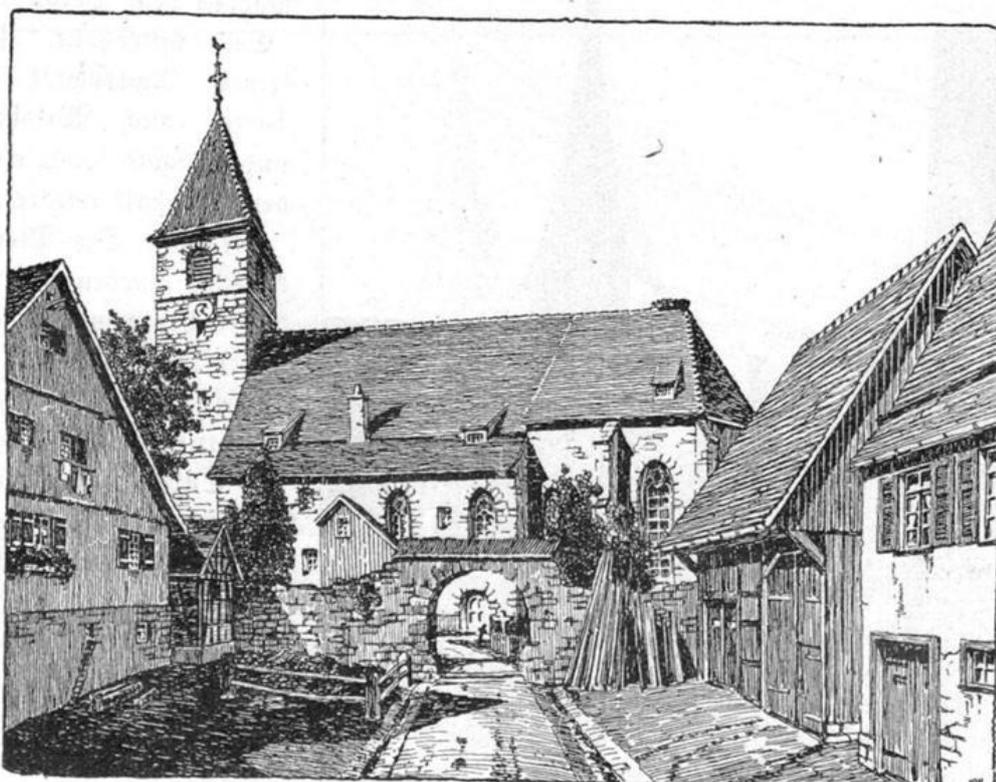
Dieses Schicksal traf vor allem die Kreuz- und Marienkirchlein, die auf dem freien Felde, meist an Straßenkreuzungen standen. An sie erinnert noch der Name „Käppel“ (bei Gehingen an der Straße nach Calw, am Jägerbera bei Althengstett, in Röttenbach am nördl. Ende des Orts, in Calw oberhalb



Kirche und Schulhaus in Stammheim.
Zeichnung von K. Mitschele, Rutesheim.

des Friedhofs). Westlich von Möttlingen stand die St. Leonhardskapelle; auf der Burg zu Stammheim hatte einer der letzten Abte Hirsaus kurz vor der Reformation eine Kapelle gebaut, die nun der Reformation zum Opfer fiel; auch vom Doma bei Stammheim wird eine Kapelle herabgeschaut haben. Die Kapellen zu Calw hielten sich etwas länger; die Marienkapelle auf dem Brühl ging beim Brand des Jahres 1634 zu Grunde, die St. Sebastianskapelle am Ende der Hauptbrücke, gegenüber dem Waldhorn, mußte 1790 einem stattlichen Wohnhaus Platz machen. Die St. Wendelinskapelle in der Inselgasse wurde zu einem Wohnhaus umgebaut, das 1912 einem Neubau weichen mußte. Die St. Niko-

lauskapelle (zu Ehren des heiligen Nikolaus, des Beschützers in Wassernot), die der Sage nach Papst Leo IX. eingeweiht haben soll, thront noch heute auf einem Pfeiler der oberen Brücke. Mit ihrem feinen, zierlichen Maßwerk und ihrem schlanken Türmchen bildet sie ein wahres Schmuckstück der Stadt Calw. Wie manchemal war sie von schäumenden, donnernden Wogen umbrandet oder in den grellen Flammenschein der brennenden Stadt getaucht! Doch alle Stürme hat sie seit 500 Jahren überstanden und prangt wieder in alter Schönheit, nachdem sie 1863 von Meisterhand ausgebessert worden ist. Mit der Reformation trat ein Zerfall der kirchlichen Baukunst ein; der nüchterne protestantische Kirchen-



Kirche in Altbürg.
Zeichnung von E. Mäckle, Stuttgart.

stil hat kein Bauwerk mehr hervorgebracht, das sich mit der Nikolauskapelle an Ebenmaß und Schönheit der Formen messen kann. Aus der katholischen Zeit sind noch einige andere Denkmale religiöser Kunst erhalten geblieben: das Sakramenthäuschen in der Kirche zu Altbulach, der Hochaltar in Monakam vom Jahr 1492, im Jahr 1802 von der alten in die neue Kirche versetzt, die Wandmalereien im Kirchlein zu Kentheim und in Oberhaugstett sowie aus der abgebrochenen Kirche zu Liebenzell und die Schöpfungen des großen Baumeisters Abt Wilhelm in Hirsau, die noch in ihren Ruinen durch ihre zauberhafte Schönheit mächtig auf das Gemüt des Beschauers einwirken. Zu ihnen gehört auch der Klosterbrunnen von Hirsau. Aus 24 Röhren floss das Wasser in drei Schalen. Die unterste wurde vor dem Pfarrhaus in Hirsau, die oberen vor der Kirche in Teinach aufgestellt. Das Kreuzifix der Kirche in Würzbach (einer im

Jahre 1411 vom Abt des Klosters Hirsau geweihten Wegkapelle) soll vom Kloster Hirsau stammen.

Die meisten Kirchen der vorreformatorischen Zeit wurden von der Hand kunstfertiger Mönche und weltlicher Meister mit Wandgemälden geschmückt. Meist waren Szenen aus dem Leben der Heiligen dargestellt. Die Evangelischen erkannten die Heiligen nimmer an; deshalb wurden die Bilder übertüncht, was vom Standpunkt der Kunst aus sehr zu bedauern ist. Die Bilder in der Kirche zu Liebenzell wurden erst beim Abbruch derselben wieder entdeckt; sie sind teilweise gerettet und in die staatliche Altertümersammlung gebracht worden. Im



Alte Wegkapelle. Kirchlein in Röttenbach.
Aufnahm. von Fabrikant Böllner, Kusel i. d. Pfalz.

Jahre 1911 wurden in der Kirche zu Oberhaugstett unter der Tünche Wandgemälde entdeckt, wieder freigelegt und wiederhergestellt. Der Hochaltar von Monakam verdankt seine Erhaltung dem Umstand, daß Monakam zur Reformationszeit zu Baden gehörte. Noch bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts wallfahrteten Katholiken (besonders aus der Herrschaft Gemmingen) zu dem „Gnadenbild“. An die katholische Zeit erinnern außer manchen Kirchenglocken noch 3 Weihwasserfessel im Kirchlein zu Kentheim (2 vor dem Eingang, 1 am Altar) und einige Felsnischen, in denen Heiligenbilder standen. Sie werden als Standorte von Heiligen gar nimmer erkannt, denn der Volksmund redet von des „Geigerles Lotterbett“ (bei der Ruine Walddeck) und dem „Bäckenkorb“ (im

Bronnentäle am Fußweg Röttenbach – Kollwangen). Die durch zwei gewaltige, zusammengeneigte Felsblöcke entstandene kleine Höhle bei Walddeck soll einem lustigen Musikanten (s. Gedicht Seite 26) als Lagerstätte gedient haben. Die als „Bäckenkorb“ bezeichnete Nische soll daran erinnern, daß hier ein Bäcker und ein Metzger sich gegenseitig ums Leben gebracht hätten. Eine viereckige Vertiefung auf der Oberfläche des Felsblocks, welche zur Aufnahme eines Holzkreuzes bestimmt war, beweist die wahre Bedeutung der eingehauenen Nische.

Auch einzelne Namen weisen noch auf die vorreformatorische Zeit hin. Der Ortsname Deckensfronn soll so viel als Dekanspfründe bedeuten, der Bergname Doma soll an eine Thomaskapelle erinnern. Die Flurnamen Pfaffengrund und Nonnenacker bezeichnen nicht die Stätte früherer Klöster, wie vielfach irrtümlich angenommen wird, die Felder gehörten vielmehr zu Kirchen- und Klosterpfrün-

den. Bruderhof (nicht Buderhof) wurde früher der Ort Oberkollbach genannt, weil fast alles dem Kloster Hirsau gehörte; der Bruderberg (fälschlicherweise Schulzenberg genannt) zwischen Röttenbach und Teinach und die Bruderhöhle bei Ernstmühl weisen auf Einsiedler hin.

Noch aus der katholischen Zeit stammt auch der Ausdruck: „Uff em Märga läuta“ (Abendglocke zum „Ave Maria“).

13. Die Nonnenklösterlein und Brüderniederlassungen.

Die Kirche vermochte das religiöse Bedürfnis des Volkes nicht völlig zu befriedigen. Man hatte nur Gelegenheit die Messe zu hören, von der wenig ver-

standen wurde, weil sich die Priester der lateinischen Sprache bedienten; die Predigt und die religiöse Unterweisung wurden vernachlässigt. Deshalb entstanden in manchen Gemeinden freiwillige Vereinigungen zu gemeinsamer Erbauung und frommer Lebensführung. Etwa zwölf Jung-

frauen oder fromme Frauen lebten nach Art der Mönche unter einer Meisterrin in einem Hause zusammen. Sie stellten sich in den Dienst der Armen und Kranken. Ihren Lebensunterhalt erwarben sie durch

Krankspflege,
Spinnen, Weben



Nonnengrabsteine an der Kirche in Altburg.
Zeichnung von E. Schwent, Schramberg.

und Nähen. Man nannte die Schwestern Beguinen. Sie hatten Niederlassungen in Altbulach, Altburg, Calw, Lützenhardt bei Sonnenhardt, Liebenzell, Simmozheim und Dachtel. Mit der Zeit verweltlichten sie ähnlich wie die großen Klöster. Abt Bernhard reformierte unter andern Klöstern auch das Kloster zu Altburg. Die Beguinenenschwestern trieb er auf Befehl des Papstes wegen ihres liederlichen Le-

benswandels aus und brachte Dominikanerinnen an ihre Stelle. 1550 wurde das Altburger Klösterlein von Herzog Christoph aufgehoben, 1566 brannte es ab. Die Namen „Klaisterle“ in Altburg, „Nonnengasse“ in Calw, „Klostergarten“ im Simmozheimer Gerechtigkeitswald, „Klosterbuckel“ in Liebenzell, „Begenegart“ = Beguinengarten in Dachtel erinnern heute noch an die dereinstigen Nonnenklöster. Im Oberamt Calw befanden sich auffallend viele Nonnenklösterlein; im ganzen Lande waren es etwa 30–35. In der Kirche zu Altbulach ist noch der Grabstein einer Franziskaner Nonne Irmengardis, † 1389, zu sehen; an der Kirche zu Altburg sind die Grabmäler mehrerer Nonnen befestigt.

Das Gegenstück zu den Beguinen waren die Begharden oder Nollbrüder. Doch waren sie weniger seßhaft; oft zogen sie als Bettler durchs Land oder lebten als Eremiten (Einsiedler) im Walde. Sie widersetzten sich dem Abt Bernhard, „weil es ihnen zu nahe ging, daß die Schwestern in Altburg aus ihren unsauberen Schlupfwinkeln verjagt werden sollten. Sie machten gegen den Abt allerlei hinterlistige Bewegungen, richteten aber nichts aus.“ Im Jahre 1480 wurden sie von Bernhard vertrieben. An die Begharden erinnert noch der Bruderberg bei Röttenbach und die Bruderhöhle bei Hirsau.

14. Ueber den Aufenthalt des württ. Reformators Brenz im Oberamtsbezirk Calw.

Bevor der Reformator Johannes Brenz von Herzog Christoph als Stiftsprediger und herzoglicher Rat nach Stuttgart berufen wurde, stand er in den Diensten der Reichsstadt Hall. Im Jahre 1546 siegte der Kaiser im schmalkaldischen Krieg über die evangelischen Fürsten und Reichsstädte. Er suchte nun das Interim einzuführen. Brenz weigerte sich, es anzuerkennen. Der Kaiser sandte 1200 Spanier nach Hall, die sogleich die Messe wieder einführten. Brenz mußte fliehen, um sich vor dem Zorn des Kaisers und des Kardinals Granvella zu schützen. Er wurde von Herzog Ulrich auf der Burg Hohemwittlingen verborgen, floh dann nach Basel und fand endlich eine Zuflucht auf der Burg Hornberg. Württemberg besaß damals zwei Burgen gleichen Namens, die eine lag im Amt Calw, die andere, jetzt zu Baden gehörige, im südlichen Schwarzwald. Wahrscheinlich hat Brenz in unserem Hornberg in den Jahren 1548/50 als Vogt Ulrich Engster gewohnt und hier seinen in Württemberg eingeführten Katechismus verfaßt. Diese Burg liegt im reizenden Köllbachtal auf bewaldetem Berg. Am Fuße des Berges liegt die Baiermühle. Am südlichen Abhang rankte früher die Rebe. Über der Burg liegt das Dorf gleichen Namens, 3 Kilometer von der Station Berneck und 5 Kilometer vom Ort Zwerenberg entfernt.

Von hier aus wird er die Kirche in Zwerenberg besucht haben, wo sich die Anekdote mit der zu langen Predigten abspielte. Lassen wir hierüber den Geschichtsschreiber Crusius selbst reden:

„Zu Hornberg hielt sich ehemaligen Dr. Johann Brentius, nach dem Tod seiner Frauen Margarethä, nebst seinen Kindern, unter dem Namen Ulrich

Engster, als Untervogt wegen der Spanier heimlich auf und verfertigte unterschiedliche theologische Schriften. Auf eine Zeit erinnerte er einen Prediger, er solle nicht so lange predigen, weil er immerzu wieder Gelegenheit, von dieser oder jener Materie zu reden, hätte, und als der Prediger antwortete: Ihr macht's recht wie die Vögte und Beamte, welchen die Weile in der Kirche gleich lang wird, lächelte dieser verstellte Engster auch mitten unter seinen Nöten. Doch gefiel's ihm wohl, daß er für einen Vogt gehalten wurde, wiewohl ihn nicht alle dafür erkannten, weil er dem Trunk, der Liebe, dem Fluchen und Spielen nicht ergeben war, und hielt man ihn deswegen für einen schlechten Vogt. Als nachgehends dieser Prediger in eine tödliche Krankheit fiel, tröstete ihn Brentius und sagte unter anderem zu ihm, wie er vorhin andere christlich und gottselig getröstet hätte, solle er jetzt auch sich selbst trösten; durch diesen Zuspruch wurde der Prediger dergestalten afficirt, daß er darauf sagte: Mein Herr, Ihr seid fürwahr kein Vogt, ob Ihr euch schon dafür ausbebet, ihr möget auch sonst sein, wer ihr wollet."

Wenn Brenz im württembergischen Hornberg weilte, so wird es auch erklärlich, wie Brenz dazu kam, von Herzog Christoph die 3 Kilometer davon entfernte Burg Fautsberg (Vogtsberg) sich als Lehen auszuerbitten. Der Lehenbrief ist datiert vom 22. April 1561 und die Kauffsumme betrug 350 fl.

Lange scheint es aber Brenz dort nicht gefallen zu haben, denn schon am 5. Mai 1562 kaufte er sich die sog. Burg zu Neubulach mit Scheuer und Garten um 610 fl. Das Gebäude steht teilweise noch heute und hat früher dem Sohn des deutschen Königs Ruprecht von der Pfalz zur Hofhaltung gedient. Hier hielt sich Brenz bis 26. August 1566 namentlich im Sommer mit seiner sehr zahlreichen Familie auf. Mit den Einwohnern scheint er auf freundschaftlichem Fuße gestanden zu haben; in dem noch vorhandenen Taufbuch ist Brenz mit seiner Ehegattin 31mal und er allein 14mal als Taufpate aufgeführt.

Irdische Schätze hatte sich Brenz nicht erworben; nach seinem Tode mußte seine Familie diesen Sitz im Jahre 1579 wieder verkaufen.

15. Die Drangsale des Dreißigjährigen Krieges.

Bis zum Jahre 1634 hatte unsere Gegend noch nicht allzu hart unter den Drangsalen dieses furchtbaren Krieges zu leiden. In den Jahren 1623 und 1624 wurde die Bevölkerung zur Landesverteidigung herangezogen. Der Landgraben oder die Landwehr, unter Herzog Ulrich an der Grenze gegen die Pfalz angelegt, wurde vergrößert und verbessert. Von der Nagold unterhalb Hirsau zog er über Unterhaugstett, Möttlingen, Hausen a. d. Würm, Friolzheim, Wimsheim usw. bis zu den Landtürmen bei Lauffen a. N. und Ilsfeld. Er war 2 m tief, 3 m breit und besaß einen 2 m hohen Wall mit Sternschanzen. An dem Schanzgraben bei Möttlingen mußten 130 Mann aus dem Amt Wildberg arbeiten, doch bekamen sie täglich 30 Kreuzer. Darunter waren Leute aus Altbulach, Neubulach, Oberhaugstett und Liebelsberg zweimal beschäftigt, das zweite-

mal 14 Tage lang. Auch die Einquartierungen legten dem Landvolk bereits empfindliche Lasten auf. Besonders betroffen wurden die an das Oberamt Herrenberg grenzenden Orte. Deckenpfronn hatte Einquartierung in den Jahren 1624, 1625, 1628 und 1632. Durch das Restitutionsedikt von 1629 sollten die württembergischen Klöster an die früheren Besitzer zurückgegeben werden. So kam das Kloster Hirsau wieder an den Benediktinerorden, der evangelische Abt mußte abziehen; an seine Stelle trat der Prior des Klosters Weingarten, der nach den Siegen Gustav Adolfs mit seinen Mönchen fliehen mußte, aber 1634 wieder zurückkam. Das Kloster blieb bis zum Friedensschluß in den Händen der Katholiken.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Nördlingen wurde Württemberg von den Kaiserlichen überschwemmt. Eine schreckliche Leidenszeit brach an; auch unser Bezirk bekam ein vollgerüttelt Maß davon zu kosten. Der bayerische General Johann von Werth verfolgte den württembergischen Oberst von Gültlingen, der Kanonen und Kostbarkeiten des Hofes retten und sich mit den Schweden vereinigen sollte. Von der katholischen Reichsstadt Weilderstadt zog Werth nach Calw, über Simmozheim, das geplündert wurde. Einzelne Häuser wurden verbrannt, die Einwohner mißhandelt, einige getötet. Das Totenbuch von Simmozheim meldet darüber: „Hans Dürr, Bernhards Sohn, ist imder kaiserlichen Einfall den 10. September an seiner Türe gefallen und darnach gestorben. Kaspar Beer von den Kaiserlichen gehauen und verschossen worden den 12. September und den 14. zu Ostelsheim zur Erde bestattet worden.“ Da man noch in jüngster Zeit auf den Feldern in der Nähe des Orts auf Fundamente von Gebäuden stieß, so nahm man bisher an, Simmozheim sei ganz abgebrannt und an einer anderen Stelle wieder aufgebaut worden. Dies ist nicht ganz richtig. Der Vogt des Klosteramts Merklingen berichtet 1654 nur von 24 verbrannten oder zerstörten Häusern und 20 Scheunen, von denen wohl viele erst in den folgenden Kriegsjahren in Trümmer sanken. Schlimmer als Simmozheim erging es an demselben Tage Calw, das fast vollständig eingeäschert wurde: 580 Häuser fielen der barbarischen Zerstörungswut der Soldaten Werths (Bayern und Kroaten) zum Opfer. Calwer Flüchtlinge wurden von den Feinden bis auf den hintersten Calwer Wald verfolgt. In Michelberg mußte es ein wohlhabender Bürger büßen, ihnen Schutz gewährt zu haben; er wurde schändlich gequält und mit seinem Hause verbrannt. Die Einwohner von Breitenberg und Neuweiler stellten sich im Teinachtal einer auf Plünderung ausziehenden Streifschär bei der Glasmühle entgegen. Sie wurden zurückgeschlagen und konnten die Brandschakung ihrer Orte nicht verhindern. Bei Unterhaugstett nahmen die Feinde eine weidende Viehherde weg. Von den Besitzern, die sich zur Wehr stellten, wurden 16 Personen (10 von Möttlingen, 6 von Unterhaugstett) „jämmerlich niedergemacht, gehauen und erschossen und sämtliche in ein Grab gelegt und wegen des kaiserlichen Volks grausamen Einfall kümmerlich beerdigt.“ In Möttlingen wurde selbst die Kirche beraubt und die Kirchenbücher zerrissen.

Eine Folge der Plünderung unserer Gegend war der Ausbruch einer entsetzlichen Hungersnot, besonders in dem schwer heimgesuchten Calw und den Gäu-

orten. Wohl war das Jahr 1634 ein überaus fruchtbares Jahr, aber die Ertragnisse der Landwirtschaft wurden vom Feinde aufgezehrt. — Präzeptor Luschreibt in seinem lateinischen, von Rektor Dr. Weizsäcker verdeutschten Gedicht über die Zerstörung Calws: Selbst reiche Leute „schlürften den milzigen Saft von dem ganz verdorbenen Essig, Zwiebelhäute verzehrt gierig der hungrige Mund. Und dem feinstes Weizengebäck nicht wollte genügen, der ist jetzt froh und beglückt, wenn er nur Kleienbrot hat. Weil es an Speise fehlt für den allezeit knurrenden Magen, ist man froh, wenn es nur Katzen- und Hundefleisch gibt.“ Messeln und Schnecken wurden von alt und jung fleißig gesucht und verzehrt. Den Bewohnern des Calwer Waldes half das „Kraut“, das hier reichlich gepflanzt wird und mit dem der Feind nicht viel anzufangen wußte, über die größte Not hinweg. 100 Krautköpfe kosteten 10 Gulden, ein Scheffel Roggen kostete 20, ein Scheffel Kernen 30 Gulden und mußte dazu hin noch von Bayern eingeführt werden, denn ganz Württemberg hatte unter dem Krieg zu leiden. Von 1635–37 erlagen in Altbulach 200 Menschen dem Hungertod, obwohl die Leute Has vom Wasen holten. Zur Aussaat der Felder blieben nur noch „zwei geringe Kößlein“ übrig. Noch 1635 starben in Simmozheim 12 Personen, darunter der Schultheiß Däuble, den Hungertod, in Altbulach bis zum Jahre 1637 sogar gegen 200.

Die Hungersnot hatte die verheerende Pest, den „schwarzen Tod“, im Gefolge. Schon 1626 erlagen in Württemberg 28 000 Menschen der gefürchteten Krankheit; damals forderte sie z. B. in Simmozheim 70 Opfer, im Jahre 1635 sogar 111, in Möttlingen 35, in Dachtel in den beiden Pestjahren zusammen 47, in Calw 772. Oft starben sämtliche Besitzer eines Hofguts an der Pest. Die Gemeinde verkaufte dann die Güter, um die Kontribution zu erlangen. Die Kaufbücher jener Zeit melden viele Verkäufe, wohl Zwangsverkäufe „wegen aufgeschwollener Kontribution“. Kinder reicher Bauern verarmten, wenn die Eltern starben und der Hof der Kriegsabgaben wegen verkauft wurde. So wurde 1640 in Unterlengenhardt von Schultheiß und Gemeinde ein Hof mit Äckern, Wiesen und Wald um 270 Gulden verkauft. Dem Kind blieben noch 36 Gulden, selbst die beiden Mägde konnten ihren Lohn nimmer vollständig erhalten.

Während einzelne Ortschaften des Calwer Waldes von den Greueln des Krieges fast ganz verschont blieben, hatte besonders die Umgegend Weilderstadts sehr zu leiden. Viermal wurde letzteres von schwedisch-französischen Truppen belagert und noch einige Tage vor Abschluß des Westfälischen Friedens von den Franzosen eingenommen und fast vollständig verbrannt. Die benachbarten Simmozheimer hatten kurz zuvor ihre Habe in die befestigte Merklinger Kirche geflüchtet. Zur Verpflegung der Belagerungstruppen wurden die Nachbarortschaften ausgeplündert. Im Totenbuch von Ostelsheim lesen wir: „Michael Hofmeyer ist von französischen und weimaranischen Soldaten zu tot gestochen worden, indem sie von Merklingen aus, wo das weimaranische (schwedische!) Hauptquartier war, fouragierten.“ Ostelsheim und Althengstett sowie diejenigen Orte, die an Durchgangsstraßen lagen, hatten am meisten zu leiden. 1637 waren 133 Bayern

im Wildberger Amt einquartiert. Obwohl für sie eine Wochenkontribution von 400 Gulden aufgebracht werden mußte, erpreßten sie noch mancherlei. Die Nagold wurde von ihnen vollständig ausgefischt. Nach Deckenpfronn kamen die ungebetenen Gäste von 1634 bis 1645 dreizehnmal. Nicht immer ging es dabei ohne Plünderung ab, so besonders 1639. 1641 wurde Hirsau von französisch-weimaranischen Truppen heimgesucht. 1643 lagerten die Bayern zwischen Weilderstadt und Herrenberg. Die meisten Bewohner Dachtels flohen vor ihnen nach Calw. Wie sich die Bayern aufführten, ersehen wir aus dem Schreiben eines Generals an den bekannten württembergischen Obersten Konrad Widerholt. In demselben heißt es u. a.: ... hausen wie die Türken ... ist kein Kommando, jeder tut, was er will, traut keiner dem andern.“ 1644 wurde ein Bürger von Dachtel namens Breitling von schwedischen Reitern erschossen. 1645 drangen 1200 Reiter und 600 Fußsoldaten des weimarischen Heeres ins Nagoldtal ein und plünderten Wildberg, Calw und Liebenzell. Von den Bayern wurden sie von Herrenberg nach Nagold verfolgt; später kam ihr Führer wieder und lag mit fünf Regimentern in Calw. Auch Liebenzell wurde von den Franzosen nochmals heimgesucht.

Im Jahre 1652 wurden von der Regierung Erhebungen über die schädlichen Wirkungen des Krieges angestellt. Der Vogt von Calw berichtet, in vorigen guten Zeiten seien 1500 Bürger in seinem Amt gezählt worden, jetzt seien es derer noch 780. „In Stadt und Land liegen 3100 Morgen Acker noch wüßt und unangebaut und ist keine Hoffnung, daß selbige möchten so bald gebaut werden, weil keine Leut dazu vorhanden und weil die Felder ganz verwildert und mit Holz bewachsen sind.“ Manche Acker wurden überhaupt nimmer angebaut. Steinriegel in den Wäldern der Gäuseite, z. B. im Dittenberg bei Ostelsheim und in der Nähe des Predigtplatzes bei Simmozheim, weisen auf eine frühere Bebauung hin. Der billige Preis des Holzes (1 Klafter 3 Kreuzer) schien die Mühe des Ausrodens nicht zu lohnen. Viele Acker gehörten Witwen oder waren herrenlos. Zur Bestellung fehlte es an Menschen und Vieh. Die Knechte benützten die Gelegenheit, ihre Löhne zu steigern und eigenen Grund und Boden zu erwerben. Während früher die Knechte um 9–10 Gulden dienten, wollten sie jetzt 30–50 und einige Morgen Acker, die ihnen ihr Dienstherr mit bebauen mußte. Auch der Vogt von Wildberg, in dessen Amt Haugstett, Liebelsberg und Altbulach gehörten, berichtet ähnlich wie der zu Calw. In Altbulach zählte man 26 zerstörte Häuser. Im Hirsauer Amt, zu dem u. a. Agenbach, Unterreichenbach, Holzbronn und Stammheim gehörten, wurde besonders letzteres hart betroffen: 53 Häuser und 33 Scheunen waren zerstört, das Pfarrhaus, ähnlich wie in Althengstett, „übel zugerichtet“. Der Kloostervogt klagt, daß die katholischen Inhaber des Klosters in dessen 4 Höfen „hätten alles übereinanderfallen lassen, lediglich nichts beigefangen, die Scheune aus lauter Mutwillen abgebrochen.“ Zur Reparatur des Müllerhauses und der Kirche seien größere Summen erforderlich. Im Amt Liebenzell (Kollbach, Unterlengenhardt, Reichenbach, Monakam, Unterhaugstett, Ernstmühl) fehlen 185 Bürger, 1170 Morgen Acker waren verödet, 208 Häuser lagen in Trümmer. Ernstmühl scheint

ganz zerstört worden zu sein. Vom Vogt des Herrenalber Klosteramts Merklingen erfahren wir: „Hüngstett (Althengstett) hat bei vorigen Friedenszeiten gehabt 123 Bürger, jetzt noch 44, mangeln also 79. An Wäldungen liegen noch wüßt 471 Morgen. So sein an Gebäuden allda bei Nachtquartieren und Durchzügen abgebrochen worden 15 Häuser und 25 Scheunen, so auch in Anschlag gebracht 4256 fl. Gödingen allda sind bei voriger Friedenszeit 140 Bürger gewesen, nun aber nit mehr als 43, mangeln 97, liegen noch wüßt 610 Morgen, item seyen an Gebäuden verbrännnd und abgebrochen worden als Häuser 26 und 10 Scheun, die sind in dem steuerbaren Anschlag gelegen umb (um) 4530 fl., an übrigen Gebäuden 860 fl.“ In Simmozheim fehlten von 125 Bürgern 95, und 690 Morgen lagen „wüßt“, darunter 14 Morgen „Wüßen, so mit Forchen überwachsen“. Nicht in Zahlen ausdrücken läßt sich der geistige und sittliche Schaden, den das Volk erlitt. Pfarreien und Schulstellen waren oft lange unbesetzt oder wurden notdürftig von Stellvertretern versehen. Dachtel hatte 1640 bis 1652 keinen ständigen Pfarrer mehr; der Pfarrer von Ostelsheim mußte in 3 Nachbarortschaften aushelfen. Noch 1654 konnte in Möttlingen, Haugstett, Kollwangen und Breitenberg keine Schule gehalten werden; die Unterreichenbacher Kinder gingen nach Liebenzell. Selbst die Amtsstadt Calw hatte nur einen Schulmeister: Jörg Widmann, ein Schneider, unterrichtete 113 Knaben und 66 Mädchen. Es bedurfte der Arbeit von Jahrhunderten, bis der alte Wohlstand wieder erlangt und diejenige Stufe der Sittlichkeit und Kultur wieder erreicht wurde, auf der unser Volk vor Ausbruch des Krieges stand.

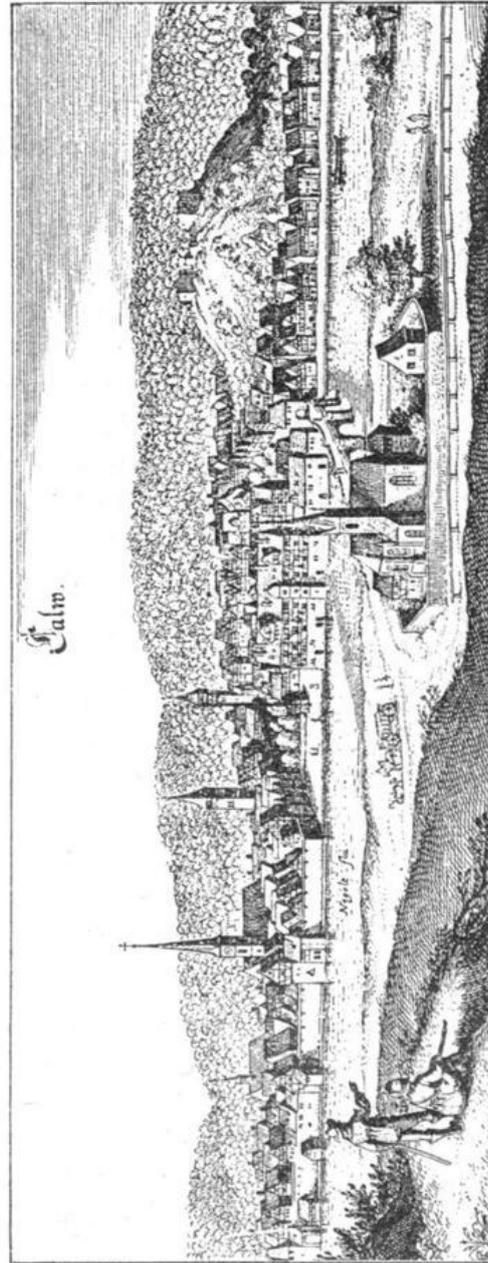
Das schrecklichste Jahr des großen Krieges war wie für Württemberg überhaupt so auch für Stadt und Bezirk Calw das Jahr 1634; davon handelt der folgende Abschnitt.

16. Die Schreckenstage des Jahres 1634.

Vierzehn Tage nach dem Sieg der Kaiserlichen bei Nördlingen waren diese im Besitze Stuttgarts. Der Kommandant der württembergischen Truppen sollte mit Kostbarkeiten beladene Wagen und 5 Kanonen nach Ettlingen geleiten, woselbst ein Teil des schwedischen Heeres lag. Er nahm seinen Weg über Calw. Kaum hatte er dieses verlassen, so kam der ihn verfolgende bayerische Reitergeneral Johann von Werth vor das Ziegeltor.

Es war am Vorabend des Herbstanfanges. Ofter als sonst hatte es heute die Meister der Stadt Calw von ihrer Werkstatt fortgetrieben; da und dort bildeten sich erregte Gruppen um einen Wollarbeiter, der von seinem entlegenen Dörfchen fertige Waren im Städtchen ablieferte und allerhand von flüchtenden Württembergern zu erzählen wußte. Aber noch hegte man in Calw keinen Argwohn und hielt auch die aus Stuttgart überkommenen Berichte über unerhörte Greuelthaten, vor allem an den Geistlichen, für übertrieben, und der Tag neigte sich zu Ende, ohne daß eine bestimmte, klare Auskunft über die verschiedenen zirkulierenden Gerüchte zu erhalten gewesen wäre. Doch noch hatten die Gerber

ihre Schürzen nicht abgelegt und die Tuchmacher und Färber Feierabend geboten, als die Nachricht von der Ankunft bayrischer Reiter vor dem Städtchen wie ein Lauffeuer die Straßen durchheilte. Keine feste Schanze, keine natürliche Befestigung, keine geübte Kriegsmannschaft nannte die friedliche Stadt ihr eigen; trotzdem lehnte sie eine Aufforderung des bayerischen Generals, die Tore zu öffnen, ab. Der Aufenthalt einer halben Stunde reizte den Zorn des Generals noch mehr, „welchen die Vorsteher mit 6000 Gulden abwenden wollten.“ Zwar läßt er um friedlichen Durchmarsch bitten und verspricht Schonung und Milde. Doch wie wilde Tiere dringen die rohen Horden auf die wehrlos Flüchtenden ein; Kinder und Greise, Wöchnerinnen mit ihren unschuldigen Säuglingen fallen der viehischen Mordlust des Feindes zum Opfer. Was das Schwert nicht hinrafft, findet in den Flammen seinen qualvollen Untergang. Kisten und Kasten wurden nach Beute untersucht, durchstoßen und der Inhalt auf dem Boden herumgestreut, eine leichte Nahrung für das ausbrechende Feuer. Was die gierige Mordlust des Bayern nicht fertigzubringen vermag, vollendete das auserlesene Volk der Spanier, Italiener und Kroaten. Kein Händelingen der lahmen Greisin, kein bittendes Auge des weißhaarigen, bettlägerigen Alten vermag vor der lüsternen Roheit der Plünderer zu schützen. Das nächtliche Trinkgelage unter freiem Himmel, beleuchtet von den züngelnden Flammen der brennenden Häuser, übertrifft noch das zügellose Treiben des Tages. Auf das Wohl des Kaisers, des Papstes und ihres dem wüsten Treiben ruhig zusehenden Anführers werden die geplünderten kostbaren Becher geleert, neu gefüllt von den zitternden Gefangenen, die keinen Augenblick ihres Lebens sicher sind. Was der fetke Bayer nicht fertig gebracht, vollendet das zigeunerhafte Volk der Kroaten, die, beim Einzug und der Plünderung zu spät gekommen, nun Rache nehmen und mit Feuer und Schwefel die Stadt an vier Ecken anbrennen. Die letzte



Zeichnung nach Merian.

Calw zur Zeit des Dreißigjährigen Kriegs.

Hoffnung der verarmten Einwohner wird zunichte. Haufenweise treibt der Feind die noch in den Häusern versteckten Einwohner aus ihren Schlupfwinkeln; wer nicht flüchtet, findet in dem reich genährten Feuer den Flammentod. Ein allgemeines Fliehen und Hasten nach den Toren der Stadt beginnt, um, mit wenig gerettetem Gut beladen, zu den in den Wäldern versteckten Brüdern zu eilen. Doch darauf haben die wilden Horden nur gewartet; höhnische Zurufe der Henkersknechte empfangen die zu Tode Geängstigten. Glückliche, wer einem kräftigen Schwertstreich verfällt. Dieser Tod ist dem qualvollen Leiden in Feuerspeinen noch vorzuziehen. Doch viele erreichen auch das schützende Gebirge; an Leitern, an Seilen und Stricken lassen sie sich aus den Fenstern und von den Türmen hinab ins Freie; ja selbst vor dem Hinabspringen schrecken die schon furchtbar Mißhandelten nicht zurück. Viele suchen den Tod in den Fluten der Nagold, um der Entehrung, den lüsternen Quälereien der Peiniger und dem Flammentod zu entgehen. Selbst das Gotteshaus ist vor Zerstörung und Verunreinigung durch die Mordbrenner nicht sicher. So hat Johann von Werth die Rache der benachbarten kaiserlichen Stadt Weil ausgeübt, die sich tief gekränkt fühlte, weil auf einer vor einigen Jahren in Calw aufgeführten Komödie das Bildnis des Papstes in übertriebenem Religionseifer verbrannt worden war. Vier Tage lang dauerte diese schreckliche Strafe, welche den „nahrhaften“ und durch seine Zeug- und Tuchfabrik bekannten Ort fast dem Erdboden gleich machte. (Nach W. S. im N. Tagbl. 1908.)

Als die Feinde am Tage nach der Brandnacht sahen, daß die bestimmten Schlachtopfer dem Feuer entgangen, fingen sie an, in den Wäldern auf die Leute Jagd zu machen. Doch gelang es allen Flüchtlingen, sich zu retten. Der Feind war darüber erbost und ließ in Michelberg seine Wut an dem reichsten Bauern des Ortes aus, der nach der entsetzlichen Qual mit seinem Hause verbrannt wurde. Von Michelberg kamen die Verfolgten bis Gernsbach. Als man ihnen später sicheres Geleit versprach, kamen sie wieder nach Calw zurück. Wie mag es ihnen wohl zu Mute gewesen sein, als sie von der Talwand der Nagold hinabsahen zur Stätte des Elends! 83 Personen waren der Mordlust der entmenschten Soldaten zum Opfer gefallen, über 200 Verwundete lagen zwischen den Trümmern der zerstörten Stadt. An Stelle ihrer schönen Heimatstadt erblickten sie nichts als rauchende Trümmerhaufen. Die meisten Häuser waren bis auf den Grund niedergebrannt, nur die Vorstadt (etwa 100 Häuser) auf dem rechten Nagoldufer blieb vom Feuer verschont, mußte aber 4000 Gulden Brandschätzung bezahlen, die von zurückkehrenden Reitern erpreßt wurden, obgleich die ausgeplünderten Bewohner arm wie Bettler waren. Da sie diese Summe nicht zusammenbringen konnten, so mußten sie in Frankfurt ein Darlehen aufnehmen. Die Einwohnerzahl sank von 3832 Personen auf 1589 herab, denn die Zerstörung der Stadt hatte den Ausbruch einer großen Hungersnot sowie der gefürchteten Pest zur Folge. An letzterer starben gegen vierhundert Personen in einem Vierteljahr. Entlaufene Soldaten und der Abscham der Bevölkerung schlossen sich zu Räuberbanden zusammen und nahmen eine den Calwern gehörige Viehherde weg, nachdem sie die Hirten getötet oder gefangen genommen hatten. Kaum

tausend Schritte von der Stadt entfernt fiel Valentin Andreaä, der Dekan von Calw, einer Bande in die Hände. Er wurde mit einem Flintenkolben zu Boden geschlagen, so daß er eine Rippe brach. Unermüdlieh war er tätig, das Elend zu lindern, schaffte Kranken Nahrung, Arznei und Betten an, sorgte für Waisen, kämpfte gegen Pflichtvergessenheit und Zuchtlosigkeit und bestrebte sich die Ordnung wieder herzustellen. Auch verwendete er sich bei feindlichen Befehlshabern um Schonung der unglücklichen Stadt. Denn nach Johann von Werth zogen noch bayrische, französische und schwedische Truppen durch Calw, das 1638 nochmals geplündert wurde und einen Schaden von 25 000 Gulden erlitt. Noch nach dem Friedensschluß lagen schwedische Reiter den ganzen Sommer hindurch in der Stadt.

17. Der Calwer Hexenprozeß.

Im Jahre 1683 lebte in Calw eine Frau, welche von den Leuten die alte Mulflerin genannt wurde. Ihr Mann war längst tot, und außer 3 Stieftöchtern und einem elfjährigen Enkel, Bartel geheißten, hatte sie niemand mehr in der Stadt. Sie war ein steinaltes Weiblein, und wenn sie je einmal ihr ärmliches Häuschen verließ, so ging sie tief gebückt und langsam an einem Stock einher. Um so lebhafter war der Bartel. Vom Frühjahr bis zum Herbst war er allein oder mit seiner Mutter, einer der 3 Stieftöchter, fast täglich im Walde. Da las er Holz und Tannenzapfen auf oder er sammelte Beeren. Auch allerlei Heilpflanzen hatte ihn die Mutter kennen gelernt. Sie verstand es vortrefflich, die Beeren für den Winter zu trocknen oder einzukochen und allerlei heilsame Tränklein zu bereiten. An Regentagen und an den langen Winterabenden saß dann Bartel neben seiner schwarzen Kaze auf der Ofenbank und schnitzelte irgend etwas: Rührlöffel, Zeller, Gabeln, auch allerlei Kinderspielzeug wie Wägeln, Mühlräder, Schiffe, Tierlein u. dergl. Währenddem spannen die Frauen, und die Großmutter wußte allerlei Märlein und Geschichten zu erzählen.

Oft kamen Nachbarsfrauen und fragten die Großmutter um Rat, wenn irgend ein Mensch oder auch ein Stück Vieh erkrankt war. Und die Großmutter wußte immer Hilfe; für jedes Übel hatte sie ein Tränklein und für jede Wunde eine Salbe. Daher hatte die Mulflerin mehr Zulauf als der Doktor, kam aber auch in den Ruf der Zauberei. Und nicht bloß die Alten kamen ins Haus. Nirgends in der Stadt konnte man nettere Wägeln sehen als bei Bartel und nirgends schönere Märlein hören als von Bartels Großmutter. Deshalb liefen auch die Kinder in die Stube der Mulflerin lieber als in die Schule. Der damalige Schulmeister war seines Zeichens ein Schneider und konnte gar gut mit dem Ellenmaß umgehen. Sogar des Schulmeisters Söhnlein, ein frisches Büblein von 6 Jahren, saß täglich beim Bartel und wollte sehen, wie man schnitzelte. Da wurde aber plötzlich das Büblein krank und starb. Tags zuvor war es noch gesund und munter gewesen. Deshalb sagten böse Leute, Bartel habe das Kind vergiftet; denn die Leute waren damals noch sehr abergläubisch

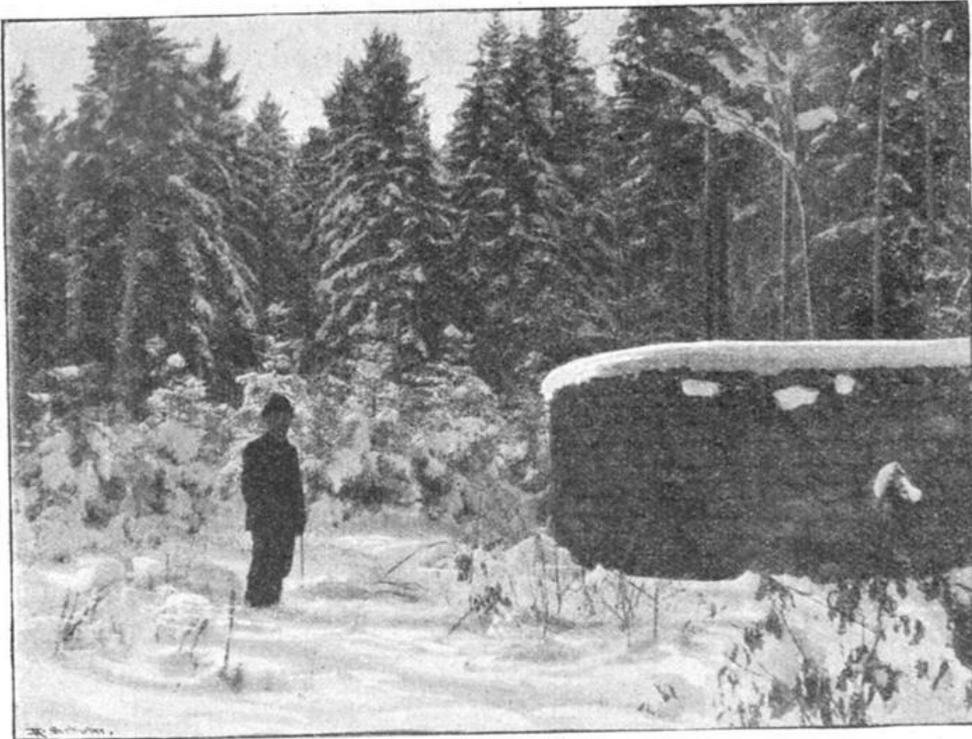
und glaubten an Hexen und Hererei. Daher wurde Bartel vor den Richter geführt und gefragt, was er des Schulmeisters Büblein, so in sein Haus gezogen, angetan und was er ihm zu essen oder zu trinken gegeben habe. Bartel sagte, das Kind sei immer von selber gekommen, und gegeben habe er ihm nichts. Dasselbe sagte auch seine Mutter. Aber man glaubte ihnen nicht. Nun wurde Bartel geschlagen, da man ihn zum Geständnis bringen wollte. Als er aber dennoch seine Unschuld beteuerte, wurde er nochmals gezüchtigt und samt seiner Mutter aus der Stadt gesagt.

Etliche Monate waren seither dahingegangen und man dachte kaum mehr an Bartel und seine Mutter; da gingen einmal eines Abends, als eben die Betglocke läutete und es schon dunkelte, eine Frau, bleich und hager, und ein junger Bursche durchs Törlein der Stadt und auf allerlei Umwegen durch enge Gäßlein in das Haus der Mulflerin. Bald hieß es, Bartel und seine Mutter seien wieder da. Auch der gestrenge Rat hörte davon. Weil sich aber niemand um die Zurückgekehrten kümmerte, diese auch selten auf der Gasse zu sehen waren, ließ man sie ungeschoren, und bald hatte Bartel wieder einen Haufen alter Freunde um sich versammelt und schnitzelte mit ihnen Spielsachen wie in alten Tagen.

Unter den Buben, die häufig zu Bartel kamen, war auch einer namens Veit, eines vornehmen Bürgers Sohn. Er war etwas älter als Bartel und schaute oft mit Neid auf dessen geschickte Hand und auf sein flinkes Messer. Seine Mutter sah es nicht gerne, daß er täglich in das übelberüchtigte Haus der Mulflerin ging. Nun geschah es einmal, daß Veit von seiner Mutter eine Marischelle erhielt, weil er einen bösen Fluch ausgestoßen hatte. Trotzig ging der Bursche in die Küche. Hier ließ er sich gegen die Magd vernehmen, er habe noch Ärgeres getan als geflucht. Seine Mutter würde ihn wohl noch härter züchtigen, wenn sie das wüßte, er sage es aber nicht. Überdem kam die Mutter in die Küche, und als sie nun von der Magd vernahm, was Veit gesagt, da drang sie in diesen, er solle gestehen, was er begangen. Veit wollte lange nicht mit der Sprache heraus, bis ihm die Mutter mit harter Züchtigung drohte. Da log er in seinem Troß und Haß eine böse Geschichte zusammen. Er sei einmal beim Bartel gewesen und habe zugeschaut, wie dieser so feine Säcklein geschnitten. Da habe Bartel zu ihm gesagt, seine Großmutter, die Mulflerin, könne ihn, den Veit, etwas lehren, das dürfe er aber seiner Mutter nicht sagen. Sie seien dann in die Küche gegangen, dort habe die Mulflerin ihm ein Gäbelein gegeben, damit habe er sich kraken müssen, bis das Blut geflossen sei. Die Mulflerin habe das Blut in einem Schüssellein aufgefangen und die Wunde nachher mit einer Salbe beschmiert. Hierauf habe er den Namen Jesu verfluchen müssen und sei auf den Teufel getauft worden. Dann habe man ihn gelehrt, auf einer Ofengabel in die Luft zu reiten. Des Nachts aber sei die Mulflerin in seine Kammer gekommen, wo er geschlafen, habe ihn geweckt und sei mit ihm auf den Hexentanz geflogen, nämlich in den Grasgarten des Forstverwalters in Hirsau. Dort habe er viele bekannte Knaben und Mädlein aus Calw angetroffen, und auch aus andern Orten der Umgegend seien viele Personen dagewesen. Diese haben aus silbernen Geschirren gegessen und getrunken, und hernach sei getanzt

worden. Nachher sei er noch öfters bei einem solchen Herentanz gewesen und zwar auf der Saufsteig, auf den Badwiesen, im untern Eselspfad und auf dem Brühl.

Die Mutter war ob dieser Geschichte in die tiefste Seele hinein erschrocken. Da sie, wie die meisten Leute der damaligen Zeit, vom Hexenwahn befangen war, so glaubte sie dem Buben und zeigte alles dem Vogt von Calw an. Der machte ein gar ernstes Gesicht und ließ alle Kinder und Erwachsenen vor sich kommen, von denen Weit gesagt hatte, sie seien auf dem Herentanz gewesen. Die also Beklagten beteuerten in beweglichen Worten ihre Unschuld. Aber Weit blieb fest bei seinen Ausfagen und behauptete sicher, daß er immer noch des Nachts ab und zu zum Herentanz fahre. Man bewachte daher ihn und die beschuldigten Kinder,



Schafjott bei Calw. (2 m hohe Rundmauer mit Staffelaufgang.)

wenn sie schliefen. Die Nacht ging ruhig vorüber, ohne daß an Weit oder einem der Kinder etwas Besonderes zu beobachten gewesen wäre. Nun hätte man doch merken sollen, daß Weit böswillig falsche Anklage vorgebracht hatte. Aber die Leute der damaligen Zeit waren eben sehr abergläubisch. Man bedrohte daher die unschuldigen Kinder mit harten Strafen, mit Foltern und Einsperren in den Herenturm, und so gestanden sie endlich, was sie gar nicht begangen hatten. Die alte Mulsterin und Bartel wurden in den Turm geworfen, und weil sie nicht bekennen wollten, wessen sie von Weit beschuldigt wurden, so wurden sie „peinlich befraget“. Unter den Qualen der Folter gaben sie alles zu, was man von ihnen wissen wollte; denn lieber wollten sie sterben als immer wieder von den rohen Henkersknechten auf die scheußlichste Weise geschunden werden. Nun hatte man das Geständnis der beiden Hauptschuldigen. Bartel gab u. a. an, er

sei mit dem Spruch: „Hui, oben naus, stoß nirgends an, wir wollen naus zum Satan und wollen mit ihm spielen“ auf dem Besen hinausgefahren auf die Saussteig und das Hochgericht.

Der ganze Handel wurde nach Tübingen berichtet. Die Rechtsgelehrten der damaligen Universität fällten das unglaubliche Urteil, daß die 80jährige Mulserin „dem Scharfrichter an seine Hand und Band geliefert, von demselben auf das Hochgericht geführt und ihr zur wohlverdienten Strafe, andern zum abscheulichen Exempel mit Feuer vom Leben zum Tod gerichtet werden, sowie daß Bartel mit dem Schwerte vom Leben zum Tod gerichtet und sein Körper zu Asche verbrannt werden solle.“ Der Herzog, der das Urteil unterschreiben mußte, fühlte wohl Mitleid mit der alten Frau; deshalb setzte er noch folgende Worte bei: „Euch lieben Getreuen ist unser Befehl, ihr wolle dem Scharfrichter heimlich in der Stille den Befehl geben, die ad vivicomburium (zum Lebendverbranntwerden) condemnirte (Verurtheilte) nicht lange quälen, sondern durch einen Stoß oder durch Würigung zum Tode befördern solle.“ Das Urteil wurde von dem Tübinger Scharfrichter auf dem Schafott an den unglücklichen Opfern des Irwahn's vollzogen. Es wurde der unglücklichen Frau angekündigt mit den Worten: „Zeter über dir, vermaledeite Here Mulserin, daß du von dem lebendigen Gott abgefallen!“ Aus der ganzen Umgegend war das Volk zusammengeströmt, um sich das seltene und hochinteressante Schauspiel, eine Here brennen zu sehen, nicht entgehen zu lassen. Unter den grellen Schlägen des Armsünderglöckleins führte man die Verurtheilten auf dem Schinderkarren zum Salzörlein hinaus und auf dem alten Weg nach Zavelstein dem Schafott (Nichtplatz) zu. Dort wurde der arme Bartel auf ein Stühlchen gesetzt und dem zitternden Buben eine Kappe übers Gesicht gezogen, damit er dem Scharfrichter mit dem bösen Blick nicht Hand und Schwert unsicher mache. Nun rief der Scharfrichter: „Kurze Not, sanfter Tod, Gnad bei Gott!“ und waltete seines unseligen Amtes. Dann trat er vor die Richter und fragte: „Hab ich recht gerichtet?“ Ein Richter antwortete: „Du hast gerichtet, wie Urteil und Recht geben und wie der arme Sünder es verschuldet hat.“ Der Scharfrichter erwiderte: „Dafür danke ich Gott und meinem Meister, der mich diese Kunst gelehrt.“ Ein mächtiges Feuer, zu dem 40 Büschel Reißig und 6 Klafter Holz verwendet wurden, verzehrte hierauf die Leiber der Unglücklichen. Die hohen Kosten (225 fl.) trug die Stadt. Die beiden Töchter der Mulserin mußten Stadt und Amt verlassen. In Weilderstadt und Umgebung wurden sie durch Schläge und Steinwürfe so mißhandelt, daß eine von ihnen starb. Mehrere Calwer Frauen wurden gleichfalls ausgewiesen und bestraft.

Infolge dieser Vorgänge herrschte eine solche Aufregung in Calw, daß sogar Militär zur Aufrechterhaltung der Ordnung abgeschickt werden mußte. Eine weitere vom Herzog gesandte Abordnung sollte die Angelegenheit nochmals untersuchen und durch Warnung und Belehrung die erregten Einwohner beruhigen. Einem Tübinger Universitätsgeistlichen wurde befohlen, eine öffentliche Predigt zu halten, um die Gemeinde „zur Beobachtung der christlichen Ge-

bühren“ zu erinnern. Wir können diese heute noch nachlesen, da sie die Regierung drucken ließ. Auch wurden einige Bußtage angeordnet. Durch Belehrung und Predigt legte sich nach und nach die Erbitterung des Volks und die nächtliche Beunruhigung der Kinder.

18. Die Raubkriege Ludwigs XIV. und die zweite Zerstörung Calws 1692.

Durch die Raubkriege Ludwigs XIV. wurde auch unsre Gegend schwer heimgesucht. 1688 wurden von Stadt und Amt Liebenzell unter Bedrohung 3000 Gulden erpreßt. Viel schlimmer aber war das Schicksal Calws in den folgenden Jahren.

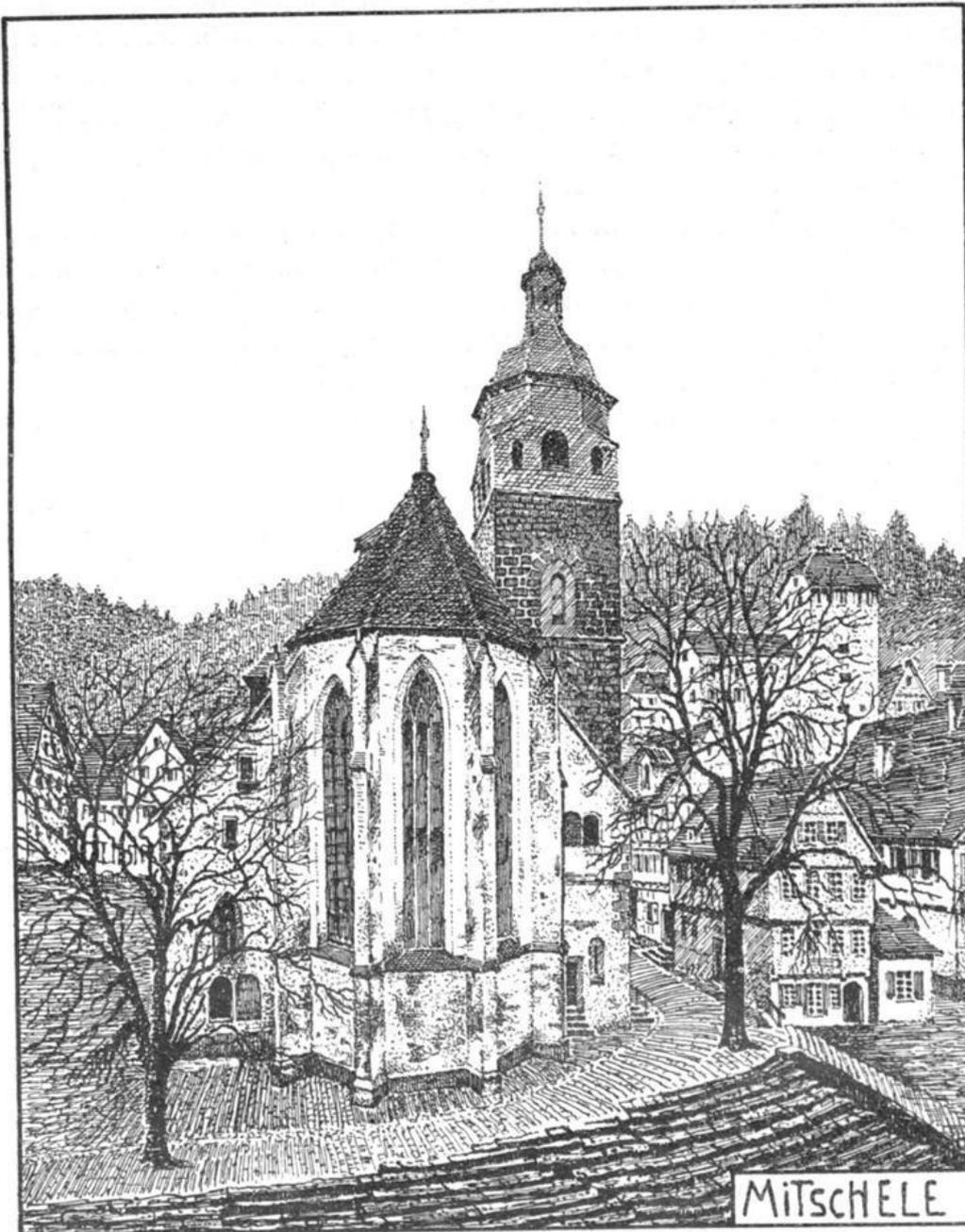
Kaum hatte sich die Stadt Calw durch den großartigen Aufschwung ihres Gewerbes und Handels von den Drangsalen des 30jährigen Krieges erholt, so wurde sie von einer abermaligen Zerstörung heimgesucht. Im Jahre 1692 rückten die Heere Ludwigs XIV. über den Rhein und bedrohten das schon 4 Jahre früher von den Franzosen gebrandschatzte Herzogtum Württemberg zum zweitenmale. Der Vormund des minderjährigen Herzogs Eberhard Ludwig, Herzog Friedrich Karl, machte einen vergeblichen Versuch, die Feinde abzuwehren. Er wurde am 17. September bei dem unweit Pforzheim gelegenen Dorfe Otisheim geschlagen und gefangen. Nun fielen die feindlichen Horden ungehindert in das wehrlose Land ein. Schon am Tage nach dem unglücklichen Treffen wurde das schöne Kloster Hirsau in Brand gesteckt und fiel samt dem prächtigen Jagdschloß in Trümmer. Auch Calw sollte dasselbe Schicksal erleiden.

„Es war der 19. September, ein finsterner, dunkler Tag! Von Otisheim rückte französisches Kriegsvolk, erst in geringer Zahl, bald in immer stärkeren Haufen heran. Jetzt war guter Rat teuer. „Fort!“ hieß es, „der Franzos kommt!“ Die Sturmglocken heulten, alles rannte wirr durcheinander, und vor Schrecken wußte keines, was es tun wollte. Ein reicher, angesehener Mann trug mit ängstlicher Sorgfalt seine Kasse unter dem Arm in der Meinung, es sei seine Geldschatulle. Schließlich suchte die ganze Bevölkerung ihr Heil in der Flucht auf den Calwer Wald und ins Gäu. Eine Frau schildert, wie sie bei Nacht mit ihren Kindern „in das bittere Elend geflohen“ und „wie es auf allen Bergen mit Leuten geloffen, als wenn eine Herde Schafe getrieben worden,“ daß die Eltern ihre Kinder verloren und keins ums andre gewußt habe. Still war's in der Stadt, als die Feinde erschienen, kein Mensch, kein Tier in den Gassen zu sehen. Die meisten Einwohner hatten die Stadt mit Hinterlassung ihrer Habe schon am 17. September verlassen, um nicht das Schicksal ihrer Voreltern von 1634 zu erleiden. Helle Lohe flammte auf über den Giebeln und Dächern, während die Feinde „mit Poltern und Schlagen, mit Sacken und Packen, mit Fortschleppen des Raubes“ in den Straßen der Stadt haufen und toben, ja sogar aufgegriffene Bürger gezwungen werden, selbst Feuer anzulegen. Ein Augenzeuge berichtet über die Zerstörung seiner Vaterstadt: „Den 17. September sind wir das erstemal von den Franzosen in die Schrecken gejagt

worden, sind aber selbigen Samstag nit aus Liebenzell kommen. Den 19. September aber sind sie vormittags auf Hirsau geruckt. Nachmittag um halb drei Uhr sind sie in die Stadt Calw eingezogen, da sie gleich angefangen zu plündern und auszutragen. Selbige Nacht aber, am Montag um 11 Uhr haben sie das erste Haus angezündet, welches war des Herrn Georg Walters Haus, und sie dann selbige Woche haben zugebracht mit Plünderung und Brennen bis auf den Freitag, daß die ganze Stadt samt den Vorstädten verstorbt und in Rauch aufgegangen.“ Auf mehr als 100 Wagen führten die Franzosen ihren Raub aus dem Nagoldtal. Die Kirche, eine der schönsten im Herzogtum, und alle Amts- und Privathäuser innehalb der Mauern, mit Ausnahme von vier Gebäuden, wurden in Schutt und Asche gelegt. Verschont blieben außerdem nur einzelne Hütten, „die hie und da an den Bergen klebten.“ So lag nun die Stadt, „die voll Volks war“, in kurzer Zeit wüst und in Asche. Zwölf Personen kamen dabei ums Leben. Auch die verkohlten Gebeine einiger betrunkenen Franzosen fand man in den Ruinen. Was mögen da manche auf der Flucht, heimatlos, obdachlos, ohne Brot, ohne Geld, ohne Kleidung, ausgestanden haben! Viele hausten in den Kellern, viele in Bretterhütten, die man in der Eile errichtete. In einem Keller beim Obertor, unter freiem Himmel, bei Ungewitter, Schnee und Regen mußten die Gottesdienste gehalten werden. Der Mesner ging mit einem Handglöckchen durch die „Steinhäufen“, um zum Gottesdienste zu laden. Und zu diesem Jammer kam die Pest, die Seuche. Die zwei Armenhäuser, die vom Brande verschont geblieben, lagen voll von Kranken. Die Seuche nahm so überhand, daß in manchen Häusern, in jeder Kammer zwei, drei, vier Kranke lagen, und zwar ohne Bett, ohne Pflege. Auch in Kellern und Höhlen lagen sie, und der Pfarrer mußte durch alle die traurigen Löcher kriechen, um geistlichen Trost zu spenden. Schrecklich war die Hungersnot. Kleie-, Haber-, Erbsenbrot galten als Leckerbissen. Der Scheffel Kernen hing auf 24 Gulden. In dem Habermehl war viel Schwindelhaber, so daß die Leute von dem Genuße desselben taumelten wie die Trunkenen. Disteln und Nesseln wurden mit Fleiß gesammelt und gegessen. Ein Glück wars noch, daß in diesem Jahre die „Mortellen“ (Morcheln, Pilze) massenhaft wuchsen. Sie wurden gesammelt und ohne Salz und Schmalz gegessen. Da wurde mancher am ganzen Leib schwarz („schwarzer Hunger“), daß man ihn nicht mehr kannte; die Haut hing an den Beinen, und „sie waren so dürr wie ein Scheit“. Im Jahre 1693 starben 232 Personen. Da es anfänglich an Särgen und Trägern fehlte, wurden die Leichname zum Grauen und Entsetzen der Zuschauer zum Gottesacker mehr geschleppt als getragen. Und selbst in diesem Elend wiederholten sich die feindlichen Streifzüge bis vor die Mauern der zerstörten Stadt. Welch ein Schrecken, als am 14. Juli 1693 plötzlich wieder eine französische Truppenabteilung in die Stadt eindrang! Aber vielleicht graute den schlimmen Gesellen selbst beim Anblick des Jammers und der Zerstörung. Nachdem jeder ein Stück Brot und einen Trunk Wein empfangen, zogen sie eilends wieder davon.

Doch auch von diesem entsetzlichen Unglück erholte sich die Stadt. Die Freunde der Handlungsgesellschaften in fremden Ländern sandten ansehnliche Beiträge, selbst aus Frankreich wurde beigesteuert. 1694 wurde die Kirche aufgeschla-

gen; das Gebälke stürzte wieder ein, 30 Personen stürzten 70 Schuh tief herab, doch kam nur ein Zimmergeselle ums Leben. Im Januar 1696 konnten in die neu-erbaute Schule 200 Kinder einziehen. Trotz der teuren Zeit erhielt jeder Schüler



Stadtkirche in Calw vor ihrer Erneuerung im Jahre 1884—88.
Zeichnung von Fr. Mitschele, Rutesheim.

zum Andenken ein kleines Beckchen. Im Jahre 1697 konnte der Dekan von Calw in einer Festpredigt, nachdem er die Gemeinde an die ausgestandenen Drangiale erinnert hatte, mit Dank gegen Gott darauf hinweisen, wie die Stadt allmählich aus der Asche erstehe und wachse und gedeihe. „Wir haben wieder ein Gotteshaus,“ sagte er, „wir haben wieder zwei Glocken, die aus den Erzklumpen der im

Feuer geschmolzenen alten gegossen sind; wir haben wieder ein Lehr- und Schulhaus, einen Pflanzgarten der so sehr verringerten Bürgerschaft. Schon stehen wieder 164 neue Häuser, und die Stadt zählt wieder 1500 Seelen, und während im Jahre 1693 nicht mehr als 23 Kinder getauft wurden, sind es heuer (1697) deren 77.“ Erstaunlich rasch gelangten Handel und Verkehr wieder zu neuer Blüte. Die Handlungshäuser wurden zweckmäßiger errichtet; auch legen verschiedene stattliche Privatgebäude, die im Jahre 1693 und den folgenden Jahren erstellt wurden, Zeugnis ab von dem wiedererlangten Wohlstand (Schwanen, Rau'sches Haus, Mehlgerei Jourdan).

„Weil die Amtsstadt Calw nach vorangegangener Plünderung elendiglich in die Asche gelegt worden“, so wurde sie zunächst von allen Umlagen befreit. Doch schon 1697 mußte sie an den zur Auslösung der Geiseln von Stadt und Amt Calw geforderten 800 Gulden ein Drittel bezahlen. (Die Franzosen nahmen 1693 einige höhere Beamten als Geiseln mit, um die angelegten Brandschatzungsgelder sicher zu bekommen. So kam auch der ev. Abt von Hirsau als Gefangener nach Meß, wo er infolge schlechter Behandlung im Jahre 1694 starb). Bis zum Friedensschluß im Jahre 1713 nahmen die Lieferungen von Proviant und Holz an Freund und Feind kein Ende. So hatten Stadt und Amt Calw allein im Jahre 1698 gegen 1000 Gulden Fuhrkosten nach „den ein- und andern Lagern“ bei der Lieferung von Heu, Stroh, Holz, Mehl usw. Dazu kamen dann die fast unerschwinglichen Quartiergelder. 1701 zogen preussische und dänische Truppen von Weilderstadt durch unsern Bezirk nach Horb, um sich mit Prinz Eugen zu vereinigen. Im Jahre 1704 zogen die Preußen durch Calw an den Rhein. Im Mai 1708 lag der französische General Mercy mit 14 Regimentern zu Pferd bei Neuweiler „auf dem Heraufmarsch“. Im Juli kam der französische General de la Tour ebenfalls mit 4 Regimentern zu Pferd „auf dem Herabmarsch“ nach Neuweiler und blieb hier über Nacht. Vorher lag er drei Wochen bei Unterreichenbach. Zwei nachrückende kaiserliche Regimenter verjagten ihn schon tags darauf aus unserem Bezirk. Später kamen noch zwei kaiserliche Dragonerregimenter und ein Husarenstab nach Calw.

19. Die Waldenser in Neuhengstett.

Es war ein sonniger Septembertag des Jahres 1700. Da sah man auf der Straße, die von Calw nach Althengstett hinaufsteigt, in langem Zuge gegen 200 Männer, Weiber und Kinder, mit Bündeln und Tragkörben beschwert, zu Fuß und zu Wagen langsam bergan wandern. Ihre Gesichter und ihre Tracht verrieten sogleich die Fremdlinge. Die Haare waren braun oder schwarz, die Augen dunkel, die Nase bog sich energisch, die Gesichtsfarbe hatte einen Stich ins Gelbliche. Herzogliche Beamte begleiteten den Zug und dienten als Führer. Als sie auf der Höhe angekommen waren, da wo vor Zeiten ein Dorf namens Schlaichdorn gestanden, machten sie Halt und lagerten sich. Der Führer erklärte den Fremdlingen, hier habe des Herzogs Gnade ihnen eine neue Heimat angewiesen. Es ging nun bald

an die Verteilung des verfügbaren Landes. Jeder Familienvater erhielt ein Stück Odland und Wald zugeteilt. Der Wald gehörte ehemals dem Kloster Herrenalb, jetzt dem Staat; das Odland waren frühere Acker, die vom Dreißigjährigen Krieg her noch brach lagen, Teile der Markungen Althengstett und Simmozheim, die zum Weidgang dienten.

Wer waren diese Fremdlinge? Es waren Waldenser, die um ihres Glaubens willen von dem Herzog von Savoyen ausgewiesen worden waren. Von ihrer Heimat Savoyen, einem Alpenlande zwischen Frankreich und Italien, wandten sie sich zunächst nach der Schweiz. Dort wurden sie freundlich aufgenommen. Von hier aus baten sie den Herzog Eberhard Ludwig um Aufnahme in sein Land. Nach langen Verhandlungen wurde ihnen die Niederlassung gestattet. Die meisten fanden in der Gegend von Maulbronn und Leonberg Unterkunft und gründeten dort u. a. die Dörfer Billars, Serres, Corres, Perouse. Die Waldenser, die in unserem Bezirk Aufnahme fanden, waren die letzten der Einwanderer. Sie nannten ihre neue Heimat Bourset. Elf Jahre später gab man dem Dorf den Namen Neubengstett; oft wurde es auch Kolonie bei Simmozheim genannt, da drei Fünftel der Markung früher zu Simmozheim gehörten. Bei den Anwohnern heißt die Ortschaft heute noch Welschdorf.

Nach dem Plane eines herzoglichen Beamten siedelten sich die Kolonisten in zwei Straßen an, die bei einem laufenden Brunnen unter einem rechten Winkel zusammenstießen. Nach der abergläubischen Meinung mancher Waldenser sollen in der einen Straße die Leute „vom guten“, in der andern die „vom bösen Blute“ gewohnt haben. Solange der Bau von Wohnhäusern noch nicht beendet war, wohnten sie in Zelten oder Bretterhütten, sogenannten Baracken. Daran erinnert noch der Name, den die Straßen nachher bekamen. Die eine hieß la barakka (Barackenstraße), die andere la gabarets (Zeltstraße). Das Bauholz bekamen die Waldenser von der Regierung. Für die Anschaffung von Werkzeugen und Geräten sorgte ein Abgesandter von Holland, der die Vertriebenen schon während der Reise reichlich unterstützt hatte. Doch dauerte es gegen 25 Jahre, bis alle Häuser erbaut waren. Zum Bau eines Schulhauses und einer Kirche reichten die Mittel nimmer. Als Kirche mußte eine Bretterhütte dienen, an deren Stelle erst 1769 ein aus Steinen erbautes Gotteshaus trat. Es war nach Art der reformierten Kirchen schmucklos und besaß weder Sakristei noch Taufstein noch Orgel. Statt des Altars diente ein einfacher hölzerner Tisch. Ein Bauer oder Handwerker, der im Lesen, Schreiben und Singen einige Fertigkeit besaß, unterrichtete die Jugend in seinem eigenen Hause. Das Lesen lernten die Kinder in der Bibel und im Gesangbuch, die beide in der französischen Sprache gedruckt waren. Sonst wurde nichts gelernt, nicht einmal das Rechnen. Erst 1791 erhielt die Gemeinde ein eigenes Schulhaus. Die Bausumme brachte der damalige Pfarrer Keller zusammen. Er schrieb über 500 Bittbriefe und erhielt viele Liebesgaben der Glaubensgenossen sowie Beiträge von den Heiligenpflegern der Nachbardörfer, der Universität, dem Kirchenrat, dem Calwer Färberstift und reichen Calwer Handelsherren. Namhafte Summen sandten die reformierten Gemeinden von Hamburg, London, Genf und Moskau.

Die Aufnahmeurkunde sicherte den Waldensern viele Freiheiten und Vorrechte zu. Sie durften nach dem reformierten Kirchenbrauche leben und hatten das Recht, Schultheiß, Pfarrer und Lehrer selbst zu wählen. Die Güter wurden ihnen „zu einem puren Geschenk“ überlassen. In den ersten 15 Jahren hatten sie keinerlei Steuern und Abgaben zu bezahlen. Von aller Leibeigenschaft sollten sie und ihre Kinder frei sein. 1706 wurde die Markung von Neuhengstett mit Grenzsteinen „vermarktet“. Als arme Leute kamen die Bewohner Neuhengstetts, und trotz allen Vorrechten und allem Fleiß blieben sie es. Die Markung war zu klein und zudem unfruchtbar; der kalte Lettenboden, eine Verwitterung des unteren Muschelkalks, liefert nur magere Erträge; die Äcker erhielten eine schwache Düngung, denn das wenige Vieh, das die Waldenser besaßen, wurde aus Mangel an Futter in den Wald getrieben. Im 18. Jahrhundert fanden die Neuhengstetter in den Betrieben der Calwer Zeughandlungskompagnie einigen Verdienst. Keller schrieb: „Ohne das Wollespinnen in den Calwer Fabriken müßte die Neuhengstetter Kolonie bei dem schlechten Boden, den sie hat, wieder auswandern“. Nach der Auflösung der Calwer Zeughandlungskompagnie wurde die Strumpfwirkerei in Neuhengstett betrieben, später aber wieder eingestellt. Auch die Arbeiter der zahlreichen Gerbereien in Calw waren meistens Neuhengstetter. In Anbetracht ihrer mislichen Lage erhielten die Neuhengstetter von Holland und England lange Zeit ansehnliche Hilfgelder. Der Dreißigjährige Krieg hatte einen großen Teil der Äcker in herrenlose Ode verwandelt. Auf den Markungen von Simmozheim und Althengstett scheint dies ganz besonders der Fall gewesen zu sein. Dies war der Grund, warum die Waldenser gerade auf den beiden Markungen ihren Platz angewiesen bekamen. Als die Bevölkerung zunahm, wurden die Odsflächen wieder besser ausgenützt. Die Althengstetter und die Simmozheimer beklagten ihren Verlust und führten lange Prozesse um Weidgerechtigkeiten und Steuern. So klagt 1720 Althengstett: „Die Neuhengstetter haben die Weidenuzung, und wir müssen die Steuern von einem Gebiet bezahlen, das uns gar nimmer gehört.“ Schließlich erreichten die beiden Nachbargemeinden nach fast 50jährigem Streite, daß ihnen Neuhengstett 1746 über 1000 Gulden nachbezahlen mußte. Doch wurde dem Dorfe Ratenzahlung gestattet und der Amtschaden erlassen. Althengstett gab sich noch nicht zufrieden und beklagte sich über die verlorenen 243 Morgen Weide und 260 Morgen Wald.

Ursprünglich hatten die Waldenser das Recht, deutschen Familien den Zuzug in ihr Dorf zu verbieten. Später machten sie keinen Gebrauch mehr von diesen Bestimmungen, und bald kam es zu Heiraten zwischen Waldensern und Deutschen, so daß es heutzutage kaum noch eine Familie gibt, in deren Adern rein waldensisches Blut fließt. Bis zum Jahre 1806 konnten die Waldenser ihre bürgerlichen und kirchlichen Angelegenheiten nach ihrem Belieben regeln, sie bildeten sozusagen kleine Republiken innerhalb des Herzogtums. 1806 hob König Friedrich ihre bürgerlichen Vorrechte auf, 1823 verloren sie auch ihre kirchliche Selbständigkeit. Sie schlossen sich unter Beibehaltung ihrer reformierten Gebräuche der evangelisch-lutherischen Landeskirche an und gaben die französische Sprache auf.

Im Jahre 1881 wurde im sogenannten Stiftungsgarten, den der Generalkonsul v. Scorgi, Gutsherr auf Georgenau, zu Gunsten der Neuhengstetter Armenkassa mit Obstbäumen bepflanzen ließ, der sogenannte Waldenserstein errichtet. Auf diesem sind die Namen der eingewanderten Familien zu lesen. Sie hießen: Ahasse, Baral, Bounin, Jourdan, Falmon, Falmon Gros, Falmon Larmés, Falmon, Martinet, Bertolin, Boidard, Geymonat, Gonzales, Jouvenal, Perrot, Rivoir, Soulier.

20. Die Durchzüge der Franzosen im polnischen und österreichischen Erbfolgekrieg. 1733—35 und 1740—48.

Weil der deutsche Kaiser die Wahl des Schwiegervaters Ludwigs XV. von Frankreich, eines polnischen Edelmannes, zum König von Polen verhinderte, erklärte Frankreich dem Deutschen Reich den Krieg. Den Calwern schwante nichts Gutes; allerlei wunderbare Himmelserscheinungen und „viele erstaunliche Donnerwetter“ waren ihnen Vorboten des Krieges. Die Franzosen gingen über den Rhein, verbrannten Kehl und überrumpelten die Ettlunger Linien, zu deren Herstellung im spanischen Erbfolgekrieg die Ämter Calw und Liebenzell Schanzen gestellt hatten. Bis die Kaiserlichen und Russen kamen, hatten die Franzosen genügend Zeit, Baden und Württemberg zu brandschatzen. Von Pforzheim aus verlangten sie, das Amt Calw solle 30 Kühe liefern. 2 Vertreter von Calw und einer des Amtleins Javelstein unterhandelten mit dem französischen General in Bauschlott bei P f o r z h e i m. Durch ein gehöriges Schmiergeld („Verehrung“) erreichten sie eine Ermäßigung der Lieferung, und Calw erhielt eine französische Schutzwache, welche durchziehende Franzosen am Plündern verhindern sollte.

1734 wurden die Feinde verjagt und die Ettlunger Schanzen wiederhergestellt, wozu Amt Calw 60 Mann stellen muß. Die Amtsversammlung klagt, Stadt und Amt hätten sehr vieles sowohl von der deutschen als von der französischen Armee erlitten, so daß die Einwohnerschaft von allen Mitteln gänzlich entblößt und in einem erbärmlichen Zustand sei. 1735 zogen die Russen als Verbündete des Reichs an den Rhein. 46 Tage lagen 250 Russen in Calw im Quartier, was 5000 Gulden Verpflegungsgelder erforderte. Doch mußten die Landschaft und Amt Liebenzell einen Teil der Kriegskosten bezahlen.

Die Calwer waren öfters Zeuge, wie die russischen Soldaten auf dem Marktplatz geprügelt und sonst mißhandelt wurden, bis das Blut floß. In der großen Ratsstube wurde russisch-katholischer Gottesdienst gehalten. Die Russen liebten den Branntwein, zahlten aber nicht gern. Der Stadtschreiber berichtet von ihnen: „Sie essen viel, aber je schlechter und ungekochter, desto lieber ist es ihnen. Sie lieben die Wärme und schlafen am liebsten hinter dem Ofen. Sie ziehen sich am hellen Tage nackt aus und hocken in eine in den Boden gemachte Schwizhöhle, bis sie so rot wie ein gekochter Krebs herauskommen. Dann übergießen sie sich mit kaltem Wasser oder wälzen sich im Schnee, worauf sie wieder in ihre Schwizhöhle steigen.“

1740, zu Beginn des österreichischen Erbfolgekriegs, zogen die Franzosen durch unsern Bezirk nach Bayern, um mit den Bayern gegen Osterreich zu kämpfen (auch Friedrich d. Gr. hatte sich mit ihnen gegen Osterreich verbündet). Ins Lager nach Ditzingen und Untertürkheim mußte ihnen Heu und Stroh geliefert werden, das sie jedoch bezahlten. 1744 erging der Befehl, einer französischen Armee bei Rastatt Haber, Heu und Stroh zu liefern. Es gelang Calw, die Lieferung auf mehrere Ämter zu verteilen. Doch mußten noch 624 Scheffel Haber, 2244 Zentner Heu und 58½ Klafter Holz geliefert werden, ein Drittel davon vom Amtlein Zavelstein; beide Ämter mußten 8000 Gulden umlegen. 1745 zogen wieder Franzosen durch das Calwer Amt, und es mußte ihnen Proviant ins Lager nach Ditzingen und Darnsheim geliefert werden. Der französische Marschkommissär wohnte in Liebenzell und bezahlte Quartier- und Vorspannkosten (12 Kreuzer für das Nachtquartier.). Auch die Kaiserlichen kamen in den Bezirk; in Deckenpfronn lag ein „kaiserlich-portugallisches Kürassierregiment“, das nach Böhmen zog.

21. Die Calwer Handelsunternehmungen.

I. Geschichte des Calwer Zeughandels.

(Nach Artur Schott in dem Sammelwerk „Herzog Karl Eugen und seine Zeit“.)

Die Lage der Stadt gestattet nur einen beschränkten Ackerbau. Schon frühe waren deshalb die Bewohner auf Handel und Gewerbe angewiesen. Zur Zeit der Reformation waren unter den Calwer Handwerkern besonders die Weber, die Tuch- und Zeugmacher vertreten. Ein Bericht vom Jahr 1603 sagt, die Stadt sei viel mehr denn halb mit Webern besetzt, man spinne, webe und färbe daher so schön als irgend sonst wo. Ihre Zahl nahm rasch zu. Im Jahre 1634 beschäftigten sich bereits $\frac{2}{3}$ aller Handwerker, insgesamt gegen 400 Personen, mit der Herstellung von Zeugen. In einem Jahr wurden gegen 70 000 Stücke zu je 12 Ellen gefertigt. Es waren glatte, wenig gewalkte Stoffe aus Schafwolle, ähnlich unsern zur Zeit fabrizierten Damentuchen, die im 16. – 18. Jahrhundert auch zu Herrenkleidern verwendet wurden. Die in Württemberg erzeugte Wolle hätte nur für ein Vierteljahr den Bedarf gedeckt, die übrige mußte eingeführt werden, ebenso die Farbmittel. Die ländlichen Kleinmeister, die sich in den Schwarzwaldtälern mit Zeugweberei befaßten, lieferten ihre Zeuge nach Calw zum Färben. Die Färber trieben dann hauptsächlich den Zeughandel, der ihnen so hohen Gewinn abwarf, daß Calw stets zu den reichsten Städten Württembergs zählte. Von einem Tuchmacher namens Hans Schauber wird erzählt, daß er es mit 100 entlehnten Gulden zu einem Vermögen von 24 000 Gulden gebracht habe. Doch wurde ihm sein Reichtum zum Verhängnis: von heutigetigen Soldaten wurde er am Schreckenstag des 20. September 1634 lebendig geröstet. Der rührige Johann Valentin Andreaä konnte in der Stadt am Anfang des Dreißigjährigen Krieges gegen 100 000 Gulden für notleidende Glaubensgenossen sammeln, ein Beweis, wie wohlhabend die Stadt war. Auch das Färberstift vom Jahr 1621, eine von Färbermeistern zusammengebrachte Stiftung zu Kirchen- und Schulzwecken, zeugt hievon. Die er-

zeugten Stoffe konnten nicht alle in Württemberg abgesetzt werden. Die frühere Bevölkerung des Herzogtums lebte fast ausschließlich vom Ackerbau, und der Landmann zog die solide Lederhose und den derberen Rock der feineren und für ihn zu kostspieligen Bekleidung mit Tuchstoffen vor. (Die Bewohner der Bauerndörfer des Calwer Waldes sind immer noch der Tracht ihrer Väter treu geblieben.) Der größte Teil der gefertigten Ware wanderte daher ins Ausland. 1634 gingen mit der unglücklichen Stadt sämtliche Betriebe der Zeugmacher in Flammen auf. Sie wurden wieder zweckmäßiger aufgebaut, und in kurzer Zeit war der durch den Krieg vernichtete Wohlstand wieder erreicht.

Im Jahr 1650 verbanden sich die Tuchmacher und die Färber zur sogenannten Calwer Zeughandlungskompagnie, die sich bald zum größten und bedeutendsten Handelsunternehmen im Herzogtum entwickelte und zum Mittelpunkt der württembergischen Industrie machte. Die Teilnehmer — es waren deren bis zu 45 Personen — hießen „Companieverwandte“, weil sich die Anteile durch Verwandtschaft vererbten. Jedes Mitglied hatte 15 000 Gulden Geschäftsanteil und erhielt oft bis 3 000 Gulden Reingewinn im Jahr. Die Kompagnie besaß das Vorrecht („Privilegium“), daß außer ihr innerhalb eines gewissen Bezirkes niemand die Anzugstoffe und die Beuteltücher für die Müller fabrizieren durfte, die sie herstellen ließ. Die Zeugmacher, auch „Knappen“ genannt, durften nur an die Kompagnie abliefern. Dafür war diese aber auch verpflichtet alles anzunehmen, was ihre Arbeiter vorschriftsmäßig ablieferten. Diejenigen Gewebe, welche den Anforderungen nicht genügten, durfte die Kompagnie zurückweisen. Sie wurden besonders gestempelt, und der Eigentümer durfte sie beliebig verkaufen, aber nur ellenweise. Die Zeugmacher hatten selbst in Zeiten der Not einen sicheren Verdienst, jedoch war er nie besonders groß, auch gingen manche mit dem Gelde verschwenderisch um, wie es leichtsinnige Arbeiter heutzutage noch an ihrem Zahltag machen. Es herrschte deshalb stets eine Notlage unter der Zeugmacherbevölkerung besonders im Nagoldtal, wo das Einkommen nicht durch Erträgnisse der Landwirtschaft gesteigert werden konnte. Wildberg hatte zeitweise mehr Zeugweber als Calw. Im Jahr 1687 wohnten 245 Zeugmacher im Bezirk Calw, davon in der Stadt allein 198. 1787 ging ihre Zahl im Bezirk zurück auf 183, von denen 117 in Calw beschäftigt waren. Am meisten Zeugmacher lebten in Gchingen, Dachtel, Deckenpfronn, Stammheim und Holzbronn, weniger zahlreich waren sie vertreten in Hirsau, Teinach, Liebenzell, Alt- und Neubulach, Möttlingen, Ottenbronn, Althengstett, Oberhaugstett und Ostelsheim. Selbst im Amt Kirchheim beschäftigte die Kompagnie schon im Jahr 1643 „etliche hundert Seelen, die sich vom Spinnen nähren.“ Die steten Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern suchte die Regierung durch Vergleiche und Verordnungen beizulegen; denn wegen des Verdienstes, den die Kompagnie ins Land brachte, und der Abgaben, die ihr zufließen, hatte jene ein großes Interesse an der Einhaltung der bestehenden Ordnung.

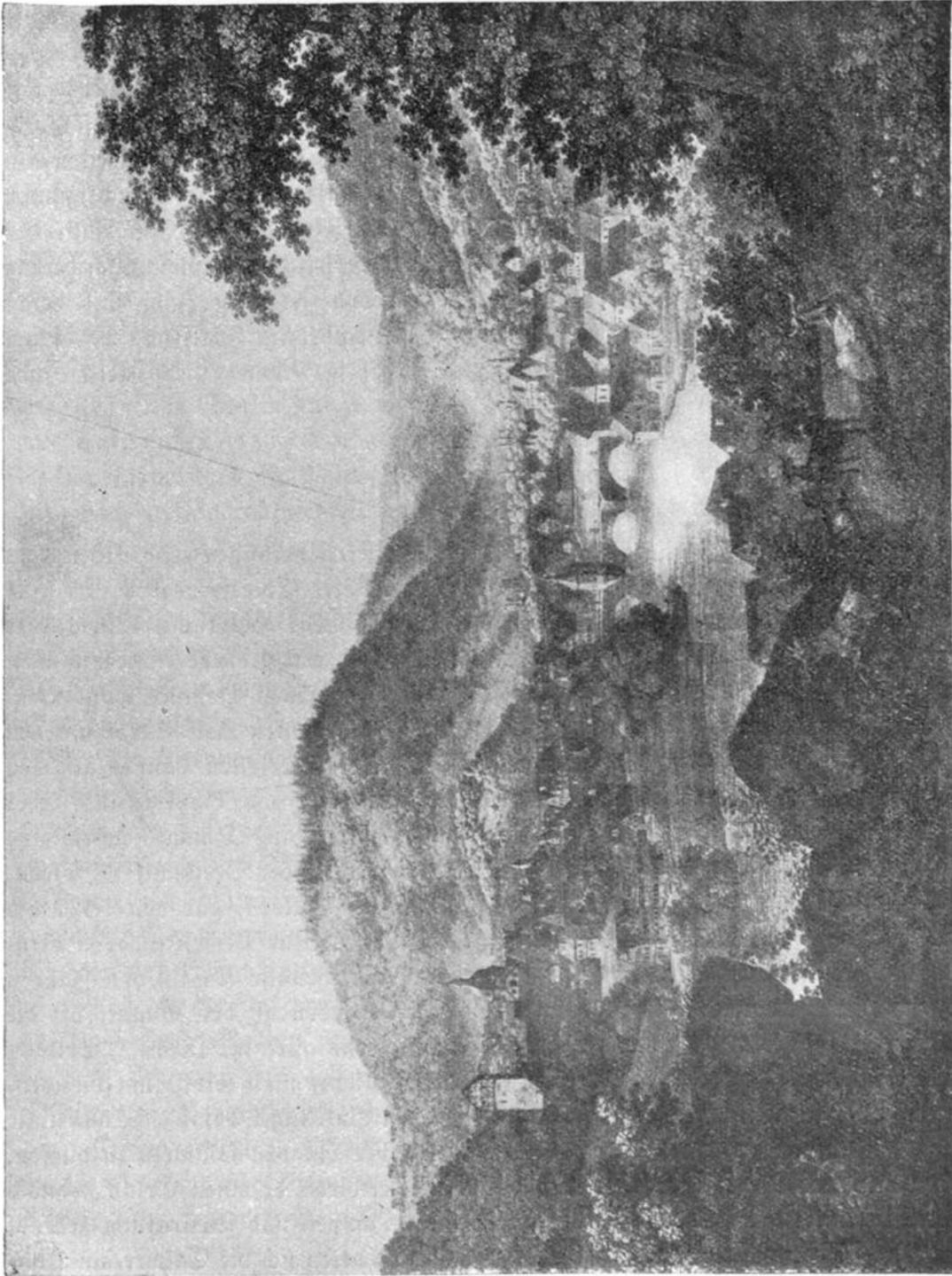
Die Kompagnie kaufte den Zeugmachern die rohen Waren ab und ließ sie in ihren Geschäftsräumen vollends fertig machen. Für feinere Arten von Geweben lieferte die Kompagnie die Wolle selbst. An bestimmten Tagen brachten die Zeug-

weber ihre Stoffe zur Ablieferung nach Calw. Nun wanderten die Rohwaren durch verschiedene Räumlichkeiten (Waschhaus, Walkkammer). Die Lokale befanden sich meistens in der Leder- oder Inselgasse. Im jetzigen Kauf'schen Haus war eine der acht Färbereien untergebracht. Als Hauptfarbmittel diente der Kobalt, ein Erz, das sich wie Kienruß zwischen den Fingern zerreiben läßt; mit Sand und Pottasche gemischt, gab er „ein gar lieblich Blau.“ Das jetzige evangelische Vereinshaus war das Kaufhaus, in dem die fertigen Waren aufgestapelt wurden. Die Geschäftshäuser waren Eigentum der Teilnehmer, die Kompagnie bezahlte Miete für die Geschäftsräume. Mit der Zeit änderte die Kompagnie die Betriebsweise. Neben den Heimarbeitern, den zu Hause beschäftigten Webern, gründete sie eine Fabrik, um der Konkurrenz ausländischer Fabrikate wirksam begegnen zu können. Die Fabrik stand auf der sogenannten Insel (jetzt Teppichfabrik). Hier wurden nur feine Gewebe angefertigt. Die meisten Zeugweber konnten keinen modernen Stoff anfertigen, weil ihre Ausbildung nicht gründlich genug war. Die Meister gaben ihre Söhne nicht nach auswärts in die Lehre, weil diese gleich nach beendigter Schulzeit dem Vater behilflich sein sollten, das schmale Einkommen zu vergrößern. Auch kamen die jungen Zeugweber aus demselben Grunde wenig auf die Wanderschaft.

Im Jahre 1787 beschäftigte die Kompagnie 933 Zeugmacher sowie 3–4000 Spinnerinnen, größtenteils Familienangehörige der Weber. Mit den Tagelöhnern und Arbeitern waren es gegen 7000 Personen, welche durch die Kompagnie ihren Unterhalt gewannen. Die Gesellschaft setzte jährlich für gegen eine halbe Million Gulden Waren ab. Der größte Teil wanderte ins Ausland, nach Italien, nach Frankreich, in die Schweiz und nach Polen, sogar nach Westindien. Die Mitglieder der Kompagnie besuchten die Messen in Leipzig (jährlich 4 mal), Nürnberg, Frankfurt, Straßburg, Bozen und Zurzach. Jeden Samstag ging ein vierspänniger Wagen mit leichten, dünnen Wollzeugen nach Italien. Alle italienischen Geistlichen trugen im Sommer Calwer Zeuge und kein vornehmer Bürger wurde begraben, ohne vorher in Calwer Zeuge gewickelt worden zu sein. Die Geschäfte für den Handel nach Italien wurden auf der Bozener Messe abgeschlossen. Für die Stadt Bozen war die geschäftliche Verbindung mit Calw von so großer Bedeutung, daß die Calwer Zeughandlungs-Kompagnie das Recht hatte, aus ihrer Mitte ein Mitglied für das Bozener Handelsgericht aufzustellen. Absteige-Quartier der Calwer Herren war der heute noch bestehende Gasthof „Zum Mondschein“.

Eine Glanzzeit hatte die Kompagnie während des siebenjährigen Krieges, welcher die sächsische Industrie vollständig lahmlegte. Gegen das Ende des 18. Jahrhunderts ging es jedoch abwärts mit der Gesellschaft. Schuld daran waren der Wettbewerb der englischen und das Wiederaufblühen der sächsischen Zeugfabriken, die Handelsbeschränkung in Osterreich und die Kriegswirren. Infolge dieser Umstände wurde die Zeughandlungskompagnie auf die Bitte der Gesellschafter nach Rechten und Pflichten aufgehoben und die Verfertigung von Zeugen freigegeben. Die Gesellschaft bestand zur Zeit der Auflösung noch aus 15 Personen. Diese legten ihr Geld in anderen Unternehmungen an, wodurch die Arbeiter weitere Beschäftigung fanden. An die Tage der Zeughandlungs-Kompagnie erinnert noch der Egelsee bei Deckenpfronn. Hier wurde Letten zum Walken der Zeuge geholt,

wodurch der See entstand. Er war ursprünglich mit Blutegeln besetzt, denen er seinen Namen verdankt. Noch heute existiert in Amsterdam eine Calwer-Straße



Calw am Anfang des 19. Jahrhunderts. Nach einem Gemälde von P. J. Büttgen, lith. von J. Wölffle, phot. von Konferator Dr. Paret, Stuttgart.

— ein Beweis, wie rege Beziehungen der Calwer Zeughandel einst sogar über See unterhielt.

Noch ehe die Stürme des 30jährigen Krieges die Gegend von Calw unmittelbar trafen, errichteten Johann Valentin Andreaä, Dekan in Calw, und 12 weitere

Einwohner der Stadt aus den Familien Demmler, Kleinbub, Walter, Dörtzbach, Schill, Zahn, Schauber, Stuber, Geißel, Metzger am 12. November 1621 eine Gesellschaft, welche ursprünglich die „Christliche Gottliebende Gesellschaft“ hieß, in der Folge jedoch, weil der größte Teil der Stiftung der Färberkompagnie angehörte, Färberstift genannt wurde. Später traten zu den genannten noch 5 weitere Mitstifter, namentlich aus den Familien Mayer und Wagner hinzu. Die Statuten dieser Stiftung sind im Verlaufe der Zeit im einzelnen mehrfach geändert worden, aber sie dient auch noch jetzt in der Hauptsache teils den Zwecken von Kirche und Schule und der Förderung christlicher Anstalten, teils den Nachkommen der Stifter, welche Stipendien zum Studium der Theologie und im Falle der Armut jährliche Gratualien sowie Lehrlingsbeiträge erhalten. Ursprünglich betrug die Stiftung 1700 fl.; sie vergrößerte sich aber von Jahr zu Jahr und besaß vor dem Weltkrieg etwa 300 000 Mark. Die hochherzige Stiftung hat schon außerordentlich viel Segen verbreitet und unzählige Arme und Notleidende unterstützt.

II. Der Holzhandel.

Ein wichtiger Zweig der Calwer Handelsunternehmungen war neben dem Zeughandel der Holzhandel. Schon unter dem Vater Eberhards des Greiners wurde die Holzflöheret auf der Nagold betrieben. Eine Holzausfuhr in andere Länder fand jedoch nicht statt. Der Holzhandel nahm erst größere Ausdehnungen an, seit des Schwarzwalds stolze Tannen nach dem fernen Holland wanderten. Mehrere württembergischen Herzöge hatten sich bemüht, einen Holzverkehr mit den Holländern zustande zu bringen, doch erst 1692 wurden die ersten Tannen aus den Liebenzeller Forsten nach Holland verflößt. Holzknechte von Bayern und Tirol besorgten das Zurichten und lernten die Schwarzwälder ein. Damals kostete eine 20 Meter lange Tanne nur 30 Kreuzer. Doch rasch stieg der Preis auf 5 Gulden, 1801 – 1803 bekam die Forstverwaltung Hirsau 15 Gulden, und von 1827 bis 1837 stieg der Preis des Bauholzes auf das Doppelte. Nur Personen oder Gesellschaften, die mit dem Staate einen Vertrag auf eine gewisse Anzahl von Jahren abgeschlossen hatten, erhielten gegen bedeutende Abgaben an den Staat (oft die Hälfte des Holzwertes der ausgeführten Tannen) das alleinige Recht („Privilegium“) zum Holzhandel. (Unter Herzog Karl brauchte man selbst zum Lumpensammeln ein „Privilegium“. Ein „Papierer“ von Gültlingen besaß „die gnädigste Erlaubnis“, in Stadt und Amt Calw auf 6 Jahre Lumpen sammeln zu dürfen. Als Leute von Warth ihm Konkurrenz machten, erwirkte er einen Erlaß, wonach fremden Lumpensammlern mit Wegnahme ihrer Lumpen und Bestrafung gedroht wurde). Seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts hatten sich die Calwer am Holzhandel beteiligt. Bedeutend wurde er erst, als sich im Jahre 1755 fünfundzwanzig Personen, darunter die Hälfte Calwer, zur Calwer Holzkompagnie unter der Firma „Bischer u. Comp.“ zusammen geschlossen. Nach Ablauf des Privilegiums erneuerte sich die Gesellschaft wieder, zum Teil unter anderem Namen und mit anderen Teilhabern (aus Calw, Agenbach, Höfen, Dobel, Reichenbach und Baiersbronn). Vor-

stand der Gesellschaft war lange Zeit der Schwiegervater des Dichters Ludwig Uhland, Martin Vischer. (Tochter Emilie Uhland, geborene Vischer, gestorben 15. Juni 1881.) Trotz der bedeutenden Abgaben an den Staat warf das Unternehmen einen großen Gewinn ab, oft 20 Prozent auf einen Anteilschein; in 50 Jahren konnten gegen 2 Millionen Gulden an die Teilhaber verteilt werden. Gefloßt wurde nicht nur auf der Nagold und der Enz, sondern auch auf der Murg, welche die Calwer Gesellschaft 1758 im Verein mit dem Pforzheimer Floßverein wieder schiffbar machte. Die für Holland bestimmten Flöße wurden in Mannheim zu Niesenflößen zusammengestellt. Ein im Jahr 1802 abgelassener Floß war 210 m lang, 21 m breit, hatte einen Wert von 900 000 Mark, verursachte 100 000 Mark Transportkosten und mußte ebensoviel auf 42 Zollstationen bezahlen. Als Oblast führte er Eichenholz, Salz- und Weinfässer. Einige hundert Ruderknechte, meist Handwerksburschen, ruderten ihn den Rhein hinab. Erst am Anfang dieses Jahrhunderts hörte der Calwer Holzhandel, der fast 100 Jahre von der Firma Stälin und Kompagnie betrieben wurde, auf. Holland erhielt seit dem Aufkommen größerer Schiffe viel Holz aus Norwegen und Amerika. Auch war es entfernteren Waldgegenden durch den Ausbau der Eisenbahnen möglich, ihr Holz nach Holland abzusenden. So ging der Floßverkehr immer mehr zurück. Zuletzt wurde er nur noch auf der kleinen Enz bis nach Höfen a. d. E. betrieben und hat jetzt ganz aufgehört. Eine andere Firma, an der auch Calwer beteiligt waren, die Enzscheiterholzgesellschaft, lieferte jährlich 15 000 Klafter Brennholz aus den Herrschaftswaldungen des Wildbader und Altensteiger Forsts in die Holzgärten zu Balingen, Bisingen und Bietigheim. Seit 1839 betrieb der Staat das Scheiterholzflößen selbst. Der Bau der Eisenbahnen machte ihm ein Ende. Durch die starke Auslaugung im Wasser verlor das Holz an Brennkraft, auch wurde manches Scheit aus den Flüssen herausgeholt und wanderte in den Ofen armer Leute. Die Flößerei bildete schon 1322 den Gegenstand eines Staatsvertrags zwischen Ulrich von Württemberg und Rudolf II. von Baden. Es wurden Zollstationen und Zollverträge festgesetzt und dem Handel Schutz und Sicherheit versprochen. Der Empfänger des Zolls (von einem Wehr 4–10 Heller) sollte dafür Wehren und Schutzbretter im Stand halten.

Aus der bereits erwähnten Familie Stälin gingen 2 ganz bedeutende Männer hervor, die nicht nur zu den berühmten Calwern zählen, sondern deren Namen in ganz Württemberg einen guten Klang haben: Christoph Friedrich Stälin, Direktor der Landesbibliothek, und dessen Sohn Paul Friedrich Stälin, Direktor des württembergischen Staatsarchivs. Beide haben sich durch Herausgabe bedeutender Geschichtswerke um die Erforschung der württembergischen Landesgeschichte sehr verdient gemacht; Paul Stälin schrieb auch die „Geschichte der Stadt Calw“.

III. Der Salzhandel.

Als weiteres sehr einträgliches Handelsgeschäft blühte im 18. Jahrhundert der Salzhandel. Er lag in den Händen einiger Kaufherren, die sich zu einer Salzhandlungskompagnie zusammengeschlossen hatten. Hauptteilnehmer war der Kam-

merrat Notter (siehe Abhandlung „Der Friedhof in Calw“, Grabinschrift seiner Kinder). Notter gehörte zu den reichsten Leuten Altwürttembergs, er hinterließ 750 000 Gulden. Zur Vergleichung sei beigelegt, daß um dieselbe Zeit (1790) die größten Vermögen nicht viel über 100 000 Gulden betragen. Da die württembergischen Salinen vor der Entdeckung der unter König Wilhelm erbohrten Salzbergwerke den Bedarf des Landes bei weitem nicht deckten, so wurde bayerisches Salz eingeführt. Die Lieferung desselben hatte die Calwer Salzhandelskompagnie übernommen; selbst das österreichische Oberschwaben, ein Teil Badens und die Ländchen Hohenzollern und Fürstenberg wurden von ihr mit Salz versorgt. Sie ließ das Salz den Inn herab und die Donau herauf nach ihren Lagerplätzen in Donauwörth und Ulm bringen. Hier holten es Fuhrleute der Kompagnie ab. Sie brachten Neckarweine mit, denn die Kompagnie betrieb auch einen Weinhandel, um die Fuhrleute nicht mit leeren Wagen nach Bayern zu schicken, auch führten sie Schleif- und Mühlsteine, „um die Zehrung herauszuschlagen“. Das Salz wurde nicht an Kaufleute abgegeben, sondern an Ämter und Gemeinden, welche das alleinige Recht des Salzverkaufs hatten, bis es ihnen im Jahre 1807 vom Staate genommen wurde. Im Auftrag des Amtes verkaufte der „Salzmesser“ den Leuten das Salz auf dem sogenannten „Salzstein“. (In Welteneschwann ist bei der großen Linde noch ein „Salzstein“ zu sehen. Der „Salzstadel“ des Amtes Zavelstein war in Feinach, der Calws in der „Salzgasse“. Der „Salzkasten“ dient jetzt zur Aufbewahrung der Feuerwehrrgeräte.) Der Gewinn floß in die „Salzkasse“. In Zeiten der Not wie in den Jahren 1692 und 1796 kam diese Hilfsquelle der Stadt und dem Amte sehr zugute.

Der stets geldbedürftige Herzog Karl trachtete darnach, den einträglichen Salzhandel in seine Hände zu bekommen, und stellte 1753 das Ansinnen an die Amtsversammlung, sie solle neben dem bayerischen Salz auch Sulzer Salz führen. Nachdem sie eine Probe gemacht hatten, beklagten sich die Glieder der Amtsversammlung über das Sulzer Salz, es sei nicht trocken und fein genug, auch teurer als das bayerische; „die Bäckern und Köche können es in keinen Teig gebrauchen, weil es darinn nicht vergehe, auch lasse sich es nicht auf die Laugenbrezeln streuen. Die Leute seien davongelaufen und das Amt hätte den Schaden gehabt.“ Im siebenjährigen Krieg verbündete sich Herzog Karl mit Frankreich; dieses sollte für die Kosten eines Heeres gegen Friedrich den Großen aufkommen. Weil Frankreich aber selber nimmer reich an Franken war, bekam der Herzog statt des vereinbarten Geldes 62 600 Zentner Salz. Davon sollten Stadt und Amt 960 Zentner übernehmen; auf den Kopf der Bevölkerung kamen 14 Pfund. Auch sollte das Amt den Betrag hierfür innerhalb 4 Wochen absenden, obwohl das Salz noch gar nicht da war. Die Versammlung beschloß deshalb, sich eine Frist von 3 Monaten auszubedingen. Bis das französische Salz abgesetzt war, wurde der Calwer Kompagnie der Handel untersagt und ihr 10 000 Gulden Strafe angedroht. Später beteiligte sich der Herzog selbst an der Lieferung von bayerischem Salz; ein „Jude Seligmann“ lieferte es ihm nach Feinach. Durch den Landschaftsvergleich von 1770 erhielten die Ämter wieder das alte Recht des Salzhandels.

IV. Vom Buchhandel.

„Der Calwer Verlagsverein wurde begründet von D. Ehr. G. Barth, der schon 1828 als Pfarrer in Möttlingen sich mit neun Freunden zur Herausgabe des „Calwer Missionsblatts“ verbunden hatte. Pfarrer Hochstetter von Simmozheim und D. Barth gaben auch die bekannten „Biblischen Geschichten“ heraus, die in deutscher Sprache bis jetzt über 400 Auflagen erlebt haben, in etwa 3 Millionen Exemplaren verbreitet und außerdem noch in mindestens 80 Sprachen übersetzt worden sind. Im Juli 1833 bildete sich sodann der „Calwer Verlagsverein“.

Dieser wollte die christliche Volksbildung fördern, der inneren wie der äußeren Mission dienen. Im Jahre 1839 traten dem Calwer Missionsblatt die „Monatsblätter für Missionsstunden“ und 1842 das „Missionsblatt für Kinder“ zur Seite; denn von Anfang an sollte neben der Verbreitung von christlichen Schulbüchern auch das Interesse für die Heiden- und Judenmission in weiten Kreisen geweckt werden. D. Barth, der 1838 sein Pfarramt niederlegte, um sich ganz der Leitung des Vereins widmen zu können, sah es besonders auch auf Übersetzungen der Calwer Schriften in andere Sprachen ab. An Barths Stelle trat nach dessen Tode im Jahre 1862 Dr. H. Gundert, dann dessen Sohn. Im Jahr 1922 wurde der Sitz der Calwer Vereinsbuchhandlung nach Stuttgart verlegt.

Ein Neffe Dr. Gunderts ist Hermann Hesse, heute einer der bekanntesten württbg. Dichter; auch Auguste Supper ist eine beliebte schwäbische Dichterin, sie hat ihre Jugend in Calw zugebracht.

22. Joh. Georg Dörtenbach (1795—1870).

Einer der hervorragendsten Calwer Handelsherren war J. G. Dörtenbach. Die Familie Dörtenbach kam am Anfang des 17. Jahrhunderts von Dornstetten nach Calw. Der Ahnherr zählte zu den Gründern des Färberstifts, auch ließ er die Sebastianskirche wiederherstellen. Er war ein Freund des berühmten Johann Valentin Andrea. Ein religiöser Sinn, der sich in Wohlthätigkeit äußerte, zeichnete alle Glieder der Familie aus. Ein Sohn des ersten Calwer Dörtenbach gehörte zu den Stiftern der neuen Kirchenglocken, welche das durch den Brand von 1634 zerstörte Geläute ergänzten. Die Glieder der Familie waren tüchtige Handelsherren und treue Bürger ihrer Vaterstadt. Sie gehörten zu den bedeutendsten Teilhabern der Calwer Zeughandlungskompagnie, meist in führender Stellung und mit der Leitung betraut. Bald erschien ihrem regen Unternehmungsgeist dieses Arbeitsfeld zu klein; sie gründeten eigene Geschäfte oder beteiligten sich an andern Handelsgesellschaften. Vor allem beteiligten sie sich an der Gewinnung von Kupfer und Silber aus den Bergwerken bei Schenkzell, Alpirsbach und Neubulach. Zwischen Schenkzell und Kloster Wittichen betrieben sie auch eine Blaufarbsfabrik, da dort Kobalt gegraben wurde.

Auch an einer Porzellanfabrik, der Saline Clemenshall bei Neckarsulm, einer Kolonialwarenhandlung in Stuttgart, einer Handelsgesellschaft in Amsterdam und Friedrichshafen waren Glieder der Familie Dörtenbach beteiligt, vor

allem der Vater von Johann Georg. Die Porzellanfabrik wollte die bei Hornberg im südlichen Schwarzwald entdeckte Porzellanerde verarbeiten, kam aber über die Anfänge nicht hinaus. Auch bei Simmozheim besaß die Gesellschaft Dörtenbach und Kompagnie eine Grube, die sie jedoch an die Ludwigsburger Porzellanfabrik verkaufte. Bei Gchingen wurde Tripp, ein Poliermittel für Gold- und Silberwaren, ausgebeutet. Das Geschäftshaus der Stuttgarter Handlung heißt heute noch Calwerhaus.

Johann Georg Dörtenbach beteiligte sich zunächst an den Handelsunternehmungen seines Vaters. Mit einigen Geschäftsfreunden machte er den Versuch, die Wollzeugfabrikation als Nachfolger der Zeughandlungskompagnie fortzusetzen. Zuerst wurden Wollzeuge, später Tuche, Flanelle und Teppiche hergestellt. Die Firma, deren Namen öfters wechselte, heißt heute: „Vereinigte Deckenfabriken Calw u. G.“. Johann Georg hatte auf seinen weiten Reisen durch Belgien, Frankreich und Italien bessere Wollspinnmaschinen kennen gelernt und führte sie in den Calwer Geschäften ein. Als Nachfolger seines Vaters war er auch Mitglied der Calwer Holzhandlungsgesellschaft Stälin und Kompagnie; später einer anderen Holzhandlung, der er bis zu seinem Tode vorstand. Im Verein mit Geschäftsfreunden gründete er die Papierfabrik in Wildbad, die Baumwoll- und Wollkrankenfabrik in Calw, die Maschinenfabrik Eßlingen und ein Bankgeschäft in Stuttgart. Als 1838 die Regierung große Summen für die Hebung des Flachsbau aufwandte, versuchte er in der Calwer Gegend eine Flachsspinnerei einzurichten; da jedoch die Wasserkräfte der Nagold sich als ungenügend erwiesen, kam die Fabrik nach Urach. Dörtenbach beschickte erfolgreich die Londoner Weltausstellung 1851 und die Industrieausstellung in Paris mit den Erzeugnissen seiner Fabriken. Seine Bemühungen galten nicht nur den eigenen Unternehmungen, sondern auch die gesamte württembergische Industrie suchte er rastlos und erfolgreich emporzubringen. Er wirkte für das Wohl und den Nutzen seiner Vaterstadt in einer Reihe von Ämtern, zu denen ihn das Vertrauen seiner Mitbürger berief, besonders als Gemeinderat und Landtagsabgeordneter. Die Erbauung der Wilhelmstraße (von Pforzheim nach Nagold), sowie die Errichtung einer gewerblichen Fortbildungsschule in Calw sind seiner Anregung zu verdanken. Der Titel Kommerzienrat, der ihm verliehen wurde, war die verdiente Anerkennung seiner vielseitigen unermüdlischen Tätigkeit für das Wohl des Vaterlandes. Mit dem am 8. September 1870 erfolgten Tode Joh. Georg Dörtenbachs verloren die Stadt einen ihrer berühmtesten und verdienstvollsten Bürger, die Armen einen stets hilfsbereiten Freund und Wohltäter. Seine Menschenfreundlichkeit äußerte sich in den vielen Diensten, die er seiner Vaterstadt leistete, in der Unterstützung mildtätiger und gemeinnütziger Zwecke, sowie in bedeutenden Schenkungen und Stiftungen: 4000 Gulden zur Errichtung des städtischen Krankenhauses, das 1858–60 erbaut wurde, mit seinen Söhnen 19 000 Gulden zum Umbau der Stadtkirche, 25 000 Gulden für Familienangehörige, für die Förderung der Gewerbe und der gewerblichen Ausbildung junger Leute. Joh. Georg war der letzte Vertreter des Calwer Zweigs der Familie Dörtenbach. Seine Nachkommen, sowie die übrigen Glieder der Familie leben meist in Stuttgart. Johann Georg Dörtenbachs Schwiegervater war Dr. jur. Chri-

stian Zahn, langjähriger Landtagsabgeordneter des Bezirks Calw und Besitzer der Saffianlederfabrik Hirsau. Berühmt wurde er nicht nur durch seine politische und schriftstellerische Tätigkeit, sondern vor allem durch die Komposition des Schiller'schen Reiterliedes „Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd“. Mit seinem Bruder Joh. Georg, einem tüchtigen Calwer Doktor, der auch Badearzt in Teinach war, schrieb er eine vorzügliche Badegeschichte von Teinach. Joh. Georg erwarb sich durch die Beförderung der Einführung der Schutzpockenimpfung und der Blizableiter in Württemberg bleibende Verdienste. An seinem palastartigen Hause (am eberen Marktplatz) war der erste Blizableiter in Württemberg angebracht. Unter den Brustbildern am Gewerbemuseum in Stuttgart finden wir auch diejenigen von Joh. Georg Dörtenbach und Jakob Zahn. Der Gründer der Saffianlederfabrik in Hirsau war Jakob Zahns Schwiegervater Hasenmajer, der sein Geschäft im Jahr 1788 von Calw nach Hirsau verlegte und am Schweinbach eine Fabrik gründete (jetzt Dr. Kömers Nervenheilanstalt). Man sieht es dem Gebäude heute noch an, daß es aus den Quadern der Klosterkirche erbaut wurde. Die Abtragung eines der wunderbaren Doppeltürme ist wahrscheinlich darauf zurückzuführen. Dagegen wurde die Aureliuskirche von Hasenmajer vom völligen Untergang gerettet. Er kaufte sie von einem Maurer ab, der sie bereits vom Staat zum Abbruch erworben hatte, und benützte sie als Ledermagazin (jetzt ist sie wieder im Besitz des Staates). Leider hatte die damalige Zeit wenig Sinn und Verständnis für die Bauten der Voreltern. So konnte Hasenmajer auch die St. Sebastianskapelle, das Hospitalkirchlein an der Brücke gegenüber dem Gasthof zum Waldhorn erwerben, das er, um einen Bauplatz für sein großes Wohnhaus zu gewinnen, vollständig abbrechen ließ.

23. Das Jagdwesen unter den Herzögen.

Unsere Gegend beherbergte früher in ihren ausgedehnten Waldungen außer den gewöhnlichen, überall in Württemberg vorkommenden Jagdtieren noch Wölfe, Wildkafen, Wildschweine, Hirsche und Auerhühner. Etwa bis zum Jahre 1500 mögen auch Bären vorgekommen sein (1585 wurde bei Altensteig der letzte Bär geschossen). 100 Jahre später waren auch die Wölfe fast ausgerottet; doch vermehrten sie sich infolge des 30jährigen Krieges wieder so stark, daß sämtliche Untertanen zur Wolfsjagd verpflichtet waren. Gegen Bezahlung von 15 Kreuzern konnten sie sich von der Teilnahme an diesen Jagden befreien. Die 15 Kreuzer wurden dann noch lange erhoben, als es längst keine Wölfe mehr gab. Das Amt Calw mußte die Unterhaltung zweier Wolfsgärten nebst den dazu gehörigen Wohngebäuden für den „Forstknecht“ leisten. Der eine war in Röttenbach, der andere in Sprollenhaus; der Röttenbacher wurde 1712, der Sprollenhäuser 1736 zum letztenmal repariert. Doch kamen vereinzelt Wölfe noch 50 Jahre später vor. (Die Wolfsgärten waren Fangplätze, die mit starken Pfählen umgeben und mit einer Falltüre versehen waren).

Als die ersten Kolonisten Besitz vom Calwer Wald nahmen, hatten sie jedenfalls das Recht, die Jagd auf ihren Gütern auszuüben. Nach und nach brachten die

Herrscher die „hohe Jagd“ ganz an sich, außer ihnen durfte also niemand auf Rehe, Hirsche und Schweine pirschen; doch wurde einzelnen Herren, z. B. den Buringhausen auf Zavelstein und dem Abt in Hirsau, eine „Gnadenjagd“ verliehen. Manchen Gemeinden blieb nur noch das Recht des Vogelfangs (hauptsächlich des Fangs des Auerhahns) im „Vogelherd“. Später huldigten die Herzoge auch der Hahnenjagd. Johann Friedrich betrieb sie von seinem Jagdschloß Igelsloch aus (stand beim Gasthaus zum Hirsch) im Klosterwald Weckenhardt, wo sich heute noch sehr starker Auerhahnbestand findet, Eberhard III. vom Jagdhaus Maislach bei Würzbach (stand auf dem „Hasenbuckel“ beim Forstwarthaus) und Herzog Eberhard Ludwig von Maislach und Jagdschloß Hofstett (stand beim Forstamt Hofstett). 1665 wurde den Einwohnern zu Neuweiler, Oberweiler und Hornberg das Recht des Vogelfangs, das sie nach uraltem Recht auf ihren Gütern ansprachen, genommen.

Schon Eberhard im Bart „erlusterte“ sich in unserer Gegend mit Jagen. Als Schirmvogt des Klosters Hirsau war er dort öfters zu Gast. Seine Besuche waren dem Abte nicht besonders lieb; denn er kam nicht nur „mit wenig Edelknechten“ wie sein Ahne Eberhard der Greiner im Jahr 1367, sondern mit einem stattlichen Jagdgefolge. Die Unruhe, welche die Jäger mit den vielen Hunden in die stillen Räume des Klosters brachten, sowie die bedeutenden Unterhaltungskosten bewogen den Abt Bernhard, an Eberhard „zur Befreiung von Kost und Gastung für fürstliche Diener, Jäger, Falken, Hunde, für Fuhren und Pferdeleihen“ 1500 Gulden zu bezahlen. Herzog Christophs Sohn Ludwig ließ im Jahre 1586 die Abtswohnung niederreißen und an ihrer Stelle ein prächtiges Jagdschloß erbauen. Von hier aus zog er manchemal mit stattlichem Gefolge in die ausgedehnten Wälder zwischen Enz und Nagold, vor allem auf die Schweinehah. Unter seinen Nachfolgern hatte der herzogliche Jägermeister gegen 600 Rüden gesammelt und auf die Schweinejagd dressiert. Fast jede Gemeinde mußte eine Anzahl liefern oder statt dessen „Hundaufstockungsgelder“ bezahlen. Die Hunde wurden meist von Müllern gehalten. In Zavelstein waren sämtliche 12 Bürger innerhalb der Mauer verpflichtet, einen Hund für den Schlossherrn aufzuziehen. Ostelsheim lieferte nur zwei „Herrschaftshunde“ oder bezahlte dafür eine Geldsumme, im Jahr 1813 beispielsweise 25 Gulden. Insgesamt mußten für den Herzog gegen 1000 Hunde unterhalten werden. Eberhard III. verband mit seiner Verlobung in Liebenzell ein Jagdfest. Sein Sohn Wilhelm Ludwig starb plötzlich während eines Jagdaufenthaltes in Hirsau im Jahr 1677. Unter Eberhard Ludwig sank das herrliche Jagdschloß in Trümmer, es fiel 1692 der Zerstörungswut einer französischen Mordbrennerbande zum Opfer. Eberhard Ludwig besuchte öfters Zeinach und huldigte von den benachbarten Jagdschlössern Maislach und Hofstett aus der Jagd. Im Quellenhäuschen der Hirschquelle zu Zeinach ist auf einem Ölgemälde ein Hirsch dargestellt, den Eberhard Ludwig erlegte. Nur eine Viertelstunde unterhalb Hofstetts, auf der idyllischen Rehmühle im Kleinental, hielt sich König Wilhelm II. mit nur wenigen Begleitern öfters auf, als er noch Kronprinz war, um von hier aus auf Rehe und Hirsche zu pirschen. Die früheren Herrscher hatten etwas glänzender aufzutreten geliebt: Eberhard Ludwig brachte gleich den ganzen Hofstaat mit. Wir ersehen dies aus dem Schreiben an den Vogt von Calw,

der „ohnfehlbar“ nach Hoffstett zu beschaffen hatte: 100 Scheffel Haber, 4 Wagen Heu, 2 Maß Grundeln (Fische), 10 Pfund Ferellen, 50 Pfund Butter, 400 Stück „Ayer“, 24 alte Hühner, 6 Kapauen (Hahnen), 2 welsche Hühner und 20 junge Tauben. Die Kosten hatte das Amt zu zahlen.

Hatte unser Bezirk seither schon unter der Jagdlust der Herzöge zu leiden gehabt, so steigerten sich die Beschwerden unter Karl Eugen ins Unerträgliche. Wie manchemal mußte es der Landmann erleben, daß das immer mehr überhand nehmende Wild wegfraß, was er im Schweiß seines Angesichts angebaut hatte! Den Bauern war nicht einmal gestattet, das Wild durch Hunde vertreiben zu lassen; die Hunde wurden ihnen totgeschlagen oder weggenommen. Es blieb ihnen nichts anderes übrig als fast jedes Feldstück einzuzäunen und Wildmauern am Waldrand zu errichten, welche vielfach noch erhalten sind. In Gchingen mußten während eines Sommers 30 Mann 47 Nächte lang das Wild hüten (auf Kosten des Fleckens), und dennoch wurden die Felder vollständig zerstört. Es wurde deshalb beschlossen, einen lebenden Zaun von der Markung Dachtel bis Stammheim machen zu lassen, „der lieben Früchte wegen“ (Wildhüterhäuschen im Wasserteich noch erhalten). Auch die Waldgemeinden, z. B. Würzbach, umgaben die ganze Feldmarkung mit einem Zaun, der nur an den Straßen unterbrochen wurde, wie heute im Schönbuch. Man redete daher von einem „Rötenbacher Tor“, „Agenbacher Tor“ usw. In Würzbach war dies besonders der Wildschweine wegen nötig. Hier hielten sie sich am längsten; noch 1820 wurden die unlieblichen Borstentiere angetroffen. Der Schultheiß von Martinsmoos klagt auf der Amtsversammlung: „Die Wildschweine haufen in den Samensfeldern so entsetzlich, daß der Schaden ohne Gemütsbewegung nicht angesehen werden kann“. Deckenpfronn führt Klage, den ganzen Sommer 1746 hätten neben dem Feldschützen 6 Mann Tag und Nacht im Felde verbleiben müssen, um das Wild abzutreiben. Manchen Leuten sei kaum die Ernte übriggeblieben; der Wildschaden presse den begüterten Untertanen 1000 Seufzer aus. Ein Reiseschriftsteller, der 1781 über den Calwer Wald reiste, berichtete: „Einst sah ich über 30 Rehe in einer Herde dahermarschieren. Ein andermal hatte sich ein Rudel Hirsche in einem Kornfeld gelagert. Sie weideten liegend um sich her den aufgeschossenen Samen ab. Ich näherte mich ihnen bis auf 12 Schritte. Sie sahen mich ankommen, erhoben sich endlich und gingen Schritt vor Schritt mit öfterem Zusehen vor mir her.“ Die Selbsthilfe zog strenge Bestrafung nach sich; trotzdem hörte das Wildern nicht auf und nahm zeitweise so überhand, daß ein Scharfschützenkommando zur Vertreibung der Wilderer in die Orte des hinteren Calwer Waldes beordert wurde, so 1772 nach Nidhalden und Oberweiler, 1812 nach Zwerenberg, Hornberg und Neuweiler.

Die Gäuorte unseres Bezirks gehörten zum Forstamt Böblingen, die Waldorte zum Forstamt Neuenbürg. Im Neuenbürger Forstamt jagte Herzog Karl selten, weil die bergige Gegend für Reiterjagden nicht geeignet war. Das Wild aus der Gegend zwischen Enz und Nagold ließ der Herzog öfters gegen das Gäu und von hier gegen sein Jagdschloß Solitude treiben. Dabei wurden Hunderte von Bauern „in der Fron“ aufgeboten. Diese waren öfters tagelang unterwegs. Sie mußten nicht nur unentgeltlich Treiberdienste leisten, sondern sich auch selbst verköstli-

gen. Die 9 Orte des Zavelsteiner Amtleins waren besser daran; sie hatten mit den früheren Schlossherrn auf Zavelstein die Jagdverpflichtungen durch Verträge geregelt. Statt der „ungemessenen Jagdfronen“ konnten sie nur noch angehalten werden, im Jahre 3 Tage zu jagen und nur dasjenige Wild zu führen, das auf ihren Markungen geschossen wurde. Für ihre Vergünstigung zahlten sie jährlich 120 Gulden Jagdgeld, 45 Kreuzer auf den Kopf der Bevölkerung. Schultheiß, Gemeindepfleger, Lehrer und Mesner waren davon befreit. Gehingen mußte einmal 20 Pferde oder Ochsen zu einem „Gejaid“ bei Kuppingen stellen; ein andermal waren 70 Mann Treiber von Wildbad bis Baihingen 3–4 Tage unterwegs. Die Treiber wurden roh und grob behandelt. Ein Geschichtsschreiber erzählt: „Der Bauer mußte es für eine Gnade halten, wenn der Jäger ihm nicht das Fell vollgerbte oder bei einer Jagd seinem Beiknecht laut ins Ohr sagte: „Prügle mir den Zwischkittel ordentlich durch.“

1762 beklagte sich die Amtsversammlung über „das allzuhäufige Jagen im Böblinger Forst, wodurch der Landmann an seinen Feldern und Hausgeschäften sehr verhindert sei, da sie oftmals bis 6 Stunden weit gehen, 4–6 Tage ausbleiben und ein Namhaftes verzehren müssen nebst den häufigen Fuhrfronen nach Stuttgart, Ludwigsburg u. a. Orten.“ Zum Jagdfest bei Degerloch wurde das Wild zusammengetrieben, gefangen und in Käfigen nach Degerloch geführt. Holzbronn mußte Arbeiter zur Anlegung des Jagdsees stellen und Tannenreis führen, die Stadt Calw 100 Mann, das ganze Amt 459 Mann zum „Wildfangen“ stellen. Von Advent bis Lichtmess wurde getrieben. Ein Teil des Wildes verendete auf dem Transport, doch kamen noch zum Abschuss: 121 Hirsche, 30 Damböcke, 150 Rehböcke, 330 Schweine, 36 Dächse, 270 Füchse, 3002 Hasen, 197 Fasanen, 209 Wildenten, 400 Wildtauben, 2 Gemsen, 2 Wölfe, 2 Luchse. 1782 wurden anlässlich einer Hofjagd mit dem Abtreiben der Stammheimer Hut (Deckenpfronn, Stammheim, Hengstett) nach dem Bärenschlößchen bei Baihingen a. F. begonnen. Bei Nacht wurden Feuer angezündet, um das Zurückweichen des Wildes zu verhindern. Ein Forstknecht (Forstwart) wurde einmal von einem Bauern gebeten, schadenlaufende Hirsche abzuschießen. Der durstige Jägersmann erklärte, er tue ihm den Gefallen nicht, wenn er ihm nicht einen Kausch anhänge oder wenigstens einen halben. Alle Versuche, die Jagdlasten einzuschränken, wurden vom Herzog und seinen Beamten nur benützt, um Geldsummen vom Amt zu erpressen. Ein herzoglicher hoher Beamter erschien einmal auf der Amtsversammlung und schlug vor, dem Herzog „lediglich aus freien Stücken“ 700 Gulden zu bewilligen. Die Amtsversammlung willigte ein, behielt sich aber vor, den Beitrag zurückzuziehen, wenn die erhoffte Erleichterung nicht eintrete. Trotz dieses Beschlusses sei „nicht die mindeste Hilfe erfolgt“. 1767 kam Herzog Karl am 4. Dezember nach Calw, nachdem er vom 28. Oktober bis 2. Dezember in Tübingen zur Sauhat im Schönbuch geweilt hatte, wobei 252 Wildschweine erlegt wurden. An 6 Tagen wurde gejagt und zwar in der Zavelsteiner, Maislacher, Simmozheimer, Kuppinger, Stammheimer und Gärtringer Hut. Karl Eugen nahm Wohnung im Waldhorn. Schon 1770 kam der Herzog wieder zum Sommeraufenthalt nach Teinach. In der Stammheimer Hut wurde eine Hirschjagd abgehalten, wobei 40 Hirsche, 7 Tiere

(weibliche Hirsche), 3 Kälber und 3 Rehe erlegt wurden. Das übrige ließ man „zum Zeug hinaus“. Bei einer zweitägigen Jagd in der Gegend von Igelloch wurden am ersten Tag 15 Hirsche, 24 Tiere und 20 Rehe gefangen und in Kästen nach den Tiergärten bei der Solitude gebracht. Am zweiten Tag wurden 31 Hirsche, 1 Tier, 3 Kälber geschossen und 10 Rehe gefangen. Als im Jahre 1789 in Sonnenhardt 14 Hirsche aus einem einzigen Acker getrieben wurden, beschwerten sich die Gemeindevertreter beim Oberforstmeister in Neuenbürg. Da die Beschwerde nichts fruchtete, gingen sie selbst zum Herzog und überreichten ihm eine Beschwerdeschrift, die sie in Stuttgart abfassen ließen. Der Herzog erließ hierauf eine Verfügung, dem Wildschaden mit allem Ernst zu steuern. Er war gealtert und hatte das wilde Jagdwesen satt. Die Hungersnot im nächsten Jahre trug vollends zur Verminderung des Wildes bei. Außer den Förstern wurden von den Gemeinden beedigte Schützen angestellt, welche alles wegschossen, was sie erwischten. Das Wildbret wurde vom Schultheiß unter die Bürger der Steuer nach verteilt; 1 Pfund Hirschfleisch kostete 4 Kreuzer, ein Hase 15 – 30 Kreuzer, 1 Pfund Rehfleisch 8 Kreuzer, 1 Reh 3 Gulden.

Unter König Friedrich wiederholten sich die alten Leiden. 1810 war eine Hofjagd bei Naislach, 1812 bei Ostelsheim, wobei 8 Hirsche geschossen wurden. 1814 mußte Stammheim Jagdfronen leisten, 1815 Amt Liebenzell 600 Mann Jagdmannschaft stellen, von denen je die Hälfte auf die Entfernung von 6 – 8 Stunden Dienste leisten mußte.

24. Recht und Gericht in alter Zeit.

Die Alamannen verbanden das Gerichtswesen mit ihren Volksversammlungen, die sie auf Anhöhen unter mächtigen Eichen oder Linden abhielten. Meist war der Versammlungsplatz dort, wo 2 alte Heerwege sich kreuzten oder ineinander mündeten. Da hier auch Todesurteile gesprochen und vollstreckt wurden, so hieß eine solche Anhöhe Galgenberg. Ein Galgenberg liegt bei Stammheim in dem Winkel der uralten Straßen Gchingen – Calw und Stammheim – Calw. Später bildeten die ältesten Kirchenbezirke einen Gerichtsbezirk. Der Sitz des Kirchspielsgerichts war dann in dem Ort, wo sich die älteste Kirche (Mutterkirche) befand. Diese alten Landgerichte, denen ein Gaugraf oder ein Ritter vorstand, und die „an des Königs Straße“, d. h. an der Landstraße, tagten, wurden zwischen 1300 und 1400 aufgehoben und durch Stadt- und Dorfgerichte ersetzt. Von den ursprünglichen *Landgerichten* hat sich das Kirchspielsgericht Effringen und Bulach am längsten erhalten, bei dem die Angehörigen der Orte Effringen, Schönbronn, Haugstett, Liebelsberg, Alt- und Neubulach ihr Recht suchten. Es stand unter dem Waldvogt von Wildberg, der seinen Namen daher hatte, weil seine Hauptaufgabe in der Verwaltung des jedenfalls ursprünglich gemeinsamen großen Bublberwaldes und in der Abriegelung von Waldrevellen bestand. Dem Waldvogt zur Seite stand der Vogt von Bulach. Die Vorfahren der Effringer Kirchspielangehörigen brachten den Brauch des allgemeinen Volksgerichts vom Gäu mit, aus dem sie wohl über

Sulz an der Ecke, dem Tal des Agenbachs folgend, herabzogen, um sich jenseits der Nagold auf den Muschelkalkplatten anzusiedeln, die über dem Buntsandstein lagern.

Der Vorstand der Stadtgerichte war der Vogt, später Oberamtmann genannt, bis unter König Friedrich Verwaltung und Gericht getrennt wurden und die Amtsgerichte eingeführt wurden. Der Vorsitzende des Gerichts trug zum Zeichen seiner Gewalt den Stab. Sprach er ein Todesurteil aus, so brach er den Stab über den Schuldigen, darum hieß er auch der Stabsbeamte. Er hatte auch die Aufsicht über das Gericht der Dörfer. Zusammengehörige Dörfer bildeten das Stabsgericht. So gehörten zum Vogtsberge oder Neuweiler Stab die Orte Hoffstett, Nischalden, Bautsberg, Hühnerberg, Meistern und Wenden; ebenso gehörten Breitenberg und Kollwangen zusammen, dann die Orte der ehemaligen Herrschaft Zavelstein: Zavelstein, Feinach, Emberg, Schmich, Würzbach, Naislach, Röttenbach, Commenhardt und Holzbronn. Zum Altburger Stab gehörte Altburg und halb Weltenschwann, zum Speßhardter ein Teil von Speßhardt, halb Weltenschwann, Alzenberg, Oberried und Wimberg (jetzt Windhof), zum Zwerenberger Stab (auch oberes Amt genannt) Zwerenberg, Hornberg, Oberweiler, Martinsmoos; zum unteren Calwer Amt zählten Calw, Deckenpfronn, Dachtel, Möttlingen und Brühlhof (jetzt Georgenau).

Die späteren Dorfgerichte wurden gebildet von dem Schultheiß und den Gerichtsverwandten, deren es in einem mittleren Dorfe 6–7 gab. Daneben gab es noch 2 bis 4 Ratsverwandte, die Vorgänger unserer Gemeinderäte. Die Würde der Gerichtsverwandten wurde mit der Zeit erblich. Nach dem Tode eines solchen wählten die Richter einen andern. Ursprünglich wurde jedes Jahr gewählt. Wie das zuging, wissen wir aus der Neubefetzung des Neubulacher Stadtgerichts, die alljährlich am St. Hilaritag vorgenommen wurde. Der Amtmann versammelte die Richter und entband sie ihres Gerichtseids, worauf sie dann durch Stimmenmehrheit einen von ihnen zum neuen Richter wählten. Der Neugewählte wurde sogleich beeidigt und wählte mit dem Amtmann einen 2. Richter, entweder einen Angehörigen des alten Gerichts oder einen Mann aus der Gemeinde. Der Neugewählte wurde sogleich berufen und vereidigt, worauf beide miteinander einen dritten Richter wählten. Auf diese Weise wurde fortgeföhren, bis die Richterzahl vollständig war; der Neugewählte hatte immer die erste Stimme abzugeben. Wer seither dem Gericht nicht angehörte, mußte dem Vogt und Gericht ein Mahl bezahlen. — An den angefertigten Gerichtstagen des Bulacher Gerichts wurde ein Kerzlein angezündet. Derjenige Richter, der erst nach dem Erlöschen des Kerzleins zur Sitzung kam, mußte dem Gericht ein Maß Wein bezahlen. Gleiche Strafe war auch auf das Ausbleiben eines vorgeladenen Klägers gesetzt.

Die Sittenpolizei übte der Kirchenkonvent aus; ihm gehörten der Schultheiß und 3 andere Mitglieder an. Leute, die sich sittenlos benommen hatten, die fluchten, schimpften, um Geld spielten, am Sonntag arbeiteten, „leichtsinrige Tänze“ aufführten, Schüler, welche die Sonntagsschule und die Christenlehre schwänzten, wurden zu Ehrenstrafen und kleineren Geldstrafen verurteilt oder ins „Narrenhäuslein“ gesperrt. Die Schlimmsten, besonders Ehebrecher, wurden aufs

„Lasterstühlein“ gesetzt und mußten vom „Herrn Spezial“ (Dekan) eine Lasterpredigt über sich ergehen lassen, oder an drei aufeinander folgenden Sonntagen eine vorgeschriebene Lasterpredigt anhören, sich als Sünder bekennen und Reue bezeugen. Diese Strafe wird noch 1710 von Deckenpfronn berichtet. Später mußten die Sünder in der Sakristei eine Privatkirchenbuße ablegen. Als das Tabakrauchen in Württemberg aufkam, wurde es als sündhafte Verschwendung angesehen. 1695 wurden in Deckenpfronn einige Bürger bestraft, „weil sie vor der Kirche im Bäckehaus geseßen und Tabak getrunken“, d. h. geraucht hatten. Das „Marrenhäuslein“ befand sich teilweise unter der Kirchenstaffel, weil die kleineren Gemeinden früher oft gar kein Rathhaus hatten. Ebenso gab es vor Errichtung des Zuchthauses in Stuttgart (1719) und Ludwigsburg (1736) keine Landesgefängnisse. Deshalb bestanden die Strafen weniger in Freiheitsstrafen als in Ehren-, Leibes- und Geldstrafen, und ohne großes Bedenken wurde die Todesstrafe verhängt. Häufig angewandt wurde in der Stadt das Ausstellen der Verurteilten an den *P r a n g e r* oder die Schandbühne mit einem auf die Brust gehefteten Zettel, auf dem die Missetat verzeichnet war. Dies geschah meist an den Wochenmärkten. Oft entließ man noch die Schüler aus der Schule, damit sie den Ausgestellten verhöhnen konnten. Erst 1814 wurde diese Strafart aufgehoben. Personen weiblichen Geschlechts wurden mit dem Hals in die „*G e i g e*“ (ausgeschnittenes Brett) gesteckt und vom Bettelvogt um den Marktbrunnen herum oder zum Tor hinausgeführt. Gegen Felddiebe und Betrüger wurde das „Gießfüßel-absprenge“ oder *S c h n e l l e r* ins Wasser von Korb und Balken angewendet, so am Forellensee in Liebenzell; in Calw wurden die Spitzbuben wahrscheinlich in den Stadtbrunnen geschnellert und an einem Strick wieder herausgezogen. Wenig angenehm war auch eine unfreiwillige Spazierfahrt im „*D r i l l e r*“, einem hölzernen Käfig, das im Kreise gedreht wurde, bis der Gedrehte die Besinnung verlor.

Eine oft sehr wirksame Strafe waren die *S t e c k p r ü g e l* oder Rutenstreiche, die der Gerichtsdiener (Amtsknecht) mit Rute, Steck und Farrenschwanz verabfolgte. Die ins Zuchthaus eingewiesenen erhielten sie beim Ein- und Austritt als „*Willkomm*“ und „*Abschied*“.

Das Dorfgericht verhängte meist *G e l d s t r a f e n*. Je „nach Gestalt der Sachen oder der Richter Ermessen“ wurde den Missetätern „eine große Frevel“ (14 Gulden), „eine kleine Frevel“ (3 Gulden 15 Kreuzer) oder „eine Weiberfrevel“ (die Hälfte der kleinen Frevel) oder ein „Unrecht“ (1 Gulden) angesetzt. Wer sich betrank, bezahlte einen Saufgulden; blieb er über die festgesetzte Polizeistunde im Wirtshaus sitzen, so hatte er einen Nachtgulden zu entrichten.

Strafen wurden oft wegen jeder Kleinigkeit verhängt, da die Richter meist einen Teil des Strafgeldes erhielten. Die kleine Frevel wurde z. B. in Ostelsheim schon angesetzt, wenn einer jemand einen Lumpen hieß. Ein Mann wurde um 2 kleine Frevel (6 Gulden 30 Kreuzer) bestraft, weil er die Richter beschimpfte, und da dies im Rausch geschehen, noch um einen Saufgulden. Ein anderer zahlte letzteren, weil er einem Weibe nachsagte, sie reite am Mittwoch bei Nacht auf einem großen Brauen über den Tannenwald nach Gchingen. Ofters wurden Frauen bestraft, weil sie „*Wäschlin im Haus gehabt*“, d. h. zu Hause statt vorschriftsmäßig

im Gemeindefachhaus gewaschen hatten. (Zur Verhinderung von Bränden mußten unter Herzog Karl überall besondere Waschkäuser (meist an Bächen und Flüssen) errichtet werden.) Bei wiederholtem Vergehen wurden die Frauen ins „Narrenhäuslein“ gesperrt.

In einzelnen Orten gab es ein besonderes *Feldgericht*, das über Feldschäden und Diebstähle urteilte und daher auch *Birengericht* hieß. Von dem Birengericht zu Stammheim wird in einem Kirchenvisitationsprotokoll berichtet: „Es straft um Geld, welches die Richter hernach nur verkaufen, und wird von den Richtern folgendes in der Trunkenheit selbst Argernis gegeben. Die gestraften Bürger fluchen und toben über die angelegten Geldbußen, die weder gnädiger Herrschaft (d. h. dem Staat) noch dem Fleck (Dorf) zugut kommen.“ Wer nach Georgii eine Wiese überschritt, bezahlte 30 Kreuzer, wer im „jungen Hau“ (d. h. in einem frisch aufgeforsteten Waldteil) graste, 43 Kreuzer.

Schwere Verbrecher wurden dem Stadtgericht unter Vorsitz des Vogts übergeben. Bei hartnäckigem Leugnen wurden sie „peinlich befragt“, d. h. das Geständnis wurde durch Anwendung von Folterinstrumenten erpreßt und der Verbrecher dann später hingerichtet, und zwar teils durch Zerschmettern mit dem Rad (bis 1824), teils durch Hängen an den Galgen (bis 1820), teils durch Enthauptung mit dem Schwert auf dem Schafott. Der Verbrecher wurde auf einem mit einer Viehhaut belegten Handschlitten hinausgeschleift oder auf dem Schinderkarren geführt, sein Leichnam aufs Rad geflochten oder der Kopf auf den Spieß gesteckt. Das Calwer Schafott ist noch erhalten. Es liegt im Walde am Weg von Calw nach Zavelstein. Als es noch benützt wurde, umgab es ein großer, freier Platz für die vielen Teilnehmer des grausigen Schauspiels. Ursprünglich war die Calwer Nichtstätte in der Schindersklinge zwischen Calw und Hirfau.

Das „peinliche Gericht“ mußte bis 1522 unter freiem Himmel abgehalten werden, später tagte es in der großen Ratsstube des Rathhauses zu Calw.

Auch in Liebenzell fanden Hinrichtungen statt, so 1762 drei innerhalb eines Vierteljahres.

Wie mit den Spitzbuben verfahren wurde, sehen wir aus folgendem Fall: Hans Nestlin von Pfrondorf, ein unverbesserlicher Dieb, wurde, nachdem er öfters eingesperrt gewesen und Urfehde geschworen, d. h. das eidliche Versprechen abgegeben hatte, sich zu bessern und sich an seinen Richtern nicht zu rächen, des Landes verwiesen, aber später (1621) in Calw wegen Diebstahls abermals ergriffen. Nach sechswöchiger Haft wurde Nestlin als ein meineidiger Dieb dem Scharfrichter zu Hand und Band übergeben, eine Viertelstunde lang an das Halseisen (d. h. auf die Schandbühne oder den Pranger) gestellt, dann zum oberen Marktbrunnen geführt, dort auf dem Rücken entblößt und bis zum Ziegelter mit Nuten ausgehauen. Hier wurden ihm die vordersten Glieder seiner zwei Eidfinger abgeschlagen („die Finger gespitzt“); dann wurde er des Landes verwiesen. 1622 ging es ihm in Herrnberg ebenso; 1628 wurde er in Wildberg mit dem Strang hingerichtet, nachdem er 114 Diebstähle eingestanden hatte.

Eine große Plage, besonders für die entlegenen Schwarzwalddörfer, war das *Bettler- und Jauerwesen*. Die große Armut zwang beschäftigungs-

lose und franke Tagelöhner, ihre Kinder zum Betteln anzuhalten, und aus jungen Bettlern und abgedienten Soldaten wurden später meist Betrüger, Diebe und Räuber, kurzweg Jauner (Gauner) genannt. Die Schwarzwälder Bauern ließen sie ungehindert gewähren, aus Furcht, sie möchten ihnen das Haus anzünden, falls man sie verraten würde. Deshalb bekam das fahrende Volk auf den entlegenen Dörfern sogar Unterschlupf, Speise und Branntwein; für einkehrende Landstreicher war ein besonderes Eßgeschirr bereitgestellt.

Die Stelle des heutigen Landjägers nahm früher der *B e t t e l v o g t* ein, dem zur Zeit der Kirchweihe zur Abtreibung der Kuchenbettler (besonders der Widdberger) noch einige Männer zur Unterstützung beigegeben wurden. Da die Bettelvögte nicht viel ausrichteten, wurden von Zeit zu Zeit Generalstreifen gegen „Bettler, Jauner und Vaganten“ unternommen, die nach Art einer Treibjagd vor sich gingen. Die Pässe, Straßen und Brücken wurden von je 6 Mann besetzt. Die Bürgerschaft verteilte sich in 4 Gruppen, die nach den Anweisungen eines Obmanns (Wachtmeister und Forstknechte) vorgingen. Sie sollten nicht auf der Straße bleiben, sondern sich auf Felder und Wälder verteilen, Mühlen und Einöden fleißig durchsuchen, und waren angewiesen, besonders auf die großen Tannen zu sehen, „wohin sich das Gesindel referiere (verstecke).“

Der schlimmste Jauner zu Herzog Karls Zeiten war der im Jahr 1787 in Sulz a. N. hingerichtete Zigeuner *H a n n i k e l*. Es wurde ihm nachgewiesen, daß er bei seinen Diebsfahrten und Raubzügen Geld und Waren im Betrag von 41 614 Gulden erbeutet hatte. Er suchte auch unsre Gegend heim und verübte Einbrüche in Neuweiler, Nischalden, Emberg und Calw. Aus der Walkerei der Calwer Zeughandlungskompanie stahl er mit seinen Spießgesellen zu deren Bekleidung einen großen Ballen Tuch.

König Friedrich führte die *L a n d r e i t e r*, die Vorläufer der Landjäger, ein. Sie standen unter einem Gendarmerieleutnant in Calw und wurden in Landfüßeliere und Landdragoner eingeteilt. Sie hatten nicht nur die Aufgabe der Bettelvögte, sondern waren vor allem auch Steuer- und Grenzzollauffeher, die darüber wachen mußten, daß nichts Unverzolltes vom „Ausland“ (Baden) hereinkam. In Monakam und Unterreichenbach waren Zollstationen, wo „beim Eintritt ins Reich“ von allen Waren eine Abgabe zu bezahlen war. Weil die Landreiter die Hälfte des Strafgeldes erhielten, so waren sie sehr scharf und im Volk als Schindersknechte verhaßt. Im Jahr 1808 holte eine Frau von Unterreichenbach 3 Pfund Tabak und 7 Pfund Hanf in Pforzheim, ohne die Waren an der Grenzzollstation zu verzellen; sie wurden ihr abgenommen („konfisziert“), und außerdem hatte sie für jedes vom „Ausland“ bezogene Pfund Tabak 5 Gulden Strafe zu bezahlen, denn Pforzheim galt bis zur Errichtung des deutschen Zollvereins, durch den endlich diese Zollschranken fielen, als Ausland! Ein Mann von Neuhausen im Badischen, der in Untertengenhardt eine Kuh gekauft und nicht verzollt hatte, wurde bei Monakam erwischt, die Kuh samt Kalb „für gnädigste Herrschaft“ (d. h. den Staat) konfisziert, versteigert und um 32 Gulden verkauft, wovon der Landreiter 16 erhielt.

*

25. Sühnekreuze.

Du einsam Kreuz am Wegstrand,
was magst du wohl bedeuten?
Siel jemand hier durch Mörderhand
vor längst vergangenen Zeiten?
Hat Reue oder Sühne dich
errichtet fern hier oben?
Du stimmst so ernst, so feierlich,
geheimnisvoll umwoben.

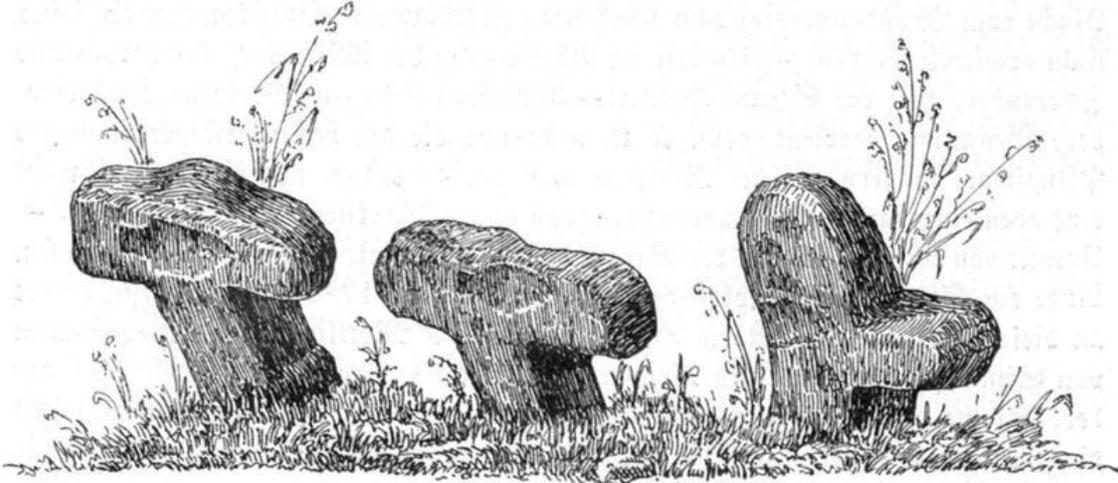
S. Calwer, Kirchheim u. T.

An Wegen, Waldsäumen und Hügeln treffen wir hie und da moosbedeckte, oft halb eingesunkene und zurückgeneigte Steine in Kreuzform. Sie werden mit allerlei Namen bezeichnet: Schweden-, Franzosen- und Pestkreuze. An diese stummen Zeugen der Vergangenheit knüpfen sich allerlei Sagen und Erinnerungen. Aber meist verstehen wir die Formen und eingehauenen Zeichen dieser alten Male nicht mehr zu deuten, obwohl sie früher etwas so allgemeines und Bekanntes waren, daß sie meist keinerlei Inschrift, keinerlei Erklärung und urkundliche Beglaubigung brauchten. Meist waren es Sühnekreuze, welche Mörder an der dem Tatort nächsten Wegscheide setzen lassen mußten. Oft sind sie auch Denkzeichen an der Stätte eines Unglücksfalls. Als eigentliche Grabstätte haben sie wohl nie gedient. Sie gehen teilweise bis ins 13. Jahrhundert zurück; die letzten stammen aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts. Bis zum Jahr 1530 mußten die Mörder im Altwürttembergischen 30 Seelenmessen für den Ermordeten lesen lassen und diesem ein Steinkreuz, vornehmen Leuten ein Bildstöcklein oder gar eine Kapelle errichten. Kreuze aus späterer Zeit sind keine Sühnekreuze mehr, sondern Male zur Erinnerung an Unglücksfälle. Die älteren Kreuze sollten die an ihnen Vorübergehenden veranlassen, für des Getöteten Seligkeit ein Gebet zu sprechen. Auch haben wir hier wahrscheinlich den letzten Rest eines uralten Glaubens vor uns, nach welchem der gewaltsam um das Leben Bekommene den Hinterbliebenen Schaden könne, wenn er sein Recht nicht bekomme und nicht gerächt worden sei.

Die Zeichen deuten den Beruf oder das Geschlecht des Getöteten an. Eine altdeutsche Pflugschar z. B. sagt uns, daß es sich um einen Bauern handelt (auch auf den ältesten Grabsteinen in Kentheim zu sehen), eine Kunkel ist das Kennzeichen des weiblichen Geschlechts, daher die Benennung „Kreuz der Spinnerin“ bei Zavelstein. Die Masse der Kreuze sind fast immer dieselben.

Im Bezirk Calw finden sich heute noch zahlreiche solche Kreuze. Am Weg von Ostelsheim nach Gehingen steht gleich hinter dem Dorf an der Abzweigung nach Stammheim eine Gruppe von 3 Kreuzen, ein viertes lugt halb versteckt aus den Dornhecken im Sohlengrund hervor. Durch den Bau eines Hauses zwischen dem Gasthof zum Adler und dem Bahnhof Ostelsheim wurde ein Sühnekreuz entfernt und in die Rückwand der Scheune eingemauert. Alle 5 Kreuze haben als Kennzeichen eine Pflugschar. Ein ähnliches Kreuz steht bei der Turnhalle von Ottenbronn am Wege nach Neubengstett. — An der Straße von Stammheim nach Calw treffen wir in der Nähe des Orts 2 Kreuze. Eines davon ist etwas schlanker als die gewöhnlichen Wegkreuze; ein eingehauenes Wappen mit einem Rabenkopf läßt vermuten, daß hier ein Ritter fiel. — Wo der Feldweg von Stammheim nach Calw

von der Landstraße abzweigt, steht eine Gruppe von 3 Steinkreuzen mit der altdeutschen Pflugschar; sie standen ursprünglich in der Nähe und wurden durch den Wegbau versetzt. — Bei dem Wegzeiger Althengstett — Hirsau und Calw — Neuhengstett steht ein Wegkreuz, das eine Pflugschar zeigt und wohl zugleich als Markstein gedient hat, was aus den eingehauenen Ninnen zu schließen ist. — Am Fußweg



Sühnekreuze bei Ofelsheim. Zeichnung von Erich Mönch.

von Zavelstein nach Calw steht ein altes Steinmal, das unter dem Namen „der Spennere Kreuz“ allgemein bekannt ist. Die schlanke Form kennzeichnet sein hohes Alter, das auch durch eingehauene gotische Buchstabenahlen bezeugt ist; der senkrechte Kreuzstein zeigt eine Kunkel, auf den Kreuzarmen steht die Jahreszahl 1447. Eine Spinnerin soll „alda im greulich tiefen Schnee“ erstickt sein. Am „Calwer Gäfle“, dem alten Weg von Zavelstein nach Calw, steht noch ein zweites Sühnekreuz mit einer Pflugschar.

— In Röttenbach, beim Haus der Witwe Hahn, ist ein Kreuz in die Mauer eingelassen. — In der Nähe von Oberkollwangen, am Fußweg nach Neuweiler, steht im Walde ein Steinkreuz mit folgender Inschrift: „Anno 1617 den 15. Tag Februari ist der Hans Wagner erstochen worden.“ Wahrscheinlich war der Getötete Metzger, denn im oberen Kreuzarm ist ein Fleischbeil eingehauen.

— 400 m östlich von Liebelsberg steht in einer Wildnis von Eichbüschen und wilden Rosen ein eingesunkenes Steinkreuz, von dem nur noch die Kreuzarme über den Boden schauen. — An der Straße von Neubulach nach Oberhaugstett steht bei der Badstubenwiese ein steinernes Kreuz, die Spinnerin genannt, auf dem eine Kunkel mit Spindel angebracht ist; die Sage erzählt, hier soll eine Spinnerin geäußert haben, „heute müsse sie noch einen Kunkelhalter haben, und wenn es



Sühnekreuz eines ermordeten Ritters bei Stammheim. Zeichnung von Architekt Wurm in Stuttgart.

auch der Teufel wäre," worauf sie der Teufel auch geholt habe. In der Nähe der Spinnerin stand früher noch eine Gruppe von 5 Kreuzen mit Pflugchar, Zange und Haue und unweit davon 2 mächtige Kreuze, die in Mannshöhe aus dem Boden schauten, mit Schippe, Hammer und Zange als Denksteine für Bergleute und Bauern. Sechs dieser Kreuze wurden von bübischer Hand im Jahr 1896 in der Nacht vom Gründonnerstag zum Karfreitag zertrümmert; leider konnten die Täter nicht ermittelt werden. — Unweit der Abzweigung der Wege nach Nischalden und Zwerenberg von der Straße Hofstett — Michelberg steht ein Wegkreuz, das besondere Beachtung verdient, denn es ist nicht nur die am häufigsten vorkommende Pflugchar, sondern auf der Rückseite auch ein Totenkopf abgebildet; auch weist eine oben eingehauene Nille darauf hin, daß es als Markstein verwendet wurde. — Unweit von Möttlingen, an der Straße ins Monbachtal, steht nahe bei der großen Linde ein Steinkreuz mit folgender Inschrift: „Anno 1750 am 15. Sept. wurde an dieser Stelle Anna Maria Heldenmaierin von Möttlingen und Nepphuhnin von Simmozheim durch einen Donnerstreich mächtig zu tot geschlagen.“ Auch andere Steine, welche Unglücksfälle melden, stehen hie und da, doch haben sie selten die Form der Sühnekreuze. Am Weg von Georgenau nach Simmozheim lesen wir auf einem grabmalartigen Stein: „Wie durch Blitzes Ende kam über ihn sein Ende. Ins Vaterhaus wollte er heim, aber es sollte nicht sein.“

26. Die letzten Hinrichtungen in Calw.

Die Hinrichtungen waren manchem alten Calwer Bürger des vergangenen Jahrhunderts unvergeßlich geblieben; denn sie waren nicht bloß öffentlich, sondern es mußte sogar die gesamte Schuljugend dem grausigen Schauspiel von Amts wegen „zum abschreckenden Beispiel“ beiwohnen.

Am 2. Okt. 1812 wurden 2 Brüder aus Calmbach, Johann Jakob und Bernhard Jäger, 2 von Haus aus verwahrloste Burschen, hingerichtet. Sie hatten einen Händler, der von Wildbad mit einigen Bazen Geld in der Tasche heimelte und dem sie im Walde aufgelauert hatten, gemeinsam ermordet und ausgeraubt. Bald darauf ergriffen, wurden sie am 2. Okt. 1812 in Calw, anstatt gerädert zu werden, wie der Spruch gelautet hatte, enthauptet, und zwar der Jüngere vor dem Älteren, damit des Letzteren Strafe durch den Anblick des sterbenden Bruders eine Schärfung erhalte. Ihre Körper wurden in der Schlucht, wo links von der Nagold (am Fußweg nach Hirsau) das Abdeckerhäuschen stand, aufs Rad geflochten" und die Köpfe beider auf Spieße gesteckt — alles zum abschreckenden Beispiel . . . Am 28. August 1818 wurde in Calw eine Raubmörderin, Gertrude Pfeiflin von Teinach, hingerichtet. Diese war im Gefängnis, dem „Langen“ (Gefängnisturm) so dick geworden, daß sie auf einem Karren zur Richtstätte geführt werden mußte. Während der Überführung wurde das „Arme Sünder-Glöcklein“ auf dem Rathaus, das sich noch dort findet, geläutet. Am Schafott angekommen bekam die „Arme Sünderin“ eine Ohnmacht, so daß sie vollends hinaufgetragen werden mußte. In der Mitte des Schafotts war ein Stuhl aufgeschlagen, auf den die Mörderin aufrecht festgebunden wurde; rings um das Schafott waren Gerüste

für Richter und Zuschauer (Erwachsene und Schulkinder) errichtet. Nachdem der Mörderin von den Henkersknechten die Augen verbunden waren und ihre Kutte am Hals los- und aufgebunden worden war, wurde vom Richter nochmals das Urteil verlesen und hierauf der Scharfrichter zum Vollzug des Urteils aufgefordert. Dieser ließ sich nun von seinen Knechten das zweischneidige Richtschwert reichen und – vollzog den schaurigen Auftrag. Hernach ließ er sich – wieder von seinen Knechten – den Kopf der Gerichteten reichen und fragte, den abgehauenen Kopf hochhaltend: „Habe ich nicht recht gerichtet, wie das Recht und Urteil spricht?“, worauf die versammelte Menge mit „Ja!“ antwortete. Damit war die schauerliche Handlung vollendet. Auch der Kopf dieser Raubmörderin wurde auf den Speiß gesteckt und öffentlich ausgestellt.

Wir können es in der heutigen Zeit kaum verstehen, wie man ein Todesurteil in dieser rohen Weise vollziehen konnte. Aber es waren eben noch rauhere Zeiten und die Menschen aus einem härteren Holze geschnitzt als wir.

(Ähnlich ging auch die letzte Hinrichtung in Nagold vor sich (1827); vergl. Kapp „Allerlei Geschichtliches aus dem Bezirk Nagold“. „Es war zugleich die letzte Hinrichtung mit dem Schwert in Württemberg überhaupt, weshalb das dabei benützte Richtschwert in Stuttgart in der Altertumsammlung aufbewahrt wird.“)

27. Die Volksschule in früheren Jahrhunderten.

Im Zeitalter der Reformation entstanden in unserem Lande die ersten Anfänge der Volksschule. Vorher gab es nur in Städten Gelegenheit zum Erlernen der Schreibkunst. So soll schon im Jahr 1281 in der damals infolge ihres ergiebigen Bergbaus blühenden Stadt Bulach ein deutscher Schulmeister geamtet haben. Jedenfalls hörte die Schule mit dem Niedergang der Stadt wieder auf. Im Jahre 1559 finden wir in Calw einen Schulmeister, der zugleich Lateinlehrer war, außerdem noch in Deckenpfronn. Dieser unterrichtete im Sommer gar nicht, winters hatte er 7 oder 8 Schüler. In Althengstett und in Zwerenberg unterrichtete der Pfarrer. Im Laufe der Jahre wurden in sämtlichen Pfarrdörfern Lehrer angestellt. Diese Anfänge wurden aber durch den dreißigjährigen Krieg wieder vollständig vernichtet. Erst nachdem sich unser Vaterland von den Schrecknissen des Krieges etwas erholt hatte, konnte auch das Schulwesen wieder neu geordnet werden. Wenigstens in den Wintermonaten sollten die Kinder die Schule besuchen. Bald nach dem Brand von Calw 1692 wurden die Kinder in einer Hilfsschule gesammelt. „Man hatte von halbverfaulten Balken und Brettern eine Schule zusammengeflickt, welche einer großen Gauklerbude um so ähnlicher sah, als Lehrer und Lehrlinge keine Bücher hatten und sich in einem fort Fragen und Antworten erzählen und den unartigen Haufen in Ordnung zwingen mußte,“ erzählt der Calwer Lehrer. Ums Jahr 1700 wurde auch die Sonntagsschule eingeführt. Man repetierte den Katechismus, lernte Bußpsalmen und übte eine Schrift.

In Dachtel (und wohl auch an anderen Orten) wurde schon 1676 der Versuch gemacht, den Sommer über an 2 Tagen Schule zu halten, allein noch 1723 war „wegen der Sommerschule mit allen Erinnerungen nichts auszurichten“. Erst

unter Herzog Karl Eugen wurde die Sommerschule von 2 auf 3, später auf 4 Tage ausgedehnt. Wie oft dieselbe wohl „geschwänzt“ worden sein mag, ist daraus ersichtlich, daß in Deckenpfronn selbst im Winter (1759) noch 20–40 Schulversäumnisse auf ein Kind kamen. Den Sommer über waren die „Hütebuben“, die Vieh, Pferde und Schweine auf Kohläcker und in Wälder trieben, nicht von der weiten freien Natur in eine enge Bauernstube zu bannen. Ein Schulhaus war nur in den Pfarrdörfern vorhanden, und selbst hier konnte es erst unter Herzog Karl soweit gebracht werden, daß eigene Schulsäle erbaut wurden. In Deckenpfronn waren die Schüler bis zur Errichtung eines Schulsaals über der Fleckenschmiede (1740) im Haus des jeweiligen Schulmeisters oder in Bauernstuben „ganz übel logiert“. Die Lehrer am Sitz der Pfarreien hatten den Titel „Muttereschulmeister“. Sie verfügten über eine ungenügende Bildung, die sie gewöhnlich als Lehrlinge bei ihrem Vater oder bei einem Lehrmeister erwarben. In Zavelstein waren im Laufe von fast 100 Jahren nur 3 „Muttereschulmeister“ tätig: Niklas der Ältere vererbte den Dienst auf seinen Sohn, dieser auf seinen Schwiegersohn Mammel. Der vielbeschäftigte Mammel, der winters 90–100, sommers 80–90 Kinder unterrichtete (darunter auch die Sonnenhardter, die erst 1808 eine eigene Schule bekamen) war noch Mesner, Heiligenpfleger, Kirchspielspfleger, Zoller, Organist in Zavelstein und Teinach, zeitweise auch Schultheiß. Trotzdem mußte er sich noch der Ökonomie widmen, um seine Familie zu ernähren! In den Filialen wurde die Jugend von „Filialschulmeistern“, meist ungebildeten Bauern oder Handwerkern, unterrichtet. Im Jahre 1700 waren von 21 Lehrern des Calwer Amtes 10 „Engelsaitknappen“ oder Zeugweber, die in ihrer schulfreien Zeit Tuche für die Calwer Zeughandlungskompagnie woben. Viele Filialschulmeister stammten von Haiterbach. Da sie kein Schulhaus zu bewohnen hatten und nicht so viel verdienten, um eine Familie zu ernähren, waren sie meist ledig. (Ein Kötenbacher „Filialschulmeister“ wurde mit 15½ Jahren angestellt.) Sie hatten mit den schwierigsten Verhältnissen zu kämpfen. Neben ihrem mageren Gehalt bekamen sie noch freie Kost. Sie wurden „herumgeäßt“, d. h. sie aßen abwechselungsweise bei den Eltern ihrer Schüler. Wer auf Ordnung und fleißigen Schulbesuch drang, wurde gewöhnlich nimmer gewählt. Gelehrt wurde außer viel Religion ein wenig Lesen, Schreiben und Rechnen. Gegen die Einführung anderer Fächer sträubten sich die Eltern. Als im Jahre 1800 im Zavelsteiner Kirchspiel noch Aufsatz getrieben werden sollte, wendeten sich die Eltern dagegen, „welche keinen Nutzen davon einsehen können und in der Stille laut klagen, der Schulmeister lehre die Kinder Dinge, welche nicht zum Christentum gehören“. Ein anschauliches Bild der Zustände in den Filialen gibt uns folgender Bericht von dem Schulbetrieb in Unterhaugstett zur Zeit des Herzogs Karl:

„Bis zum Jahre 1768 sah es in Unterhaugstett um das Schulwesen erbärmlich aus. Der Mutterort Möttlingen war zu entfernt, als daß, zumal auf einem ganz schlechten Wege, die jüngeren Kinder die dortige Schule, wozu sie gehörten, hätten fleißig und mit Nutzen besuchen können. Deswegen dingten die Einwohner von Zeit zu Zeit einen sogenannten Schulmeister, fast so, wie sie alljährlich einen Viehhirten bestellten. Zeigten sich mehrere Dienstlustige, so war das ein alt her-

gebrachter Gebrauch bei ihnen, daß sie gemeinlich denjenigen „kurten“ (wählten), welcher versprach, im Wirtshaus die größte Zechen zu bezahlen. War der Dienstnehmer in diesem Punkte ihr Mann, so lag ihnen weit weniger daran, ob er, anstatt dem Schulhalten, das Weber-, Schneider-, Schuster-, Stricker- oder sonst ein Handwerk gelernt hatte. Nach dem „Kuren“, wie sie es altdeutsch nannten, wurde der Gekurte allsofort dem Pfarrer und durch diesen dem Herrn Spezial in Calw zur weiteren Bestallung zugeschoben. Während seiner ganzen Dienstzeit wurde er hierauf dergestalt umgeäht, daß ein jeder Einwohner bei jedem Umgang so viel Tage, als er Kinder in die Schule schickte, ihm zu essen geben mußte. Ein Bauer hingegen, der keine Kinder zu unterrichten hatte, durfte ihm in einem solchen Umgang nur einen und ein Tagelöhner nur einen halben Tag die Kost reichen, und diese letztere Abzug geschah um der Bettstunde willen, welche der jeweilige Schulmeister wöchentlich in der Stube halten mußte, die ihm in irgend einem Bauernhause zum Unterrichte der Kinder vergönnt wurde. Diese Stube war aber kein eigenes zum Schul- und Bettstundenhalten besonders eingerichtetes Zimmer, sondern die Wohnstube eines Hauseigentümers, der es sich eine Zeitlang gefallen ließ, oder auch gefallen lassen mußte, daß der Schulmeister mit seinen Kindern da sein Wesen trieb. Dem Herkommen gemäß mußte einer von den Einwohnern, welcher dann dafür 3 Kinder in die Schule gehen lassen konnte, diese auf ein Jahr in sein Haus aufnehmen und eben so lange auch dem Schulmeister das Nachtquartier geben. Wegen der ganz unvermeidlichen Unlust, welche aus der damit verbundenen Einschränkung der Familie und des Betriebs des Hausbesizers entsprang, war, wie sich leicht denken läßt, diese wandernde Schule in keinem Hause willkommen. Nicht selten wurde sie in die unbequemste, engste und finsterste Stube verlegt, so daß nicht alle gesetzt werden konnten und ein visitierender Pfarrer einst einige, die doch auch ein Sitzplätzchen haben wollten, sogar auf dem Hinterofen „aufgefessen“ antraf. Hier mußte der Schulmeister mitten unter den häuslichen Geschäften der Bauersleute die liebe Jugend unterweisen. In der nämlichen Zeit wurde in einer solchen Stube gehechelt, gesponnen, gehaspelt, gerollt (gespult), gewaschen, geschwaht, gelärmt, gepoltert, geschrieen, gezankt, und was sonst noch da vorgehen mochte, und der Eigentümer glaubte treiben zu dürfen, was ihm beliebte. Der Schulmeister aber mußte sich mit seinen Schülern „drücken und bücken“. Weder er noch selbst der Pfarrer durfte viel darein reden, um dem Unfug, der vielleicht oft geflissentlich getrieben wurde, Einhalt zu tun. Die Hausleute erklärten in einem solchen Fall, man solle nur schweigen und froh sein, daß sie ihre eigenen Stuben zum Schulhalten hergeben. Es soll sogar einmal versucht worden sein, die vom Möttlinger „Heiligen“ angeschafften Schultische und -bänke aus der Stube hinaus auf die kotige Gasse zu stellen, mit dem Bedeuten: draußen sei Platz und da sei es auch gut genug zum Schulhalten“.

Es ist begreiflich, wie viel oder vielmehr wie wenig in einer so beschaffenen Schule für den Unterricht und die Bildung der Jugend getan werden konnte. Dieser Not suchte der menschenfreundliche Pfarrer Machtolf von Möttlingen durch Gründung eines neuen Schulhauses abzuhelfen. In der Blechfugel des Schulhaustürmleins fand sich eine Urkunde, die uns hierüber folgendes berichtet:

„Anno 1768 wurde das Schulhaus gebaut, da noch keines gewesen. Daher nicht nur die Schulmeister sondern auch die armen Kinder vielmal auf das allererbärmlichste in denen Bauernhäusern herum sich behelfen müssen. So sendet der große Gott als ein lieblicher Kinderfreund einsmals einen Pfarrer in unsere Gemeinde namens Gottlieb Friedrich Machtolf, den Gott zu seinem Werk brauchen konnte und der sich willig dazu brauchen ließ. Weil er selber als guter Schulfreund oftmals das Elend bei Lehrer und Lernenden sah und darüber manchemal betrübt wurde, so suchte er es dann in Gottes Namen gleich im 3ten Jahr seines Hierseins anzugreifen. Da tat der allergrößte Vater seine milde Hand auf und schickte ihm hie und da gute Schulfreunde zu, die ihm zu diesem gesegneten Werke behilflich waren, nicht nur da manche ihm etwas ziemliches beisteuerten, sondern auch mit Rat und Tat an die Hand gingen, da es die Gemeinde im geringsten nichts gekostet, sondern es mehrenteils dennoch immerdar hinterstellig machen wollten. Dieses alles, was zum Bauwesen nötig war, auch zugleich das Türmlein nebst Reparierung der Uhr wurden von Herrn Pfarrer Machtolf übernommen und, wie oben gemeldet, durch gute Gönner und Schulfreunde in Stand gesetzt.“

28. Die Revolutionskriege.

In der großen Revolution lernte das französische Volk seine Kraft kennen. Die Franzosen suchten die Grundsätze Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit auch auf die östlichen Nachbarländer zu verpflanzen. Preußen und Oesterreich wehrten sich gegen das Eindringen des neuen Geistes aus Paris. Die 1790 ausbrechenden Revolutionskriege und die sich anschließenden Napoleonischen Kriege brachten namenloses Elend über unsere Heimat. Anfangs erzielten zwar die Oesterreicher und ihre Verbündeten Erfolge, aber bald wendete sich das Blatt.

Schon in den ersten Jahren, 1790, 92, 93 und 94, erhielten die Ortschaften des Gäus Einquartierung von österreichischen Truppen, die manches Unliebsame mitbrachte. So wurde 1790 in Deckensfronn der Schulsaal, der als Wachtlokal diente, demoliert und der kupferne Kirchenknopf von einem mutwilligen Scharfschützen durchlöchert. 1794 lagen 583 Mann in Dachtel und Deckensfronn.

1796 überschritten die Franzosen den Rhein und bedrohten unser wehrloses Vaterland. Wohl wurde seitens des Schwäbischen Kreises eine Erhöhung der württembergischen Streitkräfte verlangt, aber die kurzsichtigen Landstände widersetzten sich beharrlich einer Vermehrung des Heeres mit Rücksicht auf die hohen Kosten und die teuren Zeiten: 1790 mußten die Ämter Calw und Zavelstein gegen 500 Scheffel Getreide aufkaufen lassen, um der Hungersnot zu steuern. Auch die nächsten Jahre waren meist Fehljahre. Die Amtsversammlung Calw gab daher ihrem Abgesandten zum Landtag die Weisung, statt der 1793 für das ganze Herzogtum verlangten 4000 Rekruten nur 1000 – 1200 zu genehmigen, da deren Ausrüstung und Unterhaltung dem Lande unerschwingliche Unkosten auflade und das Eindringen eines mächtigen Feindes doch nicht verhindern könne. Kaum war es möglich, eine geringe Anzahl Rekruten zusammenzubringen. Denn von der Auswahl sollten frei sein, „wie es ehemals geschah“, die einzigen Söhne und solche,

deren Heiratstag schon bestimmt war, oder die schon einen Bruder beim Militär hatten, ferner ledige Handwerksmeister, Gesellen, die schon lange auf der Wanderschaft waren, usw. Die Pflichtigen suchten sich der Aushebung zu entziehen; manche noch ganz jungen Leute verlobten sich rasch und heirateten. (Eine Folge davon war die Teilung der Höfe, die Ruinierung des Waldes, die bessere Ausnützung der Anbauflächen und das rasche Steigen der Bevölkerung). Andere Stellungspflichtige machten sich schleunigst auf die Wanderschaft. Wohl wurden Väter und Pfleger bei Verlust ihres Vermögens aufgefordert, ihre Söhne aufzusuchen, allein die Rekruten dachten: „Weit genug weg ist gut für den Schuß!“ Ein Mann von Weltenschwann wußte nicht anzugeben, wo sein Sohn sei, „und wenn es ihm das Leben gälte“. 1793 sollten in Calw 11 Mann ausgehoben werden, aber nur 8 waren tüchtig; die übrigen sollten die Amtsorte stellen, die doch selbst ihre Leute nicht aufzubringen vermochten. Ein Bauer von Schmieh bringt an Stelle seines Sohnes einen 42jährigen Schweizer, ein anderer Rekrut von Schmieh suchte sich zu retten, indem er behauptete, er höre am linken Ohr nicht viel, auch sei ihm das Knötlein am rechten Fuß gesprungen. Deckenpfronn wollte keinen Mann stellen; deshalb rückte eine Abteilung Husaren in Deckenpfronn ein, worauf 3 Bauernknechte herausgelost wurden. Da die Lage immer gefahrdrohender wurde, suchte die Regierung eine Landwehr zu errichten. 20 Offiziere kamen nach Calw, „um der Bürgerschaft die gehörigen Begriffe von der Errichtung einer Landmiliz und der Landesverteidigungsanstalten beizubringen.“ Die vorgeladenen 314 Rekruten wurden im Rathaus belehrt und in drei Bataillone eingeteilt. Ein Rötensbacher Invalide gab ihnen von Zeit zu Zeit Unterricht. In jedem größeren Ort wurde ererziert. Einige mal kamen auch die Kompagnien zusammen. Dann wurde die Mannschaft mit einem Schoppen Wein bewirtet. Außer dem Trinken desselben geschah aber alles mit Widerwillen, und bald schliesen die Übungen ein. Die Fahne der Neubulacher Kompagnie ist noch im Turmstübchen zu sehen. Auch das stehende Heer sollte um das fünffache vermehrt werden. Die Amtsversammlung bat die Regierung, „die Rekruten aus schlechten Haushältern und Müßiggängern, welche der Gemeinde und ihren Angehörigen zur Last fallen und ihre Vermögen unverantwortlich durchgebracht haben, auch Landstreichern nehmen und einliefern zu dürfen.“ Es konnte nicht ausbleiben, daß sich der Mangel an Vaterlandsliebe schwer rächte. Von einer auf die geschilderte Art und Weise zusammengebrachten Armee war nichts zu erwarten. Die Oesterreicher wichen vor den begeisterten und freiheitsstrunkenen Franzosen zurück. Nach kurzem Widerstand stoben die Württemberger 1796 bei den Kniebisschanzen auseinander. Mit Recht wird deshalb von ihnen gesagt: „Die Miliz war ein hölzernes Schüreisen und eignete sich zur Vaterlandsverteidigung wie die Leberwurst zum Stechen.“

Nachdem die Oesterreicher bei Herrenalb und Rötensohl besiegt waren, rückte der französische General des Vortrabs, Laroche, ungehindert ins Land ein. Am 13. Juli 1796 erschienen die Franzosen in Neuenbürg. Von hier aus marschierten sie nach Liebenzell. Die Frau des dortigen Amtmanns schrieb hierüber: „Schon von 1795 an wurde hiesiges Amt und besonders hiesiger Ort von österreichischen Truppen durch Quartiere hart mitgenommen, und 1796 den 15. Juli hatten wir den

Durchmarsch von 10 000 Franzosen, die unter dem Kommando des Generals Laroche über den Schwarzwald Stuttgart zuzogen. Auf die erste Nachricht vom Anmarsch der Franzosen war Oberamtmann Heller dem General bis gegen Schömburg entgegengegangen, wo er demselben seinen Ort empfahl und alles, was der arme Ort vermochte, für die Schonung zu leisten versprach. Der Durchmarsch dauerte über 3 Stunden, während welcher mit General Laroche durch Übereinkunft 1715 fl. als Brandschatzung ausgemacht wurde. Die Truppen blieben 5 Tage lang bei uns, und mein Gatte erwarb sich durch seine Klugheit und Tätigkeit den Segen des Ortes. Nachher wurden wir noch öfters mit Quartier belastet. Ich kann nicht verschweigen, daß Liebenzell das einzige Amt im ganzen Lande war, welches bei einem Kriegsschaden von 13 000 Gulden und bei der großen Armut des Ortes keine Schulden machte, sondern alles teils bar, teils in Naturalien lieferte.“ In Calw erschienen die französischen Vortruppen am 13. Juli; am nächsten Tag folgten weitere Nachschübe, und zwischen Alt- und Neuhengstett und Simmozheim kam es zu einem Vorpostengefecht; zwischen Gehingen und Stammheim wurde eine österreichische Feldwache überfallen. Am 16. Juli rückten 600 Franzosen aus dem Lager bei Calw, um Weilderstadt anzugreifen; als sie aber von dieser Gegend her stark feuern hörten, machten sie zu Ostelsheim Halt und richteten hier durch Plünderung einen Schaden von 4508 Gulden an. Das Wirtshaus zum Adler, das Pfarrhaus und einige andere Häuser wurden geplündert. Am nämlichen Tag rückte General St. Cyr in Calw ein, zog aber schon am 17. Juli mit allen in der Gegend befindlichen Truppen wieder weiter, wobei Ostelsheim zum zweitenmal sowie namentlich Simmozheim, Möttlingen und Althengstett schweren Schaden litten. Die Soldaten warfen die Bürger, die gutes Schuhzeug hatten, zu Boden und zogen ihnen unsanft die Stiefel aus. Auch schnitten sie den Bauern sämtliche silbernen Knöpfe von ihren Kamisols (Sonntagsröcken) ab. Die Simmozheimer, welche das Geraubte selbst in das französische Lager bei Weilderstadt führen mußten, schätzten ihren Schaden auf 7796, die Althengstetter auf 2608 fl. Der Gesamtschaden im Calwer Amt wurde auf 18 895 fl., im Liebenzeller Amt auf 13 609 fl., im Klosteramt Hirschau auf 4765 fl. angeschlagen. Zu diesem Plünderungsschaden kamen für Amt Calw und Zavelstein noch 36 900 Gulden Kriegskosten für die französische und die kaiserliche Armee. Die „Douceurs“, Beschwichtigungsgelder, betrugen allein 16 700 Gulden, wovon die Stadt freiwillig 10 000 Gulden übernahm. Das Kirchenbuch von Ostelsheim meldet: „1796 den 17. Juli wurde bei der französischen Plünderung mittags 11 Uhr ein Bauernknecht von einem französischen Soldaten unter einem Freikorps, das den hiesigen Ort auf die grausamste Art 4 Stunden lang geplündert, welches den 15. Juli schon einmal von einem andern Freikorps, doch nur eine halbe Stunde lang geschehen, verschossen und ehrlich, doch ganz in der Stille, weil noch Franzosen im Ort waren, den 18. Juli allhier begraben.“

Über den Franzoseneinfall des Jahres 1796 berichtet der Pfarrer von Althengstett u. a. folgendes an das Konsistorium: „Acht Tage lang, von dem 15. Juli bis 22. Juli, konnten in hiesiger Gemeinde gar keine Gottesdienste gehalten werden. Denn 1. ging am 14. und 15. Juli, da der Ort und die Felder am meisten von den

Franzosen besetzt waren, auch diese von der Stadt Weil zurückgetrieben worden waren, am meisten die Beraubung und Plünderung in dem Ort vor und wurde Requisition von ihnen gemacht; auch wurden von ihnen Versuche gemacht, in die Kirche einzudringen, wiewohl diese nicht gelangen; am 17. Juli zogen unaufhörlich Truppen durch den Ort und forderten unter Drohungen Speisen und Getränke. Schon am 15. Juli kamen 50 Franzosen auf einmal auf das Pfarrhaus losgestürmt, schlugen Truhen, Kästen und Türen ein und plünderten, was ihnen wohlgefiel. Der Pfarrer hat durch Plünderung an Geld, Kleidungen, Mobilien und durch ihre Verwüstungen zum Teil einen Schaden mit den Seinigen erlitten, den er mit gutem Gewissen auf 500 fl. berechnen kann. Nach ihm haben die beiden Wirte des hiesigen Orts zusammen einen Schaden von 100 fl. zu verzeichnen. Auch ist sonst manchen Gliedern der Gemeinde hie und da manches geraubt worden. Vornehmlich waren die Forderungen und Abgaben an Brot, Wein, Eiern, Haber, Rindvieh, Schafen, Schweinen, Hennen, Schuhen, auch die Präsenten an Geld, um größeres Übel zu verhüten, für die Gemeinden so groß, daß sie eine Summe, den Schaden des Pfarrers und der Wirte nicht eingerechnet, gegen 600 fl. ausmacht. Bis auf 26. Juli war aller Schulunterricht unmöglich.“ Der französische Feldherr Moreau legte dem Lande am 19. Juli eine Kontribution (Brandschätzung) von 6 Millionen Livres (= Franken) auf. Von dem Reichtum, der damals in Calw herrschte, zeugt die Leistungsfähigkeit der Calwer Handelshäuser: 6 Firmen konnten dem Staat 400 000 Livres zur Begleichung der Kriegskosten leihen. Die Stadt Calw war gezwungen, zur Bezahlung der auf der Stadt ruhenden Kriegskosten einen außerordentlichen Holztrieb in ihrem im Leonberger Forst gelegenen Stadtwald vornehmen zu lassen. Ein Teil der Bürger protestierte hiegegen und wollte die Holzhauer mit Gewalt abhalten. Es entstanden Unruhen, so daß Militär in Calw einrücken mußte. Die Beteiligten wurden bestraft, 24 Anstifter eingesperrt. Die Gemeinde Dachtel war gezwungen, die besten Fleckenäcker (früher Allmandstücke) zu verkaufen, um die großen Kriegsumlagen zu bestreiten.

Nur 2 Jahre blieb Württemberg in der Hauptsache vom Krieg verschont, (1797 auf 1798 lagen 867 Russen 64 Tage im Quartier in Gechingen); schon 1799 brachte ein neuer Feldzug neue Lasten. In Gechingen war 1799 ein französisches Lager, in das Proviant geführt werden mußte. 15 Jahre lang mußte das Amt Gelder und Naturalien für Freund und Feind liefern. Die Steuern waren deshalb kaum mehr zu erschwingen. Noch 1813 mußte ein Röttenbacher Bauer über 100 fl. Steuer bezahlen, was wohl den größten Teil seines Einkommens ausmachte; erst 1818 sank dieser Steuerbetrag auf die Hälfte zurück. Während das Amt noch 1788 nur 925 fl. Amtschaden aufzubringen hatte, stieg er 1801 auf 41 000 fl. Über die Art der Lieferungen seien einige Beispiele aus dem Jahre 1799 angeführt. An die kaiserlichen Truppen mußte in deren Lager bei Zübingen vom Calwer Amt Proviant geliefert werden. Davon entfielen beispielsweise auf Röttenbach 596 Pfund Mehl, 20½ Meßen Haber, 1521 Pfund Heu; 60 Schanzer und vier zweispännige Wagen müssen vor Ulm, nach Waiblingen sind 600 Zentner Heu zu führen, nach Dürrenmünz 64 Klafter Tannenholz, 37 Schanzer werden nach Philippsburg am Rhein beordnet. Nach Willingen, Stockach, Donaueschingen

gen, Hechingen und Gernsbach (dreimal) sind Naturalien aller Art zu liefern, an denen 1799 Würzbach 842 Gulden bezahlen mußte. 1800 trifft es Würzbach 794 Gulden, dieses Jahr meist für Lieferungen an die Franzosen (darunter für eine Fuhr nach München 108 Gulden). 1800 lagen 500 Franzosen in Teinach und Unterreichenbach, polnische Legionäre in Liebenzell, 1801 französische Reiterei in Liebenzell. Zur Deckung der Unkosten wurde 1800 die 25fache Jahressteuer umgelegt; 1801 wird der Steuer der sechsfache Anschlag der Güter zugrunde gelegt. 1801 hat das Amt Calw 11 000, das Amt 3500 fl. Brandschadungsgelder an Frankreich zu bezahlen; beide Ämter müssen zusammen 14 Ochsen nach Eßlingen liefern und 30 vierspännige Wagen mit Kriegszug von Straßburg nach Ulm führen. Das Amtlein Zavelstein hatte 10 Betten zum französischen Spital in Calw zu stellen (in Calw lag den ganzen Winter ein französisches Jägerregiment.) Von den Lieferungen im Jahr 1805 entfielen beispielsweise auf Hechingen 2½ Klafter Holz für das Militärspital Solitude, 20 Scheffel Haber ins französische Lager nach Baihingen, dazu 750 Pfd. Fleisch, 18 Ztr. Mehl und 70 Ztr. Heu. 1806 mußte das Amt Calw 17 000 fl. Quartiergelder bezahlen, ähnliche Summen auch 1809 und 1811–15. 1812–13 betrug die Kriegsausgaben für das Amt Calw 38 830 Gulden. 1813 hatte das Amt Calw zu liefern: 600 Ztr. Backmehl, 240 Ztr. Kochmehl, 15 Eimer 10 Ohmi Branntwein, 1027 Scheffel Haber, 131 Ztr. Heu, 240 Ztr. Schlachtvieh. Ostelsheim traf es 20 Ztr. Backmehl, 9 Ztr. Kochmehl und 24 Scheffel Haber. Das Mehl kam in Säcken nach Calw, wo es in Fässer umgeschlagen wurde. 1814 mußte das Amt Calw zur Unterstützung des schwer belasteten Amtes Ehingen 300 Scheffel Haber und 600 Ztr. Heu liefern. 1815 mußten die Naturalien der Bayern an den Rhein geführt werden, das Amt hatte mit 67 zweispännigen Wagen 21 Tage Dienste zu leisten. Die Bürger hatten von den einquartierten Soldaten manches zu erdulden, beispielsweise raubten die Österreicher, die 1799 bei Weilderstadt ein Lager bezogen hatten, dem Schäfer von Ostelsheim 3 Schafe. Da das Amt Calw kaum seinen eigenen Bedarf an Lebensmitteln erzeugte, wurden die zu liefernden Naturalien meist in der Gegend aufgekauft, in welche sie geführt werden mußten. Dies besorgten Unternehmer, 2 Juden von Nordstetten und vor allem die Traubenwirtin von Calw. Die Preise waren infolge der Teuerung und der Fuhrlohne sehr hoch; so erhielt die Traubenwirtin für den Zentner Heu für das Magazin in Billingen 6 Gulden und 30 Kreuzer. Nur ein Teil der Verpflegungsgelder wurde wieder zurückerstattet. 1816 bekam das A. Calw von der österreichischen Entschädigung 5400 fl., wovon 2000 fl. zum Ankauf von 150 Scheffeln Getreide zur Linderung der entsetzlichen Hungersnot verwendet wurden.

29. Drei berühmte Möttlinger Pfarrherren.

Machtolf, Barth, Blumhardt.

Über dem rechten Nagoldufer, wo Schwarzwald und Gäu einander die Hand reichen, liegt das Dörflein Möttlingen, dessen Name durch drei berühmte Pfarrer weithin bekannt wurde. Von 1763–1799 wirkte daselbst.

Gottlieb Friedrich M a c h t o l f , ein guter Seelsorger und edler Menschenfreund. Wenn er nach Calw ging, so brachte er den Möttlinger Weibern gar mancherlei vom Kaufmann oder vom Metzger mit, so daß er vollgepackt wie ein Landpostbote die Steige, die von Calw nach Möttlingen führt, mühsam hinauffstieg. Als die Franzosen im Jahre 1796 von Calw nach Weilderstadt zogen, machten sie auch einen unliebsamen Besuch in Möttlingen. Sie ließen mitlaufen, was sie fanden; auch das Pfarrhaus wurde geplündert. Ein Offizier vermutete, Machtolf habe seine Schätze vergraben. Dieser versicherte, es sei gewiß nichts Wertvolles mehr im Hause. Nach dem Abzug der unbetenen Gäste fand Machtolf einen silbernen Löffel. Schnell eilte er mit demselben dem Feinde nach. Er bat um Entschuldigung, daß er falsch berichtet habe, aber es sei gewiß nicht absichtlich geschehen, der Offizier möge den Löffel doch mitnehmen. Der Franzose wurde durch diese ungewöhnliche Ehrlichkeit gerührt, daß er nicht nur auf den Löffel verzichtete, sondern auch das Geraubte wieder herausgab. Wie Machtolf den Unterhaugstettern zu einem Schulhaus verhalf, ersehen wir aus dem Abschnitt: „Das Schulwesen in früheren Jahrhunderten“. Seine unbegrenzte Menschenfreundlichkeit sollte Machtolf zum Verhängnis werden. Als er einmal von Calw heimkehrend die steile Steige hinauffstieg, sah er einen Handwagen mitten in der Straße stehen. Vom Rande des Grabens her hörte er eine klagende Stimme. Es war ein Mann, der ihm vorjammerte, er könne den schwer beladenen Wagen nicht weiter bringen. Da griff Machtolf frisch an und schob den Wagen mit Aufwand seiner letzten Kräfte die Steige hinauf. In Schweiß gebadet und zum Tode matt kam er nachts heim und legte sich aufs Sterbebett.

Der zweite Nachfolger Machtolfs war Christian Gottlob B a r t h . Er wurde in demselben Jahre, in dem Machtolf starb, in Stuttgart als der Sohn eines Zimmermalers geboren. In Möttlingen wirkte er von 1824–38. Das rastlose Streben dieses ungemein tätigen Mannes wurde bestimmt durch die Liebe zu seiner Gemeinde, die Liebe zu den Kindern und vor allem die Liebe zu den Heiden. Mit allen Mitteln versuchte er die geistige Erweckung seiner Gemeindeglieder. Die üblichen Predigten genügten ihm nicht: er versammelte Kinder, Jungfrauen, Jünglinge und ältere Leute zu gemeinsamer Belehrung und Erbauung. Für jedermann stand sein gastliches Haus offen; er bewirtete auch die Fremden, die aus der Nähe und der Ferne herbeikamen, um seinen kraftvollen Predigten zu lauschen. Den Mißständen in der Gemeinde, besonders den Auswüchsen der Kirchweihe, trat er scharf entgegen. Er übte große Mildtätigkeit und opferte den größten Teil seines Einkommens für Arme und Notleidende und für die Mission. Für sich brauchte der anspruchslose Mann wenig, da er unverheiratet war. Barth war namentlich auch ein großer Kinderfreund. Damals gab es noch wenig Bücher für die Jugend. Er sah dies als einen großen Mangel an und versuchte dem abzuhelpfen. Deshalb schrieb er selbst mehrere Kinderschriften, z. B. „der arme Heinrich“, eine Erzählung für Christkinder, „der E Bund“, worin wir manches aus der Geographie und Geschichte unserer Heimat erfahren (besonders über die Calwer Zeughandlungskompanie), „die Reihfeder“, „Schmidgalls Jugendjahre“ u. a. Auch manches schöne Gedicht wurde von ihm verfaßt, z. B. „der

Pilger aus der Ferne“, „Goldne Abendsonne“, „Vier Brüder ziehn jahraus, jahrein“, „Der Winter ist ein geschickter Mann“, „Der Wind weht übers Stoppelfeld“. Und wie manche frohe und genussreiche Stunde bereitete er der Jugend durch die Herausgabe der „Jugendblätter“! Sie sollten der reiferen Jugend von 12 – 16 Jahren zur Förderung wahrer Bildung dienen. Sie erscheinen heute noch als Monatschrift und werden selbst von Alten gerne gelesen. Von Barths Schriften fanden die größte Verbreitung seine „2 mal 52 biblischen Geschichten“. Die Ausgabe in deutscher Sprache hat bereits Hunderte von Auflagen erlebt; aber auch die Kinder anderer Nationen, selbst die Heiden bekommen sie zu lesen, denn sie sind in 80 Sprachen übersetzt. Daß Barth ein Herz voll Liebe hatte, zeigte sich vor allem in der Gründung der Kinderrettungsanstalt in Stammheim bei Calw. Zuerst rief Barth einen Verein zur Rettung verwahrloster Kinder ins Leben. Als dieser die nötigen Gelder gesammelt hatte, konnten im Jahre 1826 zwölf Kinder in einem Mietlokal untergebracht werden. Schon 2 Jahre darauf zogen 30 Kinder in ein eigenes, neuverbautes Heim ein. Gegenwärtig beherbergt die Anstalt gegen 50 Zöglinge. Seit der Gründung der Anstalt wurden in ihr über 1000 Kinder erzogen. Als begeisterter Freund der Missionsfache hat Barth geradezu Staunenswertes geleistet. Er suchte Missionskenntnisse zu verbreiten, das Volk für die Sache der Mission zu interessieren und vor allem Mittel zu wirksamer Missionierung zu sammeln. Er hielt Missionsstunden und Missionsfeste ab, ferner gründete er den Calwer Missionsverein und vor allem das „Calwer Missionsblatt“. Vom Reingewinn seiner Missionsblätter konnten der Basler Mission jedes Jahr gegen 1000 Gulden überwiesen werden. Von den vielen Missionsliedern, die Barth dichtete, wurden einige in das neue Gesangbuch aufgenommen (Nr. 261, 262, 265, 267). Die vielen Freunde, die Barth unter den Missionaren hatte, verhalfen ihm zu einer großen Sammlung von Merkwürdigkeiten fremder Länder. Kurz vor seinem Tode vermachte er sie dem damals neuverbauten Basler Missionshaus. Auch manche ausländischen Tiere, die wir im Stuttgarter Naturalienkabinett anstaunen, sind Stiftungen Barths. Zur Verbreitung guter Erzählungen für Kinder gründete Barth den Traktatverein, der sich später zum Calwer Verlagsverein erweiterte (s. o.). Die vielen Geschäfte zwangen Barth, im Jahre 1838 seine Pfarrerstelle aufzugeben und nach Calw zu übersiedeln. Er beschloß sein tatenreiches Leben am 12. November 1862. Auf dem Gottesacker zu Möttlingen wurde er auf seinen Wunsch in dem Grabe beerdigt, in dem schon Machtolf und seine Mutter ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten.

Ein würdiger Nachfolger Barths war Christoph B l u m h a r d t. Er wurde im Jahre 1805 in Stuttgart geboren. Im Jahre 1838 trat er sein Amt in Möttlingen an, nachdem er zuvor 6 Jahre als Missionslehrer in Basel tätig gewesen war. Dieselben Eigenschaften und Bestrebungen, die seinen Vorgänger auszeichneten, machten auch ihn zu einem berühmten Mann. „Bald nach Beginn seiner Wirksamkeit begann eine religiöse Erweckung, die immer weitere Kreise ergriff. Zu den sonntäglichen Gottesdiensten wallfahrteten Tausende, und in immer weitere Kreise inner- und außerhalb Deutschlands drang sein Ruf. Zu dem Wort aber traten auch Zeichen in Krankenheilungen und andern Gebetserhörungen wunder-

barer Art.“ 1847 suchte er die Not seiner armen Gemeindeglieder zu mildern. Er gab den Leuten Wolle zum Spinnen, damit sie etwas verdienen konnten. Er gründete eine Viehleihkasse, auch Kuhkasse genannt, um armen Leuten zu einer Kuh zu verhelfen. Im Jahr 1852 kaufte er mit Hilfe treuer Freunde das Bad Boll, um es zu einer Zufluchtsstätte christlicher Liebe und Barmherzigkeit umzugestalten. Dort starb Blumhardt im Jahr 1880 nach langer, gesegneter Wirksamkeit.

30. Die Jahre 1848 und 1849.

Im Februar des Jahres 1848 brach in Frankreich eine Revolution aus. Ihre Wirkungen äußerten sich auch in Deutschland. Die langverhaltene Unzufriedenheit über veraltete Zustände wurde durch sie mächtig genährt und das Verlangen nach Einheit und Freiheit wachgerufen. Am 3. und 16. März fanden große Volksversammlungen in Calw statt. Man forderte hierbei Vereinfachung der Staatsverwaltung, Abschaffung der Ersten Kammer, das Recht Waffen zu tragen, Versammlungsfreiheit, Pressfreiheit, Schutzzölle für die Industrie, Sitzenlassen der Kopfbedeckung beim Grüßen, Schwurgerichte u. dergl. Es wurde eine Abordnung gewählt, welche diese Wünsche dem König und dem Ministerium unterbreiten sollte. Da man einen Einfall der Franzosen fürchtete, wurde die Volksbewaffnung eingeführt. In Calw wurde die Bürgerwehr errichtet, die aus vier Kompagnien bestand. Am 25. März (dem „Franzosenfeiertag“) wurde ganz Württemberg in Alarm und Schrecken versetzt. Mit unglaublicher Schnelligkeit verbreitete sich von Ort zu Ort das Gerücht, 10 000 französische Freischärler hätten den Rhein überschritten. Morgens um 8 Uhr erfuhr man in Calw, daß in der Nacht 1600 Franzosen in Nagold eintreffen würden. Flüchtlinge aus Wildbad und Calmbach wußten schreckliche Dinge von den französischen Mordbrennern zu erzählen, z. B. in Gernsbach brenne alles zusammen. Es wurde Sturm geläutet und der größte Teil der Bürgerschaft trat unter die Waffen. Man schickte nach Leonberg und Stuttgart und bat um Zusendung von Truppen. Die benachbarten Ämter sandten nach Calw um Hilfe, denn auch dort war den Leuten der Franzosenschreck in die Glieder gefahren. So erzählte man sich in Böblingen: „30 000 Franzosen sind schon in Calw, in wenigen Stunden hier! Was soll aus uns werden?“ Vom Lande zogen die Bauern in hellen Haufen mit aufgerichteten Sensen und andern wehrhaften Geräten nach Calw. Ein alter Stelzfuß, der im Kampfe gegen Napoleon ein Bein verloren hatte, übte die Mannschaften notdürftig ein. Frauen, Kinder und Kostbarkeiten wurden geflüchtet, letztere zum Teil vergraben. Die Bewohner des Schwarzwaldorfes Schmieh bei Teinach flüchteten ihre wertvollste Habe in die natürliche Höhle eines Felsens, der seitdem Franzosenfelsen heißt. Am andern Morgen stellte sich dann heraus, daß der ganze Franzosenlärm völlig grundlos war.

Der Franzosenschrecken zeigte deutlich die Notwendigkeit einer Einigung Deutschlands, um unjern unruhigen Nachbarn wirksam entgegenzutreten zu können. Von der in Frankfurt tagenden Nationalversammlung erwartete man eine Einigung und die Wiederherstellung des Kaiserreichs. Doch scheiterten diese Versuche, da der preussische König Friedrich Wilhelm IV. die ihm angebotene Kaiserkrone

ablehnte. Der württembergische König Wilhelm I. wollte sich einem Preußenkönig nicht unterwerfen und die Beschlüsse des Frankfurter Parlaments nicht anerkennen. Dadurch wurden die Gemüter der Calwer Bürger auf das lebhafteste erregt. Eine riesige Versammlung auf dem Rathaus gab eine von 484 Personen unterschriebene Erklärung an den König und die Minister ab, in welcher dieselben zur „unbedingten Anerkennung der deutschen Reichsverfassung“ aufgefordert wurden. Der Schluß lautete: „Wir erklären endlich, daß wir für die Aufrechterhaltung der deutschen Reichsverfassung mit Gut und Blut einstehen, und daß wir nimmermehr dulden werden, daß unser gutes, deutsches Recht uns verkümmert werde.“ Nun brachen Unruhen aus, welche darauf hinielten, Deutschland mit Gewalt zu einigen und die Republik an Stelle der Monarchie zu setzen. Im Calwer Wochenblatt erschien ein großer Artikel unter der Überschrift: „Es lebe die Republik!“ Der Verfasser desselben meinte unter anderem: „Es hält mit der Monarchie doch nicht mehr lange, darum will ich ein wenig Republik predigen. Es gibt nur ein Heil, das ist die Republik.“ Selbst die Schuljugend wurde von der Bewegung ergriffen. Die einen Buben schwärmten für Hecker, den Anführer der badischen Freischärler oder Republikaner, die andern waren für das Königtum, je nachdem sie ihre Väter zu Hause sich aussprechen hörten. Auf der Burgruine Zavelstein wurde die Fahne der Freiheitsmänner, das schwarz-rot-goldene Banner aufgepflanzt.

In Horb sollten sich die Freischaren sammeln und von dort nach Stuttgart ziehen, um das Ministerium zu stürzen. Ein großer Teil der Calwer Bürgerwehr wollte sich ihnen anschließen. Als sie vor ihrem Auszug die geforderten Waffen nicht erhielten, stürmten sie die Realschule und das Rathaus, woselbst die Patronen und Gewehre aufbewahrt waren. Dem Auszug nach Horb am 23. Juni schlossen sich 120 Personen an. Wegen des schwachen Zuzugs aus andern Gegenden unterblieb der Marsch nach Stuttgart, und die Calwer fuhrten wieder heim. Während des sonntäglichen Gottesdienstes kehrten sie unauffällig auf verschiedenen Wegen in die Stadt zurück. Ihre Waffen hatten sie zuvor im Walde versteckt und ließen sie teilweise abends durch ihre Kinder abholen. Später wurde eine Untersuchung gegen die Ausmarschierten eingeleitet. Ihr Anführer entzog sich der ihm drohenden 18jährigen Zuchthausstrafe durch die Flucht in die Schweiz. Drei andere Personen wurden je zu 7 Monaten Gefängnis verurteilt. Ein badischer Oberst, der gegen die Freischärler kämpfte, wurde in Calw verhaftet und wäre beinahe erschossen worden. Zur Strafe dafür bekam Calw mehrere Wochen lang Einquartierung eines Infanteriebataillons.

Die Einigung Deutschlands war zwar mißlungen, aber das Volk errang mehr Rechte, als es bisher besaß, vor allem Pressfreiheit, Schwurgerichte und die schon 1817 begonnene Zehntablösung. Der Blutzehnten und der Heuzehnten wurden schon 1817 und 1821 für ablösbar erklärt, d. h. wer die Naturalien nicht mehr entrichten wollte, konnte eine Geldsumme dafür bezahlen. Die Ablösungssumme der übrigen Zehnten im Jahre 1849 wurden für das Oberamt Calw auf 331 360 Gulden berechnet. Auch die Mühlbannrechte in Calw und Liebenzell wurden abgelöst, und die Bauern waren nicht mehr verpflichtet, nur in einer bestimmten Mühle zu mahlen. An die Liebenzeller Bannmühlen waren sechs Ortschaften gebannt; diese

und zwei Calwer Bannmühlen erhielten dafür 7113 Gulden. Im Jahr 1848 wurden in allen Gemeinden große Trommeln angeschafft, die da und dort, z. B. in Zavelstein, noch zu sehen sind.

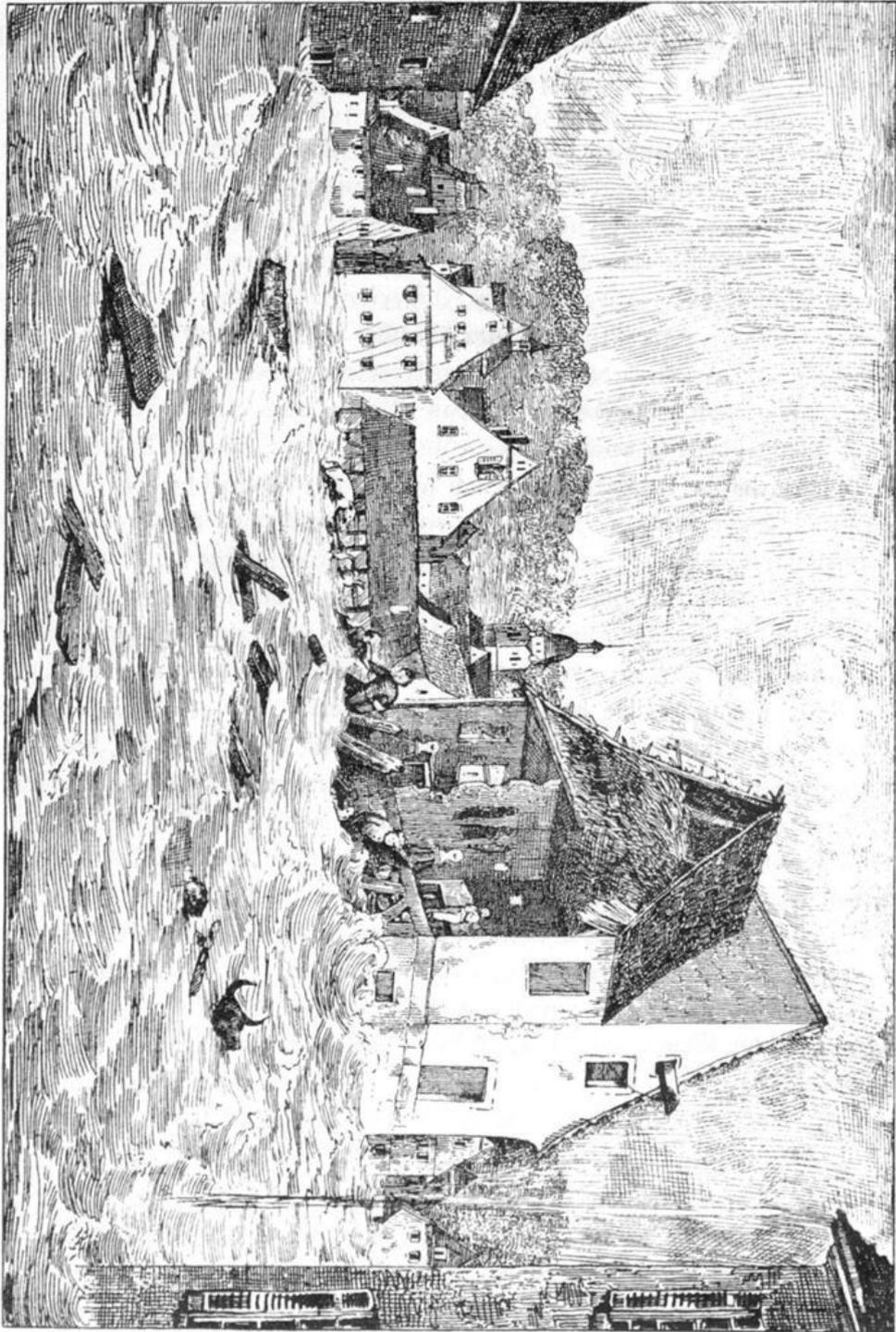
31. Die verheerende Ueberschwemmung des Nagoldtales am 1. August 1851.

Nicht immer fließt die Nagold ruhig in ihrem Bett dahin. Ihr liebliches Rauschen und Murmeln verwandelt sich gar manchmal in donnerndes Brausen und Tosen, wenn sie als verheerender Strom über die Ufer tritt und Leben und Eigentum der Talbewohner bedroht. So wird uns vom Jahr 1613 berichtet, die ausgetretene Nagold habe in Calw gegen 20 Personen „jämmerlich weggenommen und ersäuft“. 1633 stieg der Fluß bis zum Kirchhof und riß mehrere Leichen mit. Großen Schaden verursachten die furchtbaren Ueberschwemmungen von 1799 (mit einem Eisgang verbunden) und 1824, wo das Wasser nach einem 36stündigen Regen gegen 4 Meter über den gewöhnlichen Stand stieg, eine Anzahl Brücken wegriß und 132 Privatgebäude beschädigte. Noch größer und folgenschwerer war die Ueberschwemmung am 1. August 1851. Auf ein heftiges Gewitter folgte ein 12stündiger wolkenbruchartiger Regen, so daß die Höhe der Niederschläge 82,7 mm betrug. Um sich ein Bild von dieser ungeheuren Regenmenge zu machen, vergegenwärtige man sich, daß der Jahresdurchschnitt von 50 Jahren in Calw (Regen- und Schneewasser zusammen) 763 mm beträgt (in Neuhengstett etwas weniger, in Nidthalben 200–300 mm mehr): so hoch würde alles Wasser, das als Regen oder Schnee das ganze Jahr hindurch auf die Erde gefallen ist, den Erdboden bedecken, wenn nichts ablaufen würde. Demnach wurde an jenem einen Tage die durchschnittliche Niederschlagshöhe eines Monats mit 63 mm noch um 19,3 mm übertroffen. Die Nagold wälzte an diesem Tage eine Wassermenge durch das Tal, die 300mal so groß war als zur Zeit ihres niedersten Standes in dem trockenen Sommer 1893. Auf der östlichen Seite der Stadt wütete der sonst unbedeutende Ziegelbach, der eine Menge Steine verheerend in die Stadt herabführte. Auf der westlichen Seite drohte der Schießbach, der gewöhnlich nur zur Zeit der Schneeschmelze oder bei besonders starken Gewittern Wasser führt, die Häuser der Metzgergasse, unter denen er seinen Lauf hat, aus den Angeln zu heben, und nur durch Ableitung eines Teils der Wassermasse nach der Salzgasse gelang es, größere Gefahr abzuwenden.

Die Nagold stieg von Minute zu Minute in angsterregender Weise. Stege, Brückenteile, Floßschleusen, Holz, Hausrat aller Art, getötete und lebendige Haustiere trieb der Strom vor sich her. Ein Floß von mehr als 3000 Stämmen hatte sich vor der äußeren Brücke gelagert und bedrohte diese. Dadurch wurden die Badewiesen bedeckt, Bäume niedergedrückt, die Gärten in eine Wüste verwandelt und Gebäude erschüttert. Die Bischoff- und die Stuttgarter Straße wurden von der übrigen Stadt getrennt. Die von Todesangst gequälten Bewohner wurden von der Feuerwehr gerettet; doch konnten manche ihre Häuser nicht mehr verlassen und mußten jeden Augenblick gewärtig sein, von den tobenden Fluten verschlungen zu

werden. Das Haus des Fuhrmanns Georg Knapper in der Bischoffstraße stürzte, nachdem die Wellen das Hofstor eingedrückt hatten, in sich zusammen; der alte Knapper, seine Frau, sein Schwiegersohn, Fuhrmann Kometsch, dessen zwei Kinder

Die Hochflut in Calw im Jahr 1851.



Nach einer gleichzeitigen Lithographie von Belmer.

und zwei Dienstboten sowie eine Tochter seines Nachbarn, dessen Haus ebenfalls halb abgerissen wurde, kamen in den Fluten jämmerlich ums Leben. Am 12. August ertrank ein mit Einsetzen der weggerissenen Floßschleusen beschäftigter Zimmer-

mann von Deckenpfronn, der Vater von elf Kindern war, so daß also die Überschwemmung zehn Opfer forderte. Die neue Brücke am Menderle sowie der größte Teil des Weinstegs wurden weggerissen. Der Schaden, soweit er nicht den Staat anging, betrug für die Gemeinde 55 000, für das Amt 112 500 Gulden. Dafür mußten die Bezirksorte aufkommen, mit Ausnahme von Deckenpfronn, das wegen Hagelschlag befreit wurde. Zwei Minister erschienen an der Unglücksstelle und ordneten die nötigen Maßnahmen zur Linderung des Elends an. Die Überschwemmung trug den Keim eines neuen Unglücks in sich: sie erzeugte die gefürchtete Typhuskrankheit, welche bis zum Januar 1852 währte. Von 678 erkrankten Personen starben 43. Mit der Überschwemmung hing eine Naturmerkwürdigkeit zusammen: im nächsten Frühjahr blühten die Herbstzeitlosen. Auch in den Bezirksorten richteten die Regengüsse mehr oder weniger Schaden an, so wurde in Feinach ein Haus, in Liebenzell drei Brücken weggerissen.

32. Der Krieg 1870/71.

Seit Napoleons I. Stern erloschen war, hatte Deutschland Ruhe vor seinen übermütigen Nachbarn, die 15mal ungebetene Gäste in unserem Bezirk gewesen waren. Napoleon III. wollte das Kriegsglück seines großen Verwandten im Jahr 1870 wieder versuchen. Aber Deutschland, besonders Preußen, war in dieser Zeit erstarkt, und die Franzosen fanden die Deutschen geeinigter, als sie wähten. Am Samstag den 16. Juli vormittags kam der Befehl in die einzelnen Ortschaften, daß die zu den Erntegeschäften beurlaubten Soldaten sogleich einzurücken hätten; es gäbe Krieg. Am Sonntag wurde die erste Kriegsbesetzung gehalten, und in gemeinsamem Gebet wurde Gott angefleht, der gerechten Sache zum Siege zu verhelfen. Die Kriegserklärung kam am 19. Juli; am selben Tage wurden die Pferdementen nach Calw bestellt. Die Ersatzmänner und die Reservisten mußten am 20. einrücken. Der Abschied war schmerzlich; doch ließ die Frau ihren Gatten, die Braut ihren Verlobten, die Mutter ihren Sohn mit Freuden in den Kampf fürs Vaterland ziehen. Eine Abschiedsbesetzung schloß die Gemeindeglieder zum letztenmal zusammen und erweckte in den betrübten Seelen Trost und freudige Hoffnung. Das Oberamt Calw stellte gegen 500 Krieger; 45 waren aus Calw selbst, 13 aus Deckenpfronn, 14 von Altbulach, 13 von Liebelsberg, 5 von Röttenbach usw.

Am 24. Juli kamen eine Menge Störche in unsere Gegend, hauptsächlich nach Althengstett. Sie übernachteten auf der Kirche und anderen höheren Gebäuden und zogen am nächsten Morgen wieder ab. Wahrscheinlich waren sie wegen der Unruhe aus der Pfalz und aus Rheinpreußen ausgewandert.

Die Zurückgebliebenen waren auch nicht müßig. Sie wollten in ihrem Teil auch etwas zum Gelingen der Sache beitragen. In Calw und anderen Orten bildete sich eine Bürgerwache zur Aufrechterhaltung der Ordnung, die ja in Kriegzeiten oft locker zu werden droht. Ein Sanitätsverein trat unter der Leitung von Ärzten zusammen, ebenso ein Bezirkswohltätigkeitsverein, gegründet von Geistlichen, Beamten und Kaufleuten. In den einzelnen Ortschaften waren Lokalvereine. Diese beiden Veranstaltungen haben in gemeinschaftlicher Arbeit sehr viel Gutes

gewirkt. Sie hatten den Zweck, die Entbehrungen der Soldaten zu lindern durch Beiträge an Geld, Kleidungsstücken usw. An Weihnachten übersandten die Gemeinden ihren im Felde stehenden Kämpfern kleine Geschenke. Ferner wollten die Vereine für die verwundeten und franken Krieger Verpflegungsmittel beschaffen. Eine Menge Verbandstoffe, besonders Charpiebaumwolle, wurden der Kriegseleitung unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Am Schluß des Jahres waren dem Bezirkswohltätigkeitsverein in Calw aus freiwilligen Beiträgen ungefähr 3500 Gulden zugeslossen. Von Zeit zu Zeit wurden Kollekten veranstaltet.

Die Leute waren von den Erntegeschäften weg ins Heer gerufen worden. Bald machte sich der Mangel an Arbeitskräften bemerkbar. Weil aber viele Fabriken geschlossen wurden, so war es ein leichtes, neue Feldarbeiter zu bekommen. Auf diese Weise wurden beide Teile befriedigt, die Arbeitslosen und die mit Arbeit überhäuften Landleute.

Bald erfuhr man die ersten Siegesnachrichten, die vom Oberamt bestätigt wurden. Ungeheurer Siegesjubel brach los, da die großen Erfolge die höchsten Erwartungen übertrafen. Die Schlacht bei Wörth forderte auch ein Opfer aus unserem Bezirk (von Altburg).

Als sich der Krieg mehr ins Feindesland hineinzog, mußten die Bedürfnisse an Lebensmitteln, Munition und Kleidungsstücken den Truppen nachgeführt werden. Dazu reichte der Wagenpark des Trains nicht aus, und jedes Oberamt mußte eine bestimmte Anzahl Wagen stellen. 70 Wagen aus dem Calwer Bezirk verließen am 11. August ihre Heimat; sie kehrten nach 6–8 Wochen wieder zurück und klagten über außerordentlich mangelhafte Verpflegung. Das Amt mußte die Entschädigung, 20 000 Gulden, aufbringen, die dann nach dem Friedensschluß vom Ministerium zurückerstattet wurden.

Bei der Einnahme der kleinen Festung Lichtenberg waren verschiedene Bezirksangehörige beteiligt. Der frühere Schultheiß Rothfuß von Dennjacht und Johann Pfeifer von Althengstett zählten mit ihrem Oberleutnant die Gefangenen; es waren 217. Auch acht Geschütze waren dabei erbeutet worden, die später noch auf dem Schloßplatz in Stuttgart zu sehen waren.

Am 3. September, einem Samstag, erfuhr man den großen Sieg bei Sedan. Abends kam ein Expresbote vom Dekanatamt in alle Pfarrorte mit der Nachricht, daß von Stuttgart telegraphisch eine Dankespredigt für den Sonntag angeordnet worden sei. Wer hätte das gedacht? Der Kaiser mitsamt seinem Heer ein Gefangener der Deutschen! Der unermessliche Jubel läßt sich nicht beschreiben. Sämtliche Glocken wurden geläutet, und Freude und Stolz erfüllte das Herz jedes Deutschen beim Siegesklang der metallenen Zungen. Auf allen Straßen hörte man „Die Wacht am Rhein“ erschallen; Calw hatte Flaggenhimmel angelegt. Abends wurde die ganze Stadt festlich beleuchtet. In mehreren Orten wurde ein Freudenfeuer abgebrannt, und beim lodernnden Flammenschein hielt der Geistliche eine vaterländische Rede, die vom Gesang der Gemeindeglieder begleitet war.

Als die Übergabe von Straßburg bekannt wurde, reisten viele Leute aus unserer Gegend dorthin, um die Greuel der Verwüstung einer beschossenen Stadt

zu sehen. Auf dem Rückweg mußte man in der Nähe der Schiffsbrücke bei Kehl durch einen langen, mit Chlor geräucherten Gang gehen. Dies geschah, um die Verschleppung der Minderpest zu verhüten, die damals im Elsaß wütete.

Aus der Zeit der Belagerung von Paris stammt folgender Soldatenbrief:

„Moisy le Grand, den 6. November 1870. Das Paket vom wohlloblichen Sanitätsverein mit einem Flanellhemd, ein Paar Unterhosen, ein Paar Socken und 25 Cigarren habe ich auf der Feldwache in Brie sur Marne erhalten, wofür ich herzlich danke, da man solche Artikel zur jetzigen Zeit wohl brauchen kann, weil die Nächte kühl sind und oft anhaltendes Regenwetter ist. Das Vaterland weiß seine Soldaten im Feld zu ehren, die Soldaten tun ihre Schuldigkeit auch fürs deutsche Vaterland. Bei Wind und Wetter werden sie nicht verzagen, die Pariser werden ihnen die Zeit nicht zu lang machen. Trotz Mitrailleurseisen und Granaten muß Paris unser sein, und Deutschland soll leben, größer und stärker denn jemals. Nochmals herzlichen Dank, auf Wiedersehen hier oder dort! Soldat Holzinger aus Teinach.“

An dem fürchterlichen Klingen um Champigny waren auch Calwer beteiligt; die Verlustliste berichtet von 18 Toten und 39 Verwundeten aus unserem Bezirk, darunter war auch der tapfere Holzinger. Tambour Kurah aus Calw hat sich dabei besonders rühmlich ausgezeichnet. Ein Landsmann schreibt darüber: „Tambour Kurah erhielt ein eisernes Kreuz. Er ist im Gefecht vom 2. Dezember mit seiner Kompagnie vormarschiert; einem Soldaten, der sehr Angst hatte, übergab er seine Trommel und nahm dessen Gewehr. Ehe er sich aber dessen versah, war seine Kompagnie links marschiert, und dazwischen drangen schon die Franzosen durch, er aber war gleich besonnen und ging mit unserem Jägerbataillon vor, denn zurück konnte er nicht mehr. Er hatte von dem Soldaten bloß vier Patronen bekommen; als er die verschossen hatte, machte er mit den Jägern einen Bajonettangriff, der ihn aber ganz leicht das Leben hätte kosten können; denn es waren ihrer sechs Mann gegen 24 Franzosen.“ Eisene Kreuze erhielten noch: Gottlieb Gackheimer, Theodor Pfeiffer, Regimentsarzt Dr. Epring von Calw, J. M. Graze von Möttlingen, Hauptmann v. Acker-Calw. Mit der Militärverdienstmedaille wurden ausgezeichnet: Georg A. Koller von Stammheim, Joh. Ullr. Paulus von Deckenpfronn, Ferd. Gehring von Gehringen, Christian Daucher von Möttlingen, Eduard Maier von Hirsau, Karl Andr. Ruof von Teinach. Nach dem Fall von Paris mußte Frankreich endlich Frieden schließen. Im ganzen Reich und auch im Calwer Oberamt wurden Friedensfeiern veranstaltet, die der überschwenglichen Freude Ausdruck gaben. Fast überall wurden Friedenslinden gesetzt, um auch noch späteren Geschlechtern ein lebendiges Andenken an die große Zeit zu bewahren.

Am 23. Juni 1871 erhielten Calw und die Umgegend Einquartierung von den aus dem Kriege zurückkehrenden Truppen. Um die ruhmreichen Verteidiger des Vaterlandes würdig zu empfangen, wurden die Häuser mit Tannen und Guirlanden geschmückt. Bei der am Eingange der Stadt errichteten Ehrenpforte hatten sich die bürgerlichen Kollegien aufgestellt; auf beiden Seiten der Straße drängte sich eine ungeheure Menschenmenge. Endlich — es war schon Mittag — rückte ein Bataillon mit klingendem Spiel, unter Völlerschüssen und Glockenläuten in

die Stadt ein, freudig begrüßt von der begeisterten Volksmenge. Am nächsten Tag zogen die Truppenteile (1900 Mann) weiter nach Leonberg. In Stammheim und anderen Orten wurde zu Ehren der heimgekehrten Gemeindefinder ein Festessen veranstaltet, auch wurde jedem Soldaten ein Goldstück gegeben. In Calw verzichteten fünf Sechstel der Einwohner großmütig auf die Quartiergelder zugunsten des württembergischen Invalidenfonds und der einheimischen Kriegsteilnehmer, die dazu beigetragen hatten, den Frieden zu erringen und wieder ruhige, sichere Zustände herbeizuführen. Die Namen der Krieger wurden auf Gedenktafeln verewigt.

33. Die Landwirtschaft des Bezirks Calw in alter und neuer Zeit.

I. Anbauflächen.

Das Oberamt Calw umfaßt eine Fläche von 32 000 Hektar. Der landwirtschaftlichen Nutzung dienen 12 400 Hektar, etwa 38 v. H. Die größte angebaute Fläche hat Stammheim (1000 Hektar), die kleinste Ernstmühl (9 Hektar). Die Markungen der Gäuorte bestehen meist zu zwei Dritteln aus Äckern und Wiesen, die des Calwer Waldes zu zwei Dritteln aus Wald. Ursprünglich wurden nur die fruchtbareren Böden des mittleren Muschelkalks angebaut. Die zunehmende Bevölkerung war später genötigt, auch die besseren Stücke des oberen Muschelkalks (Egarten oder Agezen) in Kultur zu nehmen, um ihnen noch etwas Roggen, Esper, Linsen und Kartoffeln abzugewinnen. Im Laufe der Zeit wurden sogar die Allmanden, die ursprünglich zur Weide dienten, für den ärmeren Teil der Bevölkerung nutzbar gemacht oder gleichmäßig an die Bürger vergabt, teilweise auch verkauft, so z. B. in Dachtel im Jahr 1797 zur Aufbringung der französischen Kriegskostenentschädigung. Das Fleckenbuch von Möttlingen meldet vom Jahr 1625: „Es ist der Gemeind Meinung, diejenigen, so ein Hanfland, Krautgart oder ein halber Morgen Acker in einer Zwelg mangelt, Nacht haben sollen, eins umzubrechen, aber nicht weiter, oder es soll ihnen verwüstet werden.“ 1757 wurden der Gemeinde Unterhaugstett 56 Morgen Wald zum Fruchtbau eingeräumt. Dafür sollen die neuen Besitzer der Kellerei Liebenzell „von allem, was der Halm trägt“, 2 Simri Landachtfrucht geben.

Vor dem dreißigjährigen Krieg war die Ackerfläche teilweise größer als jetzt, wenigstens in den Gäuorten. In manchen Wäldern sehen wir heute noch Steinriegel, die auf früheren Ackerbau hinweisen. Auf dem Calwer Wald liegen die Acker meist im Gebiet des oberen Buntsandsteins; der wenig fruchtbare mittlere Buntsandstein bleibt dem Wald überlassen. Die Täler dienten früher fast ausschließlich dem Wiesenbau. Im Feinach- und Nagoldtal treffen wir an den Hängen auch Acker an, die vorzugsweise dem Kartoffelbau dienen und nur mit der Haue bearbeitet werden können. Seit der Einführung des Kunstdüngers wurden auch auf den Höhen Wiesen angelegt und dafür vielfach die abgelegenen „Wässerwiesen“ im schattigen Tal aufgegeben und mit Tannen oder Fichten bestockt. In früheren

Jahrhunderten, als die Bevölkerung noch dünn war, wurden aus Mangel an Dung nur die in der Nähe des Orts liegenden Markungsteile angebaut, die entfernteren dienten als Weideland. Während früher fast sämtliche Bewohner des Bezirks mit Ausnahme der Bevölkerung des Nagoldtals von der Landwirtschaft lebten, waren es 1910 nur noch 52 v. H.

II. Erzeugnisse.

Auf der Gäuseite wird die Hauptfrucht der Alamannen, der blaue Dinkel, heute noch mit Vorliebe angebaut. Andere Getreidearten des Gäus sind Haber, Weizen, Gerste und Einkorn, letzteres jedoch nur auf den Böden des oberen



Fachwerkhäus mit Erker in Stammheim.

Muschelkalks, den sogenannten „Kump-
lern“. Früher wurde der Überschuss an
Getreide in Calw, einem der Hauptfrucht-
märkte des Landes, abgesetzt. Mit dem
steigenden Verkehr und der Zunahme der
Viehzucht verlor dieser Markt seine Be-
deutung; in den letzten Jahren hat er fast
ganz aufgehört. Nächst dem Erlös aus
dem Viehstand bildet gegenwärtig der Ha-
ber die größte Einnahmequelle der Gäu-
bauern. In kleinerem Maßstabe werden
noch Linsen und Mohn gebaut. So-
lange die Calwer Zeughandlungskompa-
nie blühte, wurden auch Farbpflanzen und
Weberkarden gezogen. Mit dem Anbau
von Kartoffeln wurde erst begonnen, nach-
dem andere Bezirke längst vorangegangen
waren. Etwa um 1760 wurden die ersten
Versuche in Bulach, Stammheim und
Liebenzell gemacht, jedoch nicht zuerst

von den Bauern, sondern von den oft mit Hungersnot kämpfenden Zeugmacher-
knappen. Um den Kartoffelbau zu fördern und um die ärmere Bevölkerung zu
unterstützen, ließ die Gemeinde Althengstett 1790 ein Stück Wald roden und zu
Kartoffelallmandstücken anlegen. In den letzten 50 Jahren hat sich die Anbau-
fläche der Kartoffel gerade verdoppelt. Auch der Kleebau wurde etwas später als
in anderen Landesteilen eingeführt, weil die Bewohner des Calwer Waldes hart-
näckig an ihren alten Weidgerechtigkeiten festhielten. Seit der Mitte des vorigen
Jahrhunderts wird in den tiefgründigen Böden des mittleren Muschelkalks an
windgeschützten Plätzen der Hopfen kultiviert. Der Hopfenbau hat sich von Weil-
derstadt aus in den Jahren 1850–60 in den Gemeinden Ostelsheim, Gechingen,
Althengstett, Dachtel und Deckenpfronn, in kleinerem Maßstabe auch in Möttlin-
gen und Simmozheim verbreitet. Die Hopfenkultur ist eine unsichere Erwerbs-
quelle; denn in manchen Jahren schlägt die Ernte infolge nasskalter Witterung voll-
ständig fehl, oder die Hopfenpreise sind so gering, daß kaum die Kosten des Anbaus

gedeckt werden. Doch kommen dazwischen überaus lohnende Jahre. Die Preise schwanken ungemein: im Jahr 1909 wurden nur 15 Mark für den Zentner bezahlt, im Jahr 1911 aber 300 Mark, ein Preis, der seit 1882 nimmer erreicht wurde. Doch sind noch höhere Preise bekannt: im Jahr 1866 wurden 400 Gulden bezahlt. Mit Bezug auf die Unzuverlässigkeit des Hopfens sagt der Volksmund: „Der Hopf ist ein Tropf!“ Auf der Waldseite spielt der Getreidebau eine untergeordnete Rolle; der Ertrag reicht kaum für den eigenen Bedarf. In der Hauptsache wird nur Roggen und Haber gebaut, selten Dinkel und noch seltener Weizen; früher kam auch Buchweizen vor.

Eine große Rolle spielte bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Flachs. Er war durch seine Güte in ganz Deutschland berühmt, da er sich durch



Flachsbrecherinnen auf dem Calwer Walb.

seine glänzende Silberfarbe, Feinheit und Zähigkeit auszeichnete: „Auf unsern Bergen droben gedeiht ein Flachs so lind, so weiß wie nie kein Silber lichterem Glanz gewinnt,“ beginnt ein Lied „Vom Wald und seinem Flachs“ aus dem Jahr 1792. Der Flachsbau war eine Haupteinnahmequelle für die Waldbauern, aus der meist die Dienbotenlöhne und die Ausgaben für die Kleidung bestritten wurden. Viele Hofbauern hatten eigene Webstühle, an denen sie im Winter ihre Knechte beschäftigten, oder besorgten dies die Weber, die ums Jahr 1800 etwa 40 Kreuzer Taglohn erhielten. Im Jahr 1838 wurde der Schultheiß von Oberkollbach von der Regierung nach Belgien geschickt, um die dortige vorbildliche Flachskultur besonders das Kösten in Wassergruben an Stelle des Tauröstrverfahrens zu studieren. Das belgische Verfahren bürgerte sich aber trotz der hierfür ausgelegten Preise nicht ein, und heute noch wird der Flachs im Tau geröstet. Bei der Jubelfeier des Königs Wilhelm I. im Jahr 1841 war dem landwirtschaftlichen Verein die Aufgabe zugefallen, den Flachsbau durch eine Gruppe im Festzug dar-

zustellen. 6 Paare in Volkstracht trugen den Flachs vom rohen bis zum fertigen Produkt nebst Hechel, Schwingstock und Flachsbreche. Etwa vom Jahr 1830 an begann ein Rückgang im Flachsbaue, vor dem Weltkrieg wurde auf der Gäuseite fast gar kein Flachs mehr angebaut, auf der Waldseite kaum für den eigenen Gebrauch. Das Bild S. 185 zeigt die Darstellung des Flachsbaus (Gruppe des Jubiläumsfestzugs 1841).

Die Amtsversammlung des Bezirks Calw bemühte sich vergebens, das Zurückgehen des Anbaus durch „Maßregeln zur Veredlung des Flachsbaus“ aufzuhalten. Im Jahr 1838 wurde ein Sachverständiger zum Studium der Flachsbehandlung nach Belgien geschickt, auch wurden Preise ausgesetzt. Trotzdem gingen die Märkte immer mehr zurück, und die Preise fanden nicht einmal Bewerber. Anstelle des Flachses trat der Neys, dessen Anbau aber auch fast ganz aufgehört hat. Auch der Tabakbau kam nicht über die ersten Versuche hinaus. Schon von alters her wird auf dem Calwer Wald viel Kraut gepflanzt. Es ist eine dem Filderkraut ähnliche Sorte von Spitzkraut, gezogen aus einheimischen „Kabisamen“ (Kappes, das Kohlhaupt, aus dem lateinischen caput, das Haupt). Früher war das Kraut eine wichtige Nahrungspflanze, 3mal in der Woche aß der Schwarzwälder sein geliebtes Sauerkraut, und oft half es die Hungersnot lindern. Die misrathenen Pflanzen, Schiedlinge genannt, die nicht fest werden, dienen als Viehfutter. Schon früher und auch heute noch wird auch Kraut für den Handel gebaut.

Der Obstbau scheint im Bezirk Calw bis zur Zeit Herzog Karls nicht besonders gepflegt worden zu sein. Auch in den Berichten über die wirtschaftlichen Verhältnisse des Klosters Hirsau ist wenig von ihm die Rede. Den Mönchen scheint eben der Wein besser gemundet zu haben als der Most. Dem Herzog Karl lag die Verbesserung des Obstbaus sehr am Herzen; unter ihm wurde eine Bezirksbaumschule gegründet, die 1817 wieder aufgegeben wurde, „da die Chausseen im ganzen Oberamt mit guten Bäumen besetzt“ waren. Die Amtsstadt selbst tat viel für den Obstbau. Jeder Calwer Bürger, der heiratete, mußte auf dem Brühl zwei Obstbäume setzen. Orte, die in günstigen Jahren mehr Obst erzeugen, als sie für den eigenen Bedarf benötigen, sind Simmozheim, Ostelsheim, Altbulach, Schmieh und Röttenbach. Als ergiebige Spezialsorte sei für das Gäu der Borsdorfer Apfel angeführt, der sehr spät zeitigt und deshalb auf der Waldseite nicht mehr vorkommt; hier sind vor allem die Goldparmänen von Bedeutung. Die Gaisshirtlesbirne, die Schweizerwasserbirne und die Wadelbirne kommen im ganzen Oberamt vor. Sehr schwach sind im Gäu die Kirschen vertreten; dafür liefern hier Zwetschgen, die auf dem Wald nur in Alt- und Neubulach, Liebelsberg und Oberhaugstett zahlreicher vorkommen, reiche Erträge. Auf dem Wald sieht man viele wilden Kirschbäume in den Eichenhecken zwischen den Hofgütern; sie liefern den geschätzten Kirschegeist. In einigen Orten des Bezirks wurde früher, besonders vor dem Dreißigjährigen Krieg, auch Wein gebaut, so in Ostelsheim in den Weingärten, in Simmozheim am Möttlinger Pfad, in Stammheim am Galgenberg. Bis zum Jahr 1890 haben sich einzelne Weinberge in Stammheim und Simmozheim als Überreste des einstigen Weinbaus erhalten. Auch in Neubulach (südlich vom Judenkirchhof) und in Hornberg waren früher Weinberge.

III. Wirtschaftsfolge.

Im großen Ganzen hat sich im Gäu dieselbe Art der Bewirtschaftung erhalten, wie sie schon bei den Alamannen üblich war, nämlich die Dreifelderwirtschaft. Das Ackerfeld unterlag dem Flurzwang: in derselben Ackerflur oder Zelg mußte von allen Besitzern dieselbe Frucht gebaut werden. Seit 150 Jahren wird die Brache mit Kartoffeln, Klee, Angersen, Weißrüben und dergl. eingebaut. Doch bleiben einzelne Acker nach einer Reihe von Jahren frei vom Anbau, werden aber gedüngt und gestürzt; man nennt dies „über Sommer bauen“. Mit der Feldbereinigung wird der Flurzwang gebrochen und eine freiere Art der Bewirtschaftung ermöglicht. Auf dem Walde ist die Wirtschaftsfolge eine willkürliche. Sie wird oft auch Koppelwirtschaft oder Feldgraswirtschaft genannt, weil die Acker eine Zeitlang als Grasländer benützt werden, nachdem einige Jahre Getreide oder Hackfrüchte angebaut worden sind. Während früher die Natur für die Verasung sorgte, werden jetzt die Acker mit Klee- und Grassamen angesät, eine Verbesserung, um die sich der Ökonomierat Horlacher (gest. 1890) besonders verdient gemacht hat.

Da es in früheren Jahren keinen Kunstdünger gab und der Dung infolge der Weidegänge verloren ging, konnten nur die besten Acker in der Nähe des Orts regelmäßig angebaut werden; man nannte sie Mähfelder. Die entfernteren Teile der Markung wurden nach einer 6 – 20jähr. Weidezeit gebrannt und solange angebaut, als die Dungkraft der Asche anhielt; man nannte sie Kohlacker. Alle Jahre wurde etwa ein Morgen von Besenginstern, Wachholdern, Heidekraut und jungen Waldbäumchen gesäubert, der Boden unter unbarmherzigem Plagen des Viehs aufgerissen und die zähe Schwarte zerteilt, an der Sonne getrocknet, mit Reis bedeckt und gebrannt. Das Ackerbrennen wurde meist im Mai und Juni vorgenommen. Die ewigen Rauchwolken „verdunkelten am schönsten Sommertag die Sonne und verhinderten die so nötige Taubildung.“ Nachdem die Kohlacker einige Jahre mit Getreide, Flachs oder Kraut angebaut worden waren, wurden sie wieder „den Pfiemen und der lieben Natur zur Verwilderung überlassen“ und dienten als Viehweide. Der Mangel an Futterkräutern, bald auch an Brennholz führte seit 1850 zu einer andern, einträglicheren Bewirtschaftung. Eichen- und Haselnußhecken trennten nicht nur die einzelnen Höfe voneinander, sondern schieden auch die Mähfelder von den Kohläckern. Sie dienten zur Einzäunung des Weideviehs, auch lieferten sie das zum Brennen nötige Reisig. Da die Schälrinde, die zur Lohbereitung verwendet wird, noch etwas Geld abwarf, haben sich die Hecken zur Freude des Naturfreundes bis heute noch erhalten. Sie dienen zur Belebung der Landschaft und gewähren den Vögeln schützenden Aufenthalt.

IV. Viehzucht.

Eine Haupteinnahmequelle der bäuerlichen Bevölkerung, besonders derjenigen der Waldseite, bildet die Viehzucht. Mit der Einführung der Stallfütterung, dem Aufhören der Koppelwirtschaft (dem regelmäßigen Anbau der Kohlacker) und neuerdings mit der Steigerung des Ertrags infolge der Verwendung des Kunst-

düngers hat sich der Viehbestand ganz bedeutend vergrößert. Nach dem Stand der letzten Zählung (1. Dez. 1925) sind in unserem Oberamt 1059 Pferde, 2 Esel, 12 266 Stück Rindvieh, 5860 Schweine, 1814 Schafe, 958 Ziegen, 44 345 Hühner, 1568 Enten, 2134 Gänse und gegen 2242 Bienenvölker vorhanden.

Bis zum Einbau der Kohläcker litt die Viehhaltung auf dem Wald unter dem ewigen Futtermangel. Außer den unerschwinglich teuren Wässerwiesen kamen als Futterspender noch in Betracht die mageren Grassfelder und vor allem der Wald. Die Weidgerechtigkeiten in Staats- und Gemeindewäldern schienen den Bauern sehr wertvoll; in Wirklichkeit verhinderten sie jeden Fortschritt im Ackerbau und in der Waldkultur; auch hatten sie eine Menge unliebsamer Folgen: der Dung ging verloren, der Wald litt not, das Holz reichte kaum für den eigenen Bedarf, den Gemeinden fehlte in manchen Jahren jeglicher Erlös aus dem Gemeindewald, und die Steuern waren deshalb umso härter und drückender. So meldet der Bürgermeister von Röttenbach, im Jahr 1771 sei kein Holz von der Gemeinde verkauft worden. Selbst Althengstett, das jetzt einen sehr schönen und ertragreichen Wald besitzt, klagt 1752: „Die Bürger können kaum die Hälfte des benötigten Brennholzes aus ihren Waldungen bekommen und müssen es von jenseits der Nagold mit großen Kosten nach Hause bringen lassen.“ Zu dem materiellen Schaden kamen noch die sittlichen Gefahren, denen die Hütebuben ausgesetzt waren: sie wurden zum Stehlen, Vogelstellen und zur Wilddieberei leicht verleitet. 1752 erließ der Vogt von Calw eine Verordnung gegen die Felddiebstähle und drohte „nach Gestalt der Sachen“ mit Lastergeige, Schandbühne, Gießfüßel oder gar mit dem „peinlichen Prozeß“. Schon im Winter, noch mehr im Frühjahr machte sich der Futtermangel bemerkbar, „daß mancher gleich nach dem Neujahr Heu mit Schulden kaufen oder, wenn er dies nicht konnte, Heiden holen und sieden mußte, um das Vieh nicht Hungers sterben zu lassen“. Auf der Gänseite hörte das Weiden im Walde von 1830 an nach und nach auf; dagegen behauptete sich diese alte Sitte, die immer mehr zur Unsitte geworden war, auf dem Calwer Wald noch gegen fünfzig Jahre.

Das Waldvieh war ein mittelmäßiger Schlag, der seit 1860 mit der Simentaler Rasse gekreuzt wurde und jetzt ganz aufgehört hat. Hauptabnehmer waren früher elsässische Juden, die Vieh nach Frankreich lieferten. Heutzutage werden Viehmärkte abgehalten in Calw, Deckenpfronn, Liebenzell, Neubulach, Neuweiler, Unterreichenbach, Zavelstein und Teinach.

Butter und Milch konnten früher nur in Calw abgesetzt werden; das meiste wurde deshalb selbst verbraucht. Die Schwarzwälder genossen Milch fast zu sämtlichen Mahlzeiten; selbst nach Sauerkraut und Speck ließ man den Milchhasen „ommergau“, d. h. von Person zu Person kreisen. Sicher verdankt der Schwarzwälder sein stämmiges, kernhaftes Wesen mit dem reichlichen Milchgenuß. Am 1. Oktober 1912 zählte man 37 Personen im Bezirk, die über 80 Jahre alt waren. Jetzt wird Milch und Butter auch nach Weilderstadt, Liebenzell, Teinach, Wildbad und Pforzheim geliefert. In Zwerenberg, Oberhaugstett, Gchingen und Ostelsheim bestehen Molkereigenossenschaften; die Ostelsheimer Molkerei errang auf der

Deutschen Landwirtschaftsausstellung in Cannstatt im Jahre 1894 den ersten und Siegespreis.

Die Pferdezucht ist nicht von Bedeutung; fast alle Pferde werden angekauft. In alter Zeit scheinen kleinere Schläge und Maultiere gehalten worden zu sein. Dies beweisen die vielen kleinen, meist platten Hufeisen, die hie und da, besonders in Simmozheim, Althengstett und Ostelsheim, ausgegraben werden. Zur Herbeischaffung des Getreides von den Zehntscheuern der Pflegehöfe des Klosters Hirsau dienten meist Maulesel. Die Müller bedienten sich zum Mehitransport der Esel; mit der Erbauung der Schwarzwaldsteigen verschwanden jedoch die Grautiere fast ganz. Zum Eselswettrennen am Jakobifest werden sie meist von Pforzheimer Gärtnern bezogen.

Die Schweine liefen früher gleich den Kindern auf der Weide (Äckerich) meist in Eichenwäldern, die früher noch zahlreicher waren als jetzt. Ihre Zahl hat sich in den letzten fünfzig Jahren mehr als verdoppelt. Am bedeutendsten ist die Schweinezucht in Deckenpfronn.

Die Schafzucht ist in stetem Abnehmen begriffen, „das Schaf muß der Kultur weichen“. Im Gäu spielte die Schafzucht früher eine große Rolle; auf dem Wald war sie von jeher von untergeordneter Bedeutung, da die Weide kaum für das Vieh reichte; doch haben viele Bauern einige Schafe, welche die Wolle zu Strumpfgarn und zu den gestrickten „wüllen Wämschtern“ (Wollkitteln) liefern. Die größte Schäferei besaß Calw; hier liefen gegen 1000 Stück Schafe auf der Weide. Auch die Klöster hatten große Schäfereien, um Wolle zur Bekleidung und Fleisch für die Verköstigung der Mönche zu gewinnen.

Es gab kaum eine Gegend in Württemberg, wo bis zum Weltkrieg weniger Ziegen gehalten wurden, als im Bezirk Calw; auf dem Calwer Wald war die Ziege ein seltenes Tier, dagegen wurden in Unterreichenbach sehr viele Ziegen gehalten. In Calw selbst allerdings scheint die Ziege auch schon früher eine größere Rolle gespielt zu haben, was wir aus der „Calwer Geißenordnung“ vom Jahr 1590 ersehen. Nur diejenigen bekamen Weidgerechtigkeit, „die nit so vermöglich und statthaft oder auch die Gelegenheit haben, aine eigene Kuh für sein Kindlein und Haus zu halten“. Denjenigen, welche die Ordnung übertraten, wird mit „Turm und Narrenhäusel“ gedroht oder sollen ihnen die „Geißen“ genommen werden.

Infolge des günstigen Absatzes in den Kurorten hat sich die Geflügelzucht sehr gehoben. In unserem Bezirk werden mehr Eier erzeugt als in vielen anderen Oberämtern.

Die Bienenzucht erfreut sich einer sorgfältigen Pflege. Der Calwer Bienenzüchterverein ist einer der größten im Lande. Viel Honig wird im Nagoldtal gewonnen, da hier der Bienenzucht die Vorteile der Gäu- und der Schwarzwaldlandschaft zustatten kommen.

V. Verordnungen unter Herzog Karl.

Herzog Karl erließ sehr viele Verordnungen und glaubte dadurch der Landwirtschaft aufzuhelfen. Einige von ihnen seien hier angeführt. 1740 drang er auf

„Abstellung des Gabelfuhrwesens“ und versuchte die Deichsel einzuführen. Führen mit einer Last von mehr als 50 bis 60 Zentnern waren verboten. Öfters wird als Maßregel gegen Hungersnot die Ausfuhr von Getreide und das Brennen desselben zu Branntwein verboten. 1750 ordnete er an, es dürfen nimmer so viele Ochsen gehalten werden. 1757 wurde den Späßen der Krieg erklärt und befohlen sie auszurotten, 1787 der „geschärfte Befehl“ erlassen, die Bäume von Raupen und Raupennestern mit aller Sorgfalt zu säubern. Verboten war, rotes Leder von den Juden zu kaufen und zum Weilderstätter Scharfrichter, einem Wunderdoktor, zu laufen. 1763 wird in Deckenpyronn das Einsäen der Äcker am Sonntag Abend untersagt.

VI. Hungerjahre.

Nicht nur in Kriegszeiten, auch in Jahren mit Mißwachs hatten unsere Vorfahren mit der Hungersnot zu kämpfen. Im Jahr 1699 wurde ein Beamter von der herzoglichen Regierung ins Nagoldtal geschickt, um die Lage der ärmeren Bevölkerung zu untersuchen. Er berichtete, ein Viertel der Bevölkerung sei in großer Not, in Liebenzell fast die Hälfte. Die Menschen seien entkräftet und teilweise erkrankt, so daß sie kaum die Almosen abholen könnten. Der Genuß des Schwindelhabers zerstöre ihre Gesundheit. Die Menschen müßten mit Gräsern und Kräutern, Wurzeln, Rüben und Obst ihr Leben fristen, manche Kinder seien schon gestorben. Die in den Fruchtkästen des Amts liegenden Vorratsfrüchte konnten nur der dringendsten Not abhelfen. Schon 1713 brach wieder eine Hungersnot aus. Die Mißernten der Jahre 1770 und 1771 begünstigten die Einführung der Kartoffel. Das Amt ließ in der Gegend von Köln und in der Pfalz Weizen aufkaufen; das Geld beschaffte die „löbliche Färber- und Handlungskompagnie“ in Calw; die Schultheißen verkauften die Frucht, alle 14 Tage wurde Frucht abgegeben.

Die nächste große Teuerung brachte das Jahr 1790. Das Amt nahm ein Kapital von 12 000 Gulden auf und ließ damit 819 Scheffel Frucht vom Leonberger und Herrenberger Amt herbeischaffen. Das Jahr 1790 war der Anfang einer langen Leidenszeit; der Hungersnot folgten eine große Viehseuche, die Napoleonischen Kriege und die Hungerjahre 1816–17. Zum Glück erhielt das Oberamt Calw von der französischen Kriegskostenentschädigung nach dem zweiten Pariser Frieden 54 000 Gulden als Entschädigung für die Verpflegung österreichischer Soldaten. Das Geld wurde teilweise zum Aufkauf von Weizen aus der Gegend von Köln verwendet; Fuhrleute aus dem Bezirk holten die Frucht in Heilbronn ab, wohin sie mit dem Schiff gebracht wurde. Zur Steuerung der Hungersnot wurde im alten Spital ob der Metzgergasse (jetzt Schießhaus genannt) in großen Kesseln Suppe gekocht, die mittags 12 Uhr und abends 6 Uhr an die bedürftigen Einwohner je nach der Kopfzahl der betreffenden Familie abgegeben wurde. Etwas Näheres über jene Unglücksjahre ist uns aus dem Bezirk nicht bekannt; doch ist in der Kirche zu Simmozheim noch eine Fahne aufbewahrt, welche bei der feierlichen Einholung des ersten Erntewagens im Jahr 1817 dem Zuge vorangetragen wurde. In Calw wurden die ersten drei Garbenwagen am 14. August 1817 festlich durch die gesamte Schuljugend eingeholt. Die letzten Hungerjahre

von 1845–51 waren hauptsächlich durch die Kartoffelkrankheit und die Überbevölkerung hervorgerufen worden. Im Jahr 1846 beschaffte die Regierung gegen 3500 Zentner amerikanisches Getreide für das Amt Calw; auch 1847 mußten über 2000 Zentner eingeführt werden. Doch wurde die Not gemildert durch einen übergroßen Obstsegen. In verschiedenen Orten wurden Suppenstationen eingerichtet. Besonders groß war die Not in Teinach, Oberkollbach, Liebenzell und Dennjächt. Verschiedene Ortsvorsteher klagten auf der Amtsversammlung, ihre Gemeinden seien der Verzweiflung nahe, denn bei einer Anzahl von Familien handle es sich ums Hungersterben. Den Gemeinden Teinach, Oberkollbach und Dennjächt wurden Notstandsdarlehen von der Amtsversammlung gewährt. In den Jahren 1849 bis 1854 herrschte große Armut, die viele Familien zur Auswanderung nach Amerika zwang. Manche Gemeinden bezahlten ihren Armen die Reisekosten (von Mannheim nach Amerika 60 Gulden).

Heutzutage schließen unsere modernen Verkehrsverhältnisse derartige Hungersnöte, wie sie unsere Vorfahren erdulden mußten, völlig aus. Frei sitzt der Bauer auf seiner Scholle; kein wildes Getier weidet ab, was er mühsam gepflanzt hat, kein feindliches Heer zerstampft sein Fluren. Er hat allen Grund, sich nicht nach der „guten alten Zeit“ zurückzusehnen, die in Wirklichkeit eine fast ununterbrochene Leidenszeit war.

34. Die Lasten der bäuerlichen Bevölkerung.

Nur ein kleiner Teil der Güter, welche die Bauern bewirtschafteten, war ihr Eigentum. Fast alles Land gehörte einem Grundherrschaft. Das Kloster Hirsau war Grundherr in den „Klosterorten“ Hirsau, Aigenbach, Ebersbühl, Ernstmühl, Oberkollbach, Oberreichenbach, Ottenbronn und Stammheim. Zum Kloster Herrenalb gehörten Althengstett und Simmozheim. Die übrigen Ortschaften hatten die württembergischen Fürsten zu Grundherren. Wenden gehörte früher auch zu Calw, Ostelsheim zu Böblingen. Nur in Möttlingen besaß die Reichsstadt Weilderstadt, in Gchingen die Kirche in Baden-Baden Besitzungen. Als Entgelt für den von der Herrschaft gewährten Schutz und als Entschädigung für die vom Grundherrschaft überlassenen Güter mußten die Lehensleute gar mancherlei Abgaben entrichten. Die Lehen waren meistens Erblehen, d. h. sie konnten nach dem Tode des Belehten an seine Nachkommen übergehen. Dabei mußten ebenfalls hohe Abgaben entrichtet werden. Diese Gebühr nannte man Hauptrecht oder „Fahl“ (Fahl). Ursprünglich war es beim Mann das beste „Haupt“, d. h. das beste Stück Vieh und die beste Waffe, bei der Frau das beste Kleid. Später wurde statt dessen eine Geldsumme erhoben, von 100 Pfund Heller ein Gulden (etwa 1,4 v. H. des vom Schultheißen und den Ortsrichtern geschätzten Vermögens). Wurden die Güter verkauft, so mußten Verkäufer und Käufer eine Gebühr bezahlen; erstere nannte man Weglösin, letztere Handlohn. Hatte der Grundherr nicht nur über die Güter, sondern auch über die damit Belehten zu verfügen, so waren diese leibeigen. Gewöhnlich, aber nicht immer war der Grundherr zugleich auch Leibeigener. Die Leibeigenen durften ohne Erlaubnis nicht heiraten und nicht auswandern, auch mußten sie in letzterem Fall

eine besondere Abgabe entrichten. Die leibeigenen Männer hatten jährlich zur Anerkennung der Leibeigenschaft den Leibgrofchen oder die Mannssteuer, die Frauen die Leibhenne zu liefern. Ursprünglich jedes Jahr, später alle 3 Jahre am Stephansfeiertag mußten die Männer den Leibgrofchen auf den Fronhof oder Sitz der Herrschaft (Oberamt oder Kellerei, jetzt Finanzamt) persönlich überbringen. Man nannte dies Wisat, Weifat oder Weifung. 1770 wurde die Weifung aufgehoben, denn die Kosten waren für den Leibherren größer als die Einnahmen, da die Erscheinenden ein „Weismahl“ bekamen. Die Bewohner des Calwer Amts waren von der Leibsteuer befreit, weil sie sich im Pfälzischen Krieg unter Herzog Ulrich mit Kriegsdiensten hervorgetan hatten. Dagegen mußten die Frauen die Leibhenne auf Martini bezahlen, nur die Kindbetterinnen waren davon befreit. Der Gerichtsherr, der übrigens auch meist der Grundherr war, hatte Anspruch auf eine alte Henne, die Rauchhenne, von jeder selbständigen Haushaltung, „darinnen Rauch gehalten wird.“ Da sie vom „Hühnervogt“ an der Fastnacht eingesammelt wurde, nannte man sie auch Fastnachtshenne.

Den Grundherren waren „ewig unablöbliche Gülden“ zu reichen, bestehend in Teilgebühren, Früchten, Eiern, Käse und Hühnern und Lebenssteuern. Beispielsweise mußte einer der 13 Lehensbauern von Röttenbach nach dem Lagerbuch von 1690 jährlich entrichten: 13 Gulden Lebenssteuer, 1 Scheffel 1 Simri 2½ Bierling Haber, 1 Fastnachtshenne, 6 junge Hühner und 6 Käse. Die Teilgebühren bestanden in der Abgabe eines Teils des Ertrags, vom Neuntel bis zum Drittel. Man redete demnach von dreiteiligen, vierteiligen Äckern usw. Die „feste Gült“ war eine jährlich gleichbleibende Leistung an Frucht, zu den Küchengefällen zählten Eier, Hühner, Gänse und Käse. Beispielsweise lieferte Sonnenhardt jährlich 117 Käse, 100 Eier und 89 Hühner. Die Gülden rührten her aus Schenkungen von Geld oder Getreide an ein Kloster, eine Kirche, an einen Altar, aus uneintreibbaren Geldstrafen, die auf Haus und Hof geschlagen wurden, oder war es eine Zinsgült für eine aufgenommene Schuld. Die Käufer der mit Gülden belasteten Güter mußten die Gülden übernehmen, ein solches Grundstück war dann dementsprechend billiger. Die Naturalien dienten zur Besoldung der Beamten oder den Bedürfnissen der Hofküche.

In Gechingen besaß das Kloster Herrenalb verschiedene Höfe, die aber durch Kauf und Vererbung in viele Häuser kamen und deren dazu gehörige Güter auf der ganzen Markung zerstreut lagen. Einer der Teilhaber wurde als Lehensinhaber bezeichnet und hatte von den andern die Gülden einzuziehen und ans Klosteroberamt Mercklingen zu liefern. So hat ein Hans Jörg Böttinger von einem Lehenshof, zu dem 7 Morgen Wiesen und 49 Morgen Acker gehörten, 4 Gulden Lebenssteuer, 7 Scheffel 6 Simri 2 Viertel Roggen, 20 Scheffel 6 Simri 3½ Viertel Dinkel und auf Ostern 100 Eier zu liefern. Auch die Lehensleute Hirsaus mußten Naturalien zur Beköstigung der Mönche liefern.

Dazu kamen noch andere drückende Lasten, vor allem die Jagdfronen, Güterbaufronen, Vorspanndienste bei den Reisen der Herzöge nach Teinach oder den Jagdschlössern. Calw mußte Brennholz ins Schloß führen und 2 Wächter stellen, bis es 1604 zur Ruine wurde. Die vorderen Flecken des Zavelsteiner Amts mußten

unentgeltlich die Zavelsteiner Schloßgüter bebauen (doch bekamen sie das Saatgut und eine „Akung“, ein Vesper), die hinteren Flecken mußten Brennholz führen. Nachdem das Schloß zerstört und die Güter verkauft waren, traten Geldgebühren an Stelle der alten Verpflichtungen. Die meisten Bauern waren an eine bestimmte Mühle „gebannt“, d. h. sie mußten in der Bannmühle mahlen und konnten die Mühle nicht beliebig wählen. Meist waren es einzelne Ortschaften, die einer Bannmühle zugeteilt waren.

Ledige Leute, die sich außerhalb des Amtes verheirateten oder von einem fremden Amt kamen, mußten eine „Salzscheibe“ entrichten. Wer als Bürger aufgenommen werden wollte, mußte dem Flecken Bürgergeld bezahlen (ein Bürgersohn gewöhnlich 3, ein Fremder 8, ein Weib 3, ein Kind 1 Gulden), Frucht zum Gemeindevorrat liefern (der Mann 1 Scheffel, die Frau 4 Simri Dinkel), einen neuen ledernen Feuereimer sowie Ober- und Untergewehr anschaffen, 2 fruchtbare Bäume an die Straße oder auf die Almand setzen (oder 30 Kreuzer Ersatz) und einen Bürgertrunk bezahlen (Essen und Trinken für Schultheiß, Richter und Ratsverwandte).

Für das Waisenhaus in Stuttgart hatte jede Gemeinde pro 100 Einwohner 1½ Scheffel Getreide zu liefern. Die Ortschaften unseres Bezirks entrichteten statt dessen wegen der weiten Entfernung eine Geldsumme. Fruchtverkäufer hatten in Calw Kornzoll zu bezahlen.

Sowohl die freien Bauern als auch die Leibeigenen und Zinsleute mußten den Zehnten entrichten. Es gab einen großen Zehnten, den der Grundherr einzog, und einen kleinen, den meistens der Pfarrer oder auch der Staat erhielt. Der große Zehnte betraf die Frucht. Ein herrschaftlicher Zehntknecht zählte die Garben und stieß mit einer Stange die Zehnte um. Die Zehntgarben wurden in der Zehntscheuer aufbewahrt. Der kleine Zehnten war von Obst, Heu, Flachs und allem, „was im Hofen gekocht wurde“ (Erbesen, Bohnen, Linsen, später auch Kartoffeln), zu entrichten. In manchen Ortschaften wurde auch der Blutzehnten von geschlachteten Tieren erhoben. Nach einer Urkunde vom Jahr 1344 besaß die Kirche in Simmozheim den Blutzehnten; von 10 Lämmern eines und ein halbes von 5; wurden sie verkauft, so erhielt die Kirche den zehnten Teil des Kaufpreises. Dasselbe Recht galt von Gänsen, Hühnern und Enten. Im Jahr 1817 wurden Leibeigenschaft und Lehenspflicht aufgehoben; der Zehnte wurde erst 1848 abgelöst. Der 16fache Betrag mußte in einer meist 22jährigen Tilgungsfrist bezahlt werden. Die Zehntrechte betrug beispielsweise für Ostelsheim 20 462 Gulden, wozu noch die Zehntablösung der Pfarrei mit 850 Gulden und der Mesnerei mit 941 Gulden kam. Diese Beträge mußten in 23jährigen Raten vom Jahr 1853 ab bezahlt werden.

35. Alte Rechte.

Den vielen Lasten standen wenig Rechte gegenüber. Es waren vor allem „Waldgerechtigkeiten“ (daher der Name „Gerechtigkeitswald“ in Simmozheim). Wahrscheinlich wurde den Kolonisten, die den Calwer Wald besiedelten, der Wald zwischen den Ortschaften zur gemeinsamen Benützung übergeben. Der Graf von

Calw, der das ehemals herrenlose Land als Reichsgut vom Kaiser erhielt (das herrenlose Land gehörte dem König bzw. Kaiser), behielt für sich nur die „hohe Jagd“ (Jagd auf Hirsche und Wildschweine); die „niedere Jagd“ war ursprünglich frei. Das Recht des Vogelfangs, das die Einwohner von Neuweiler, Oberweiler und Hornberg nach uraltem Herkommen auf ihren Gütern beanspruchten, wurde ihnen 1665 abgesprochen.

Nach und nach wurden die Rechte immer mehr eingeschränkt, die Jagdrechte aufgehoben und ein großer Teil des Waldes zwischen Hirsau und Calmbach von den Grafen von Calw dem Kloster geschenkt. Doch behielten die Ortschaften des Zavelsteiner Amtes ihr „ius lignandi“, d. h. Walddrecht; aber es wurde durch Verträge der Äbte Bernhard (1468) und Weikersreuter (1566) eingeschränkt und vom Staat, dem Besitznachfolger des Klosters, 1835 abgelöst. Das Recht ruhte auf den einzelnen Lehenshöfen; neuerrichtete Höfe besaßen es nicht. Die 12 Nutzungsberechtigten Bürger Zavelsteins erhielten 1835 zusammen 71 Morgen Wald auf der Agenbacher Markung (vom ehemaligen Klosterwald). Einige Nutzungsberechtigte lösten nicht ab und besitzen das „ius lignandi“, das natürlich jetzt sehr wertvoll ist, heute noch (so in Speßhardt und Hofstett; auch das Schulhaus in Zavelstein als Rechtsnachfolger eines Bauernhauses, das früher an dessen Stelle stand, bekommt noch jährlich 14 rm Brennholz, und die Gemeinde erhielt auf Grund des „ius lignandi“ im Jahr 1900 für die Ablösung des Brunnenteichholzes 4500 M., als die Teichleitung durch eiserne Röhren ersetzt wurde). Das uralte Nutzungsrecht bezog sich auf Bau-, Brenn-, Wagen- und Pflugholz für den eigenen Bedarf; verkauft sollte nichts werden. Außerdem hatten die Nutznießer das Recht Streu zu mähen sowie das Weidrecht für das gehörnte Vieh (keine Schafe!) und diejenigen Schweine, welche zum eigenen Gebrauch gezüchtet wurden. Wer von seinem Recht Gebrauch machen wollte, mußte es dem Waldknecht des Klosters anzeigen und ihm für Bauholz einen Schilling Stockgeld, für Wagen-, Brenn- und Pflugholz Käse und Brot verabreichen (später in Geld abgelöst). Im Vertrag von 1566 wurde eine Kontrolle bestimmt, die festzustellen hatte, ob das Holz richtig verbaut wurde, noch später mußte der Bauplan vorgelegt werden; auf Grund der Maße wurde dann das Holz zugeteilt. Nach dem Plane eines Würzbacher Zimmermeisters erhielt 1785 ein Hofstetter Lehensbauer 254 Stämme mit 11 860 Schuh. Auch Liebenzell und die auf der Waldseite gelegenen Ortschaften des Amtes Liebenzell hatten nach dem „gnädigst konfirmierten Lagerbuch“ von 1655 das Recht, „zu ihrer Notdurft“ Bauholz gegen eine kleine Gebühr zu beziehen.

Auch wurde jedem Bürger des Amtes, der „eigenen Rauch“ besaß, gegen eine „Gnadentax“ 4 Klafter Holz, denen ohne eigene Wohnung 2 Klafter zugestanden. Als die Wälder immer mehr ausgehauen wurden (infolge des Holzhandels), bewilligte der Staat seit 1799 nur noch 1½ Klafter zum Preise von 45 Kreuzer. Ernstmühl war von der „Gnadentax“ ausgenommen, hatte aber Bauholzgerechtigkeit aus dem Hummelberg. Die Lehensbauern von Neuweiler hatten zu einem Neubau 40 Eichenstämme, später 60 Tannenstämme anzusprechen. Dafür mußten sie sich unter Herzog Karl Eugen verpflichten, keine Schindel- sondern Ziegeldächer anzubringen.

Zum Brennen der Kohläcker (Aschendüngung) wurden bis 1782 von den Forstämtern „Reißschotten“ (Reißig und Anbruchholz) abgegeben. Die Förster gaben infolge Bestechung oft gutes Holz her, so daß die Bauern noch Sägflöße daraus gewannen. Arme Flößerschaftstagelöhner erhielten gegen eine kleine Abgabe Holz zur Herstellung von Pfählen, armen Leuten wurde verdorbenes Holz zur Gewinnung von Kienöl, Wagenschmiere, Teer und Pech überlassen, auch durften sie unentgeltlich Stöcke roden. Aus dem „Gerechtigkeitswald“ in Simmozheim, angeblich Stiftung eines Klosterfräuleins von Frauenalb, erhielten seither die Bürger große Nutzungen, so 1919 3 m Brennholz, 50 Reißigwellen und 1000 M Bargeld aus dem Stammerlös. Jetzt sollen 35% des Reinertrags zur Deckung der Gemeindefasten in die Gemeindefasse fließen.

Der Erlös der Gemeindegüter wurde ursprünglich unter die Lehensbauern verteilt. Sie hatten alle Rechte, aber auch alle Lasten wie Vorspann, Fleckenschaden, Fronen. Später bekamen nach langen Kämpfen auch die Tagelöhner Anteil an den Bürgernutzungen und mußten einen Teil der Lasten übernehmen. Gewöhnlich erhielten zwei Tagelöhner soviel wie ein Bauer.

Die Bewohner der Ämter Calw und Zavelstein sowie die Stadt Bulach hatten das Recht, je einen Abgeordneten auf den Landtag zu entsenden. Dieser wurde aber nicht durch allgemeines Wahlrecht bestimmt, sondern nur von den Mitgliedern der Amtsversammlung beauftragt, deren Wünsche und Beschwerden zu vertreten. Von sich aus konnte er nicht entscheiden; er war an die Vollmacht („Gewalt“) gebunden, die er von der Amtsversammlung hatte. Oft wurde auch kein eigener Abgeordneter entsandt, sondern aus Sparsamkeitsrücksichten ein Prälat mit der „Gewalt“ betraut.

36. Die Landstraßen.

Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts war es mit den Verkehrswegen im Calwer Amt wie überall überaus schlecht bestellt; heutzutage kann wohl kein anderes Oberamt bessere und schönere Straßen aufweisen als das unsrige.

Wohl die älteste Straße unseres Bezirks ist die Ochsenstraße, ein vorweltlicher Höhenweg, der von dem Jägerberg bei Althengstett und von hier in die Nähe von Ostelsheim mit Fortsetzung über Däzingen-Döffingen nach Sindelfingen zieht. Für den Verkehr kommt er kaum mehr in Betracht; er dient nur noch als Feldweg. Dagegen ist die Höhenwanderung wegen der landschaftlichen Reize (blumenreiche Heiden, prächtige Fernsicht) sehr lohnend. Die Herstellung dieser Straße war höchst einfach; war die dünne Bodenschicht abgefahren, so bildete der fast nackt zu Tage tretende Muschelkalk eine natürliche Pflasterung. Ein uralter Höhenweg führt auch von Deckenpfronn zur „Weinstraße“ westlich von Gehingen, von hier aus hinauf zum Jägerberg, überquert die Ochsenstraße und den Forsttunnel und zieht Möttingen zu. An manchen Stellen ist er überackert und kaum mehr zu erkennen. Als Hauptverbindungsweg in vorgeschichtlicher Zeit können wir wohl die Strecke Hirsau, Däzingen, Döffingen, Sindelfingen annehmen, als Nord-Südverbindung 1. Aidlingen-Ostelsheim, 2. Weinstraße von

Gültlingen an Althengstett vorbei nordwärts. Eine Zweigstraße zog wohl von Deckenpfronn zur Weinstraße.

Römerstraßen finden sich in unserem Oberamt keine (siehe Abhandl. über die Römer). Die bei der Besiedlung des Schwarzwaldes erwähnte Weinstraße zwischen Enz-Nagold war bis zum Jahre 1776 eine Hauptverkehrsstraße des Calwer Waldes. Die Klosterwagen Hirsaus, beladen mit dickleibigen Weinfässern aus Baden und dem Elfaß, die Staatskarossen der württembergischen Herzöge, die von ihren Jagdschlösschen Naislach und Hofstett aus auf Wildschwein, Hirsch und Auerhahn pirschten, Langholzwagen mit den Riesentannen der unermesslichen Forste, Wagen mit Holzkohle, Pech, Pottasche, Kienruß und Harz und vor allem auch die Eisenkarren des Neuenbürger Bergwerks benützten die einsame, weltabgeschiedene Straße. Dann und wann findet man heute noch längs der Weinstraße ein Stück Glaskopf, Neuenbürger Eisenerz, das zur Verhüttung nach Friedrichstal bei Freudenstadt geführt wurde. Das Begehen der Straße bietet keinen besonderen Genuß, Aussicht ist keine zu erwarten; der einförmige Wald ist infolge des moorigen Untergrundes etwas dürftig.

Außer der gepflasterten Weinstraße waren früher fast alle Wege im Gebiet des Calwer Waldes unpassierbar, die gepflasterten Steigen geradezu lebensgefährlich. Noch am Anfang des 19. Jahrhunderts konnten die Wirte ihren Wein kaum an Ort und Stelle bringen. Im Jahr 1664 schickte der Herzog Eberhard III. einen Feuerbacher Bürger ins Bad nach Teinach. Wegen des harten Weges sei er „ziemlich am Leibe verschottelt in Teinach abgeladen worden“. Auf seiner Heimreise wurde er „durch das Bockeln und Kumpeln der Fuor also zugerichtet, daß er nach seiner Ankunft alsbald gestorben ist“. Erst Herzog Karl Eugen richtete sein Augenmerk hauptsächlich auf die Verbesserung der Landstraßen und die Markierung derselben durch Obstbäume. Merkwürdigerweise fand er bei den einzelnen Ämtern nicht das geringste Entgegenkommen, weil sie die Kosten der Verbesserung scheuten. Als Landtagsbeschwerde brachte die Calwer Amtsversammlung im Jahr 1739 folgendes vor: „Das angefangene sehr große Werk neuer Wege, Straßen, Brücken und dergleichen im Lande ist bei dem damaligen verarmten Zustand und gegenwärtigen Schuldenübernahm hinauszuführen keineswegs möglich, sondern ganz ohnererschwinglich“. Zur Straßenkasse wurde $\frac{1}{8}$ der bisherigen Steuer gefordert. Als dies nicht reichte, sollte noch $\frac{1}{10}$ erhoben werden. Die Amtsversammlung lehnte 1778 die Forderung ab mit dem Hinweis: „sintemal die laufenden Steuern und Anlagen mit äußerster Mühe und Strenge kaum noch herauszubringen sind.“

Die erste Verbesserung erfuhr die Straße von Stuttgart nach Calw. Im Jahr 1772 wurde der Weg vom Hasenberg bei Stuttgart bis an die gepflasterte Steige bei Calw chausseemäßig hergestellt. Die Straße führte anfangs nicht über Baihingen a. F., Böblingen, Döffingen, Ostelsheim, Althengstett wie heutzutage, sondern über Magstadt, Schafhausen, Ostelsheim, Althengstett. Im Jahr 1846 bis 1848 wurde zwischen Ostelsheim und Althengstett eine neue Strecke gebaut, 1910–12 trat an Stelle des steilen Aufstiegs aus dem Nagoldal auf die Althengstetter Höhe eine neue, bequemere Steige.

Die Straße von Calw nach Teinach wurde zwar im Jahr 1786 mit Hilfe der Salzkasse des Zavelsteiner Amtes erbreitert und verbessert, kam aber durch die schwere Steuerbelastung der Gemeinden infolge der Revolutionskriege und Napoleonischen Kriege so herunter, daß König Friedrich mit seinem Gefolge fast stecken blieb, als er 1810 nach Bad Teinach und Jagdschloß Naislach bei Würzbach reiste, obwohl er vorher den Schultheißen befohlen hatte, „die besten Pferde ohne Rücksicht auszuheben.“ Im Zorn hierüber strafte er den Kreishauptmann Calw um 20 Reichstaler „wegen der ihm zur Last gelegten Sorglosigkeit“. König Friedrich befahl nun, auch den Weg von Teinach nach Wildbad herzurichten. Es wurde deshalb eine neue Strecke von Röttenbach über den Zettelberg gebaut, die 1350 m lang war und 1080 Gulden kostete.

Vom Jahr 1838–1840 wurde an Stelle der alten „Badstraße“ Hirsau, Oberkollbach, Calmbach die neue Staatsstraße Hirsau, Oberreichenbach, Calmbach erstellt. Dabei waren gegen hundert italienische Arbeiter beschäftigt, die ersten in Württemberg. Man wollte durch die neue Straße nicht nur eine bessere Verbindung des Nagoldtales mit dem Enztal herstellen, sondern erhoffte auch durch den besseren Anschluß an Baden eine Steigerung von Handel und Verkehr. Leider sind diese Wünsche nicht in Erfüllung gegangen. Als dritte Staatsstraße folgte im Jahr 1845 die Straße von Calw nach Herrenberg zum Teil an Stelle eines uralten Wegs. 1853 wurde auch die Nagoldtalstraße vom Staat übernommen und in den nächsten Jahren umgebaut, „da sie die steilsten Partien und sogar oft gefährliche und im Winter unfahrbare Steigungen darbot“.

Am 15. Juni 1857 wurde sie feierlich eingeweiht und erhielt den Namen Wilhelmsstraße. Erst in den letzten Jahren wurden die letzten Stiche beseitigt und ihr die jetzige Führung gegeben. Eine Staatsstraße führt auch von Station Teinach nach Bad Teinach. In den letzten Jahrzehnten wurden folgende alte Steigen, die vom Tal der Nagold und der Teinach und Enz auf den Calwer Wald führten, durch neue Straßen ersetzt: 1896 von Station Teinach nach Alt- und Neubulach (Notstandsarbeit für die Hagelgeschädigten von Holzbronn, Alt- und Neubulach, Kosten 85 000 M), in demselben Jahr von Bad Teinach nach Zavelstein und Röttenbach, 1902 von Calw nach Altburg, 1905 von Bad Teinach nach Oberkollwangen und Schmieh, 1908 vom Kollbachtal nach Hornberg, 1911 von Bad Teinach nach Emberg, 1912 von Station Teinach nach Sommenhardt, 1923 vom Bahnhof Berneck nach Hornberg–Nischalden und 1924 von Wildbad nach Michelberg und Dachtel nach Deckenpfronn. Zwischen Calw und Stuttgart bestand seit dem Dreißigjährigen Krieg eine Postverbindung. Die Poststraße führte bis 1848 über Ostelsheim, Schafhausen und Nagstadt, nach 1848 über Ostelsheim, Döffingen, Böblingen nach Stuttgart. Im Jahre 1848 bezahlte man 20–25 Kreuzer für die Meile; dafür wurden auch noch 40 Pfund Fr e i gepäck befördert.

Auch für den Wanderer, der sich fernab von der staubigen Landstraße im kühl-schattigen Walde ergehen will, ist gesorgt: der württembergische Schwarzwaldverein hat sich seit seiner Gründung im Jahr 1884 das Ziel gesetzt, den an Naturschönheiten so reichen Schwarzwald zu erschließen durch Wegbauten, Wegbezeich-

nungen, Kartenherausgabe, Erstellung von Schutzhütten und Ruhebänken, und Herausgabe der Vereinszeitschrift „Aus dem Schwarzwald“. Durch Veranstaltung gemeinsamer Wanderungen gibt er seinen Mitgliedern Gelegenheit, die Heimat mit all ihren Vorzügen und Schönheiten kennen und lieben zu lernen. Für jedermann, der seine Heimat liebt, ist es daher Pflicht, die Bestrebungen des gemeinnützigen Vereins zu fördern und die von ihm geschaffenen Einrichtungen zu schützen. Gerade in unserem Bezirk wurde eine reiche Tätigkeit entfaltet. Die Bezirksvereine Calw, Liebenzell, Teinach, Neubulach, Unterreichenbach, Altburg, Hirsau und Zavelstein haben dafür Sorge getragen, daß schlechte Wege verbessert, neue angelegt und alle genau bezeichnet wurden. Niemand läuft mehr Gefahr, sich in den unermesslichen Wäldern zu verirren.

37. Die Industrie.

Im alten Herzogtum Württemberg galt Calw als die erste Handels- und Industriestadt des Landes. Die Calwer „Zeughandelskompagnie“ war ein Unternehmen, dem sich in Bezug auf die Anzahl der beschäftigten Arbeiter (bis zu 7000 Personen, meist Heimarbeiter) kaum ein größeres in ganz Europa an die Seite stellen konnte. Sie wurde 1797 aufgelöst. Die Einzelbetriebe, welche die Teilhaber der Kompagnie weiterführten, wechselten öfters Firma und Fabrikations-tätigkeit (Wollzeugfabrikation, Wollspinnerei, Färberei, Strumpfweberei, Westenstrickerei). So entstanden die zur Zeit bedeutendsten Geschäfte, die „Vereinigten Deckenfabriken Calw“ auf dem Platz und in den Gebäuden der Zeughandlungskompagnie (1862 von einer Tuchfabrik in eine Deckenfabrik umgewandelt), und die Wagnersche Westenfabrik aus einer der 1796 bestehenden 5 Strumpfstrike-reien. Ein weiterer Erwerbszweig, die Gerberei, war früher so bedeutend, daß er einer Straße den Namen Ledergasse geben konnte. Im Jahr 1819 waren 37 Rotgerber, 6 Weißgerbereien und 3 Saffiangerbereien im Bezirk. In Calw selbst waren damals 20 Gerbereien, und noch 1860 beschäftigten 15 Meister 40 bis 50 Arbeiter; jetzt gerbt nur noch ein Rotgerber und ein Weißgerber. Die Saffiangerbereien, besonders die große Fabrik des Bürgermeisters Hasenmejer von Calw (siehe Seite 34) gerbten jährlich gegen 12 000 Saffianfelle. Sie wurden aus Schaf- und Ziegenleder rot, blau, grün und schwarz gegerbt. In der eingegan-genen Fabrik ist jetzt die Dr. Kömersche Nervenheilanstalt. Geschäftsnachfolger Hasenmejers war dessen Schwiegersohn, Dr. iur. Christian Jak. Friedr. Zahn (siehe Seite 73).

1766 errichtete Kompagniebuchhalter Zahn im Verein mit der Almosen-pflege Calw in dem Stadt und Amt gemeinsam gehörigen Schießhaus eine Woll-spinnerei zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. Im gleichen Jahr wurde in Calw eine Zuckerfabrik gegründet, die Herzog Karl Eugen 1767 in „höchsten“ Augen-schein nahm. Obwohl er seine Zufriedenheit bezeugte, hören wir bald nichts mehr von ihr. Auch die in Liebenzell errichteten Fabriken, ein Stahlbrennofen, ein Kupferhammer, und eine Spinnerei im unteren Bad, bestehen längst nicht mehr. Eingegangen sind auch die Hirsauer Betriebe: 2 Farbholzstampfen zur Herstellung

von Farben für die Calwer Zeughandlungskompagnie, die Saffianlederfabrik und die uralte, interessante Löffelschmiede, die alle drei am Schweinbach lagen. Mit dem Ende des Neysbaus ging auch die Olmühle bei Calw ein, nach einem Olmüller Andreas jetzt noch Olenderle benannt; dort wurden früher jährlich gegen 1000 Ztr. Neys geschlagen. Auch die Zündholzfabriken in Calw und Ostelsheim brachten es zu keiner Blüte und haben den Betrieb längst eingestellt.

Als im Jahr 1663 das Bierbrauen zur Emporbringung des Weinbaus im ganzen Lande verboten wurde, war Calw eine der 4 Städte, welchen das Bier-sieden noch gestattet sein sollte. Von den 20 Brauereien, die vor etwa 40 Jahren existierten, sind alle eingegangen bis auf eine (Hiller zum Schiff). Im Jahre 1819 waren in Calw noch 45 Tuchmacher; jetzt hat dieses Handwerk aufgehört.

Die Stadt Calw weist auch heute noch eine blühende Industrie auf. Die „Vereinigten Deckenfabriken Calw, Aktiengesellschaft“ beschäftigen in ihren beiden Fabriken auf der Insel, in und beim Guteleuthaus 320 Arbeiter. Hergestellt werden Schlafdecken, Kamelhaardecken, Kamelhaargestoffe, Schuhstoffe und dergl. In Nagold besitzt die Firma ein Zweiggeschäft (das Guteleuthaus zwischen Calw und Hirsau war früher ein Krankenhaus für „Sonderfische“, d. h. Leute, die mit einer ansteckenden Krankheit befallen waren. Mitunter diente es auch als Armenhaus daher der Name). Die „Baumwollspinnerei Calw, G. m. b. H.“ beschäftigte in ihren Fabriken bei Calw (Zanneneck) und Kentheim 130 Arbeiter. Sie stellt rohweiße und melierte Baumwollgarne her. Die Fabrik bei Kentheim liegt auf der Markung Stammheim.

Ein alter Industriezweig ist auch die Fabrikation gestrickter Wolljacken. Die seit 1790 bestehende Firma Christian Ludwig Wagner, heute eine der größten und auf's modernste eingerichteten deutschen Strickwarenfabriken, versendet von hier und ihren Filialen (Wels in Oberösterreich und Ditzingen bei Leonberg) aus ihre guten und schönen Fabrikate (gestrickte Herren- und Damenwesten, Kindermäntel, Sportartikel u. s. f.) in alle Weltteile. Die Firma wirkt durch Beschäftigung zahlreicher Hausindustrie besonders segensreich. Sie beschäftigt etwa 300 Arbeiter und 350 Heimarbeiterinnen. Hervorgegangen ist sie aus einer Strumpffabrik.

Eine Besonderheit besitzt Calw in der mechanischen Krakenfabrik von H. F. Baumann. Sie entstand aus der Vereinigung verschiedener ähnlicher Werke, besonders der Krakenfabrik von Dörtenbach u. Schaubert. Beschäftigt sind gegen 70 Arbeiter. Es ist die einzige Fabrik dieser Art in Württemberg. Die Zigarrenfabrik „Heinrich Hutten Nachfolger“ (Besitzer Hippelstein und Wagner) beschäftigt 60–100, die Holzwarenfabrik von Blanck und Stoll, die Holzwolle, Linoleumrollen und Rollen für Papierfabriken herstellt, 40 Arbeiter. Die alte Wollfärberei spielte früher zur Zeit der Zeughandlungskompagnien eine hervorragende Rolle. Sie hat sich nur noch in einem Betrieb erhalten. Zum Schluß sei noch die Turmhühnenfabrik von H. Perrot erwähnt.

In Hirsau setzt der Schweinbach 4 Werke in Bewegung: eine Schleiferei, eine Maschinenfabrik (bis 1914 ein Hammerwerk, in dem 150 Jahre lang solide Löffel angefertigt wurden), die Haken und Aufhänger für Bilder, Spiegel u. dergl.

herstellt, ferner eine Pappfabrik, welche zu Herzog Karls Zeiten vom herzoglichen Kirchenrat gegründet wurde, und eine Kunstbaumwollfabrik. Außerdem befinden sich in Hirsau noch 2 kleinere Strickwarenfabriken.

Am geschäftigen Längenbach, an welchem acht Wassertriebwerke angeschlossen sind, liegen drei zu Liebenzell gehörige kleinere Fabriken: eine Filzfabrik, eine Pappdeckelfabrik und eine Spinnerei. In Unterreichenbach ist eine Etuisfabrik, die gegen 60 Arbeiter beschäftigt, eine kleinere Filzfabrik, sowie die Silberwarenfabrik von N. Kraft, Akt.-Ges., mit 80 Arbeitern. Einen Kilometer oberhalb der Zeinachmündung setzt das muntere Flüsschen ein sehr interessantes Werk, eine Marmorwarenfabrik, in Bewegung. Riesige, bis 200 Zentner schwere Marmorblöcke in vielen Sorten, von Bayern, Osterreich, Italien und dem Lahntal stammend, werden in Platten zersägt, poliert und zu Tischplatten (vor allem Wasch- und Nachttische) verarbeitet. Die Vereinigten Marmorwerke Zeinachtal, Majer u. Proß, beschäftigen gegen 25 Arbeiter und Arbeiterinnen.

In Zeinach hat sich eine Kunst entwickelt, die in Württemberg bisher nicht heimisch war. Deutsche Geschäftsleute, die im Orient tätig waren, aber durch den Krieg vertrieben wurden, haben die Kunst der Perser und Türken, das Knüpfen edler Teppiche nach Zeinach und Obertal verpflanzt. Hier sitzen heute an orientalischen Knöpfstühlen aus Schwarzwaldtannen gefertigt mehrere hundert junge Schwarzwälderinnen und knüpfen in die aufgespannten Kettfäden nach Vorbildern die sagenhaften Muster des Orientteppichs mit flinken Händen und einer Geschicklichkeit, die glauben macht, daß diese Kunst hier heimisch wäre. Die Verwendung edelster Wolle und echter Farben lassen hochwertige Erzeugnisse entstehen. Die Brunnenverwaltung in Zeinach „Mineralbrunnen Überkingen-Zeinach A.G.“ beschäftigt eine Anzahl Personen (meist Arbeiterinnen) mit dem Abfüllen der weltberühmten Zeinacher Hirschquelle. Jährlich werden einige Millionen Flaschen versandt, auch nach außerdeutschen Ländern.

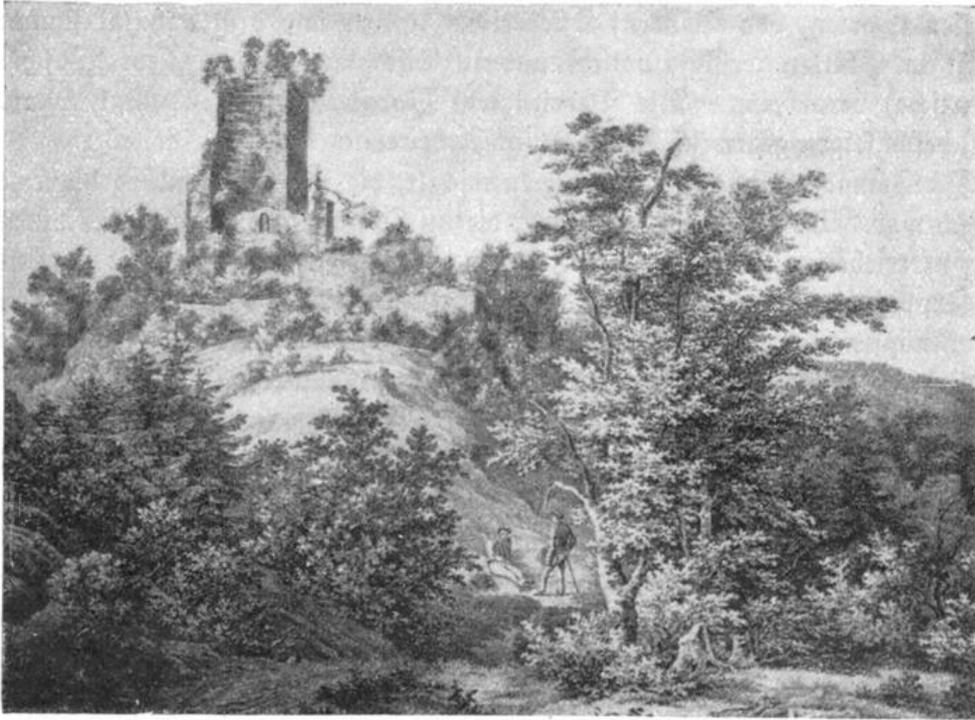
Auf der Gäuseite ist die Industrie nirgends von Bedeutung, nur in Althengstett wurde in den letzten Jahren eine Strumpfweberei errichtet, die gegen 50 Personen, meist Arbeiterinnen, beschäftigt.

Außer einer Anzahl kleinerer Sägewerke finden wir größere Betriebe an der Zeinach, in Hirsau und vor allem in Ernstmühl und Unterreichenbach. Die Zahl der Mahlmühlen ist stark zurückgegangen, außer 14 kleineren Mühlen ist noch eine Kunstmühle in unserem Bezirk (Würzbach-Maislach). Die Zahl der Wasserwerke ist sehr groß, 16 liegen an der Nagold, 55 an den übrigen Bächen des Bezirks, davon 7 am Schweinbach in Hirsau und 8 am Längenbach in Liebenzell.

38. Bad Liebenzell.

Wo der hurtige Längenbach sein frisches, klares Wasser mit dem der Nagold vereinigt, erweitert sich das Tal zu einem sonnigen Kessel. In ihm und an den Ufern des geschäftigen Waldbächleins liegt das malerische Badestädtchen Liebenzell eingebettet. Hinter dem Städtchen, auf $\frac{2}{3}$ der Bergeshöhe, 120 m über der Talsohle, ragen die Ruinen einer alten Mitterburg empor. Wenn man von ihr herabschaut,

so erscheinen die tief unten liegenden, von schmucken Gärten umgebenen sauberen Häuser um die Kirche geschart wie die Küchlein um die Henne. In der Mitte der Häusergruppe glänzt der stattliche, vom Längenbach gespeiste Forellensee. Weiter unten im Nagoldtal füllen Neubauten die Lücken zwischen den altersgrauen Häusern und veranschaulichen deutlich das rasche Wachsen und Emporblühen des Städtchens. Am unteren und oberen Ende des Orts gewahren wir je ein großes, schloßähnliches Gebäude, das obere und das untere Bad, jenseits der Nagold den Bahnhof und viele einladende Landhäuser. Weiterhin schweift das Auge über saftige Matten, dunkle Wälder und tiefe Taleinschnitte.



Ruine Liebenzell im 18. Jahrhundert.

Die Burgruine darf wohl zu den schönsten in Württemberg gezählt werden. Bemerkenswert ist vor allem der stattliche, 34 m hohe Turm und der 2½ m dicke, aus mächtigen Buckelquadern erbaute Mantel oder die Schildmauer. Beide dienten zur Abwehr von Angriffen auf der sonst leicht zugänglichen Bergseite; denselben Zweck hatte auch der hinter der Schildmauer liegende tiefe Burggraben. An der dem Orte zugekehrten, durch Steilhänge geschützten Seite lagen die Wohn- und Wirtschaftsgebäude. Wer die Erbauer der Burg waren, ist urkundlich nicht erwiesen, vielleicht die Grafen von Calw oder auch die Grafen Eberstein, die eine Zeitlang im Besitz der Burg waren. Nachdem die Burg kurze Zeit von Deutschherrnordensrittern besetzt war, kam sie 1283 an den Markgrafen von Baden. Die jeweiligen Besitzer hatten Ritter damit belehnt, die auf der Burg hausten. Zur Zeit des Faustrechts trieben sie Raubritterei und gaben dadurch Veranlassung zu der Sage vom Riesen Erkinger, der hier (wie noch an andern Orten Württembergs, z. B. auf Burg Reußenstein im Neidlinger Tal) sein Unwesen getrieben haben soll.

Jedenfalls war Liebenzell eine der sieben Burgen, die Rudolf von Habsburg im Nagoldtale zerstörte. Ob sie im Bauernkrieg nochmals zerstört wurde oder später von selbst verfiel, ist ungewiß. Jedenfalls war sie ums Jahr 1600 bereits eine Ruine. Im Jahr 1841 wurde eine Treppe eingebaut. Die Sage weiß von einem großen Schatz zu melden, der von dem Geiste des Riesen Erkinger bewacht tief unter dem Schutt der Ruine verborgen sein soll. Doch bedarf es keiner Erlösung des gebannten Geistes mehr. Der Schatz hat sich von selbst den Menschen dargeboten. Freilich sind es keine alten Dukaten, es sind die warmen Quellen (Kochsalzthermen) von Liebenzell, die schon viele vom Banne der Krankheit erlösten. Die Quellen treten aus einem Granitfelsen zutage. Man nimmt an, daß dieser mit den Granitmassen Wildbads und Baden-Badens zusammenhängt; es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß der Volksmund Recht hat mit seinem Sprüchlein: „Baden, Wildbad und Zell fließen alle aus einer Quell“. Die Wärme des Wassers nimmt von Westen nach Osten ab; in Baden-Baden ist es heiß (70° C), in Wildbad warm (40°), in Liebenzell nur noch lau (25–27°). Den Liebenzeller Quellen wird guter Heilerfolg bei Rheumatismus und Gicht sowie bei zarten, nervösen und blutarmen Personen nachgerühmt. Auch bei Magen-, Darm- und Halsleiden haben sie sich bewährt. Besonders werden die Bäder (in Kleinwildbad, eine Viertelstunde oberhalb Liebenzells, im oberen und im unteren Bad) von leidenden Frauen gebraucht. 1922 wurde in den Kuranlagen ein Kursaal, 1925 eine Trinkhalle erstellt, wohin vom unteren Bad Thermalwasser zu Trinkkuren geleitet wird.

Wahrscheinlich veranlaßten die Heilquellen die Gründung des Orts. Ausgangspunkt der Besiedlung war wohl die Niederlassung einiger Nonnen, die ihren Besitz nach der seligen Lioba benannten. Der Name des Klosterleins „Lioba Zelle“ ging dann später auf den infolge seiner günstigen Lage gegründeten Ort über. Lioba, eine Freundin und Landsmännin des großen Heidenbekehrers Bonifatius, war Äbtissin des Klosters Tauberbischofsheim. Sie starb 779 und wurde neben Bonifatius in Fulda begraben. Liebenzell wurde aber wahrscheinlich erst nach dem Jahre 1100 gegründet. Durch Kauf und Tausch kam die Stadt 1603 mit den Amtsorten Dennjacht, Ernstmühl, Monakam, Unterhaugstett und Unterreichenbach sowie neun andern, jetzt im Oberamt Neuenbürg gelegenen Ortschaften an Württemberg. Die kleine, wenig fruchtbare Markung vermag die Bevölkerung nicht zu ernähren. Deshalb leben die meisten Bewohner vom Gewerbe und Fremdenverkehr, der seine Ursache nicht nur in der reizenden Lage der Stadt und ihrer nächsten Umgebung (Längenbach-, Kollbach- und Monbachtal), sondern vor allem in den Heilquellen hat. Von 1500–1750 war Liebenzell Modebad; Gelehrte und Fürstlichkeiten aus Frankreich, Schweden, Osterreich, Holland und der Schweiz fanden sich hier zusammen. Im Jahr 1719 ließ der württembergische Erbprinz Ludwig Friedrich eine Lindenallee anlegen, die zur Hälfte erhalten, heute noch eine Zierde des Kurparks ist. Auch ein Kurhaus wurde 1727 errichtet. In Liebenzell wurden zwei fürstliche Verlobungen gefeiert, die des Markgrafen Ernst von Baden und die des Herzogs Eberhard III. von Württemberg mit seiner zweiten Gemahlin im Jahr 1665. Bei dieser Gelegenheit wurde ein Jagdfest veranstaltet. Ein großes Aufgebot von Treibern jagte Hirsche die Bergabhänge herab in den Hof

des unteren Bades. Dort wurden sie von der Hofgesellschaft teilweise zusammengeschossen, der Rest in die Fluten der Nagold getrieben, wo das Wild vollends erlegt wurde. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts gingen die schönen Tage von Liebenzell zu Ende. Die Badegäste blieben nach und nach fast ganz aus. Es begann eine Zeit der Armut und des Vergessenseins, die gegen 150 Jahre andauerte. Das Kurhaus wurde 1755 abgebrochen, die Badewiese (jetzt Kurpark), auf der sich zwei Jahrhunderte fröhliche Menschen ergangen hatten, fiel jetzt wieder dem landwirtschaftlichen Betrieb anheim. Manche Schicksalsschläge mußte das Städtchen über sich ergehen lassen: fünfmal kamen die Franzosen als ungebetene Gäste und jedesmal wurde es ausgeplündert; im Dreißigjährigen Krieg 1645, während der Raubkriege Ludwigs XIV. 1688 und 1692, in den Kriegen der Revolutionszeit 1792 und 1796. Im Jahr 1785 zerstörte ein Brand, der durch die Unvorsichtigkeit eines betrunkenen Schreibers entstand, fünfzehn Häuser. 1809 brachte die Verlegung des Oberamts neuen Verlust. Zum Amt Liebenzell hatten folgende Orte gehört: Schömberg, Unterreichenbach, Biefelsberg, Kollbach, Dennjacht, Ernstmühl, Igelsloch, Maisenbach, Monakam, Oberlengenhardt, Schwarzenberg, Unterhaugstett, Zainen und Zannmühl. Vom Jahr 1824 an stellten sich die Badegäste wieder ein, die Zahl der Besucher steigerte sich. Jetzt sieht man der Stadt von der langen Leidenszeit nichts mehr an. Die ehemaligen Badewiesen wurden durch Vereinigung von Natur und Kunst zu einem prächtigen Kurpark, den *König-William-Anlagen* umgewandelt, wo während der Besuchszeit die Kurkapelle ihre lieblichen Weisen ertönen läßt.

Zum Schlusse sei noch ein alter Brauch erwähnt: das Gießbel oder Gießhübeln. An den Ufern des Forellensees stand ein Balkengerüst, das Ähnlichkeit mit einer Wage hatte. Diebe und andere Spitzbuben mußten sich auf die Wagschale setzen. Dann wurde am hinteren Balken so heftig gerüttelt, daß der Missetäter zur Belustigung der zahlreichen Zuschauer in die Höhe geschleudert und kopfüber in den See gestürzt wurde. Der Schinder zog nun den Wassermann an einem ihm um den Leib befestigten Strick wieder heraus, worauf ihm noch einigemal, je nach der Größe des Verbrechens, ein unfreiwilliges Bad verabfolgt wurde. Bei leichtem Vergehen wurde der Dieb nicht untergetaucht, sondern kam mit dem bloßen Schütteln davon.

Die Sage vom Riesen Erkinger.

„Vor vielen, vielen Jahren lebte im Nagoldtale ein gewaltiger Riese namens Erkinger. Der war ein böser Räuber und Menschenfresser. In Liebenzell ließ er sich einen starken Turm bauen, und dabei mußten die Maurer den Speis mit Wein anmachen, damit die gewaltigen Quadersteine umso fester aneinander gekittet würden. Hier in seiner Burg hauste nun Erkinger mit zwei Gesellen und brachte Furcht und Schrecken über die ganze Umgegend; denn mit besonderer Vorliebe raubte er den Bauern, wenn sie gerade Hochzeit hielten, ihre Bräute weg, schleppte diese mit sich fort in seinen Turm und fraß sie auf. Die Gebeine der Menschen, die er verzehrt, warf er immer zum obersten Fenster hinaus. Sie fielen eine gute Viertelstunde von der Burg entfernt immer auf derselben Stelle nieder, und mit der Zeit

wurde daraus ein ganzer Berg, den man heute noch den Weinberg nennt. Ebenso heißt auch ein kleines Dorf, das auf der Höhe liegt. Wegen der Greuel, die Erkin- ger weit und breit verübte, versuchten manche ihn zu töten. Aber kein Mensch konnte dem Gewaltigen widerstehen, denn er war über vier Meter groß, so daß jeder andere ihm gegenüber ein Zwerg war. Als Waffe trug er eine gewaltige Stange, mit der er jeden niederschmetterte, der ihm zu nahe trat, und in seiner wilden Kraft konnte er sogar Bäume mitsamt der Wurzel ausreißen und damit auf die Leute los- schlagen. Gegen Verwundung durch Geschosse schützte ihn ein ledernes Kleid, das statt der Knöpfe eiserne Ringe hatte. Von seiner Burg herab warf er nach seinen Feinden mit dicken Steinfugeln, deren man heutzutage noch manche bei Liebenzell finden kann. In ihrer großen Not wandten sich endlich die Bewohner des Nagold- tales an ihren Landesherrn, den Markgrafen von Baden, und flehten um Hilfe. Dieser verbündete sich mit dem Pfalzgrafen Ruprecht, zog mit einem großen Heer vor die Burg des Niesen und belagerte sie. Den Eingang zum Turm, in den sich der Niese zurückgezogen hatte, ließ der Markgraf über Nacht zumauern. Weil nun Erkin- ger weder sich ergeben noch verhungern wollte, machte er seinem Leben selbst ein Ende, indem er sich von dem hohen Turm herabstürzte. Noch lange Zeit be- wahrte man das Kleid, einen Hosenträger und einen Schuh des Niesen in einer Kapelle auf, die die Niesenkapelle hieß und in Hirsau stand.“ (Aus „Württemberg- gische Volksbücher, Sagen und Geschichten“.)

39. Bad Teinach.

O stilles Teinach, ewig reizumflossen,
 ruhsam Asyl, wie Fein's so leicht zu finden,
 im holden Blätterdunkel deiner Linden,
 mit deinem Born, heilkräftig, felsentsprossen!
 Harzduft'ge Tannen halten dich umschlossen,
 ein Kind, das Mutterarme traut umwinden.
 Wer sollte deinen Zauber nicht empfinden?
 Tein, wiederkehrt, wer einmal ihn genossen.
 Doll, früher Oberamtmann in Calw.

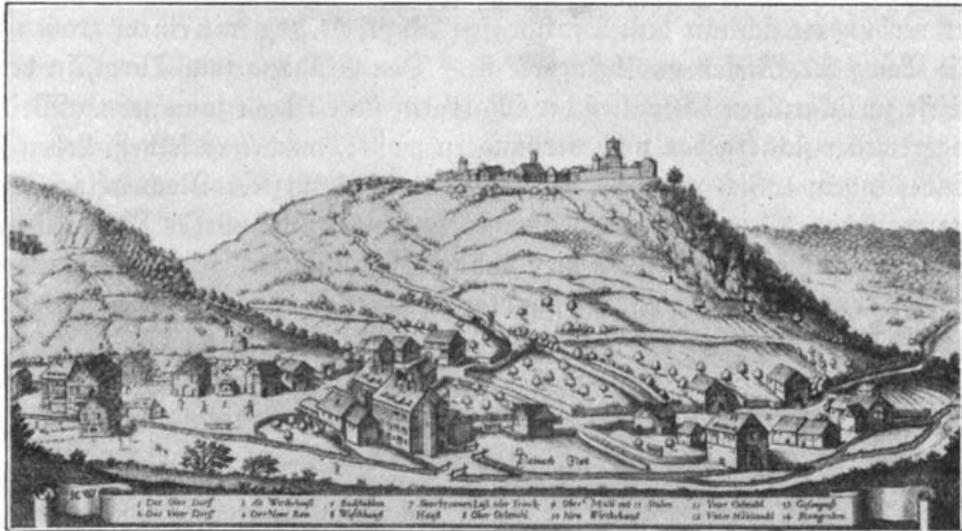
Zu Füßen des Zavelsteins breitet sich der 480 Einwohner zählende Badeort Teinach an der Vereinigung des Teinach- und Röttenbachtals aus, umrahmt von hohen Waldbergen, gebettet in reiches Waldesgrün. Treffend zeichnet der Dichter Teinachs liebliche Lage:

„Im Tal, wo raschen Zugs die Teinach rinnt,
 ruht still das Dörflein wie im Hafen,
 ein Vogelnest im Laube, wie ein Kind,
 das auf dem Schoß der Mutter eingeschlafen.“

In der Mitte des Orts steht die äußerlich einfache evangelische Kirche. Ihr Inneres bietet eine Sehenswürdigkeit, die Turris Antonia, gestiftet von der Prinzessin Antonia, einer Schwester des Herzogs Eberhard III. von Württemberg. Es ist ein Altarschmuck mit Flügeltüren, die mit geheimnisvollen Gemälden geziert sind. In rätselhafter Darstellung sehen wir hier Personen des Alten und Neuen Testaments sonderbar gemischt mit Zahlen und hebräischen Buchstaben.

Diese Lehartafel soll die zehn Abglänze Gottes und die sieben Geifter Gottes verfinnbildlichen. Seit 1891 hat Zeinach einen eigenen Pfarrer; früher gehörte es zum Kirchspiel Zavelstein, hatte aber zur Kurzeit einen „Badvikar“. Den Platz vor der Kirche ziert ein uralter Springbrunnen, dessen drei übereinanderliegende Brunnenschalen von Löwenköpfen getragen werden. Er stand ehemals im Hofe des Klosters Hirsau. Auf Anordnung des Herzogs Eberhard Ludwig wurde er aus den Klofterruinen hierher verfezt.

Das stattlichste Anwesen Zeinachs ist das Badhotel. Zwischen zwei älteren, langen Gebäuden, dem Langbau und dem ehemaligen herzoglichen Schloß oder „Palais“, führt die Straße vor das Kurhaus des Badhotels, ein neueres, prächtiges Gebäude, das sich quer über die Straße legt, doch eine Durchfahrt freiläßt.

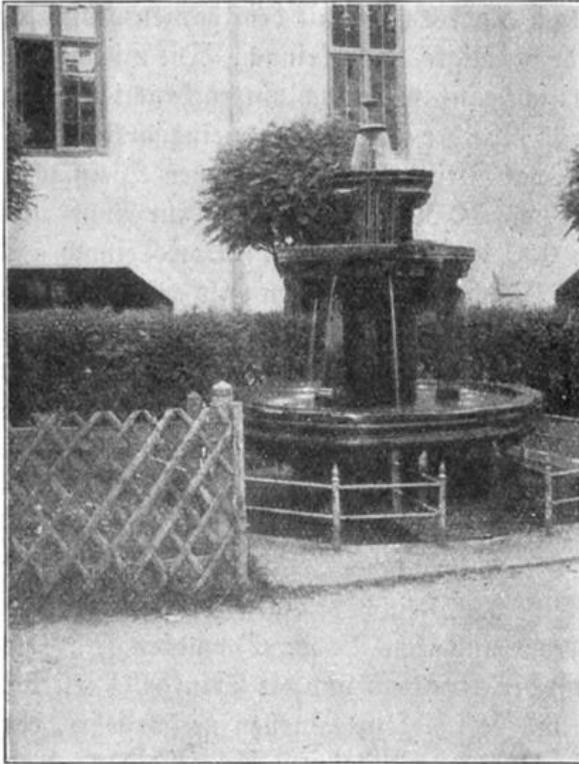


Nach einem alten Bild phot. von Dr. Paret, Stuttgart.
Bad Zeinach mit Stadt und Burg Zavelstein vor der Zerstörung.

Vom Kurplatz geht's hinab zur kühlen Grotte des Brunnenhauses. Hier finden wir die vier Quellen vereinigt, denen Zeinach seinen Ruhm und seine Bedeutung verdankt. Die bekannteste ist die Hirschquelle. Wegen ihrer Reinheit, Schmachthastigkeit, Bekömmlichkeit und ihres Gehalts an Kohlensäure ist ihr Wasser sehr geschätzt, ja weltberühmt geworden. Die Bachquelle ist eine der kohlenstoffreichsten Quellen Europas; sie ist auch etwas eisenhaltig. Die Tintenquelle enthält nur Eisen als mineralischen Bestandteil. Die älteste Quelle ist die Dächleinsquelle, so benannt nach ihrem früheren dachartigen Deckel; schon in alter Zeit wurde ihr Wasser und das einer 1787 neu erbohrten Quelle nach auswärts versandt. Welche Kräfte bei der Entstehung der Kohlensäure tätig waren, kann nicht mit Bestimmtheit angegeben werden; man weiß nur, daß Verwerfungsspalten den Austritt der Quellen veranlassen. Früher schrieb man die dem Wasser innewohnenden Kräfte den Kupfer- und Silbererzen des benachbarten Bulacher Bergwerkes zu; es lassen sich aber keine aufgelösten Bestandteile dieser Erze nachweisen. Die „Kräfte, die hier mächtig walten“, haben manchmal „Kränkste schon gerettet“. Ein Badegast schrieb einst ins Kurbuch: „Landschreiber Fr. J. ist anno 1784 tot in Zeinach

angekommen und anno 1785 im Mai lebendig wieder verreiset.“ Nachgerühmt werden den Teinacher Quellen schon seit Jahrhunderten Heilerfolge bei erschöpften, bleichsüchtigen, blutarmen und nervösen Personen; auch bei Frauenkrankheiten und Störungen der Atmungs- und Verdauungsorgane werden sie mit Erfolg gebraucht. Zu den Besuchern der heilsamen Quellen und ihrer belebenden Umgebung zählten Grafen, Herzöge, Könige, Bischöfe, Geistliche und Gelehrte, die selbst aus weiter Ferne kamen.

Über die Gründung von Teinach wissen wir nichts geschichtlich Verbürgtes. Die älteste Ansiedlung mag wohl ein Jagdhaus der mächtigen Grafen von Calw



Brunnen vor der Kirche in Teinach, früher Klosterbrunnen in Hirfau.
Aufnahme von Fabrikant Böllner, Kusel, Pfalz.

gewesen sein. Nach einer alten Sage soll ein Jäger die Quelle entdeckt haben, als er einen Hirsch verfolgte. Die erste geschichtliche Urkunde stammt aus dem Jahr 1345. Eberhard II. („der Kaufshebart“) und sein Bruder Ulrich II. erwarben die Hälfte der Grafschaft Calw mit Stadt und Burg Zavelstein von dem Pfalzgrafen Wilhelm von Tübingen. Wir werden wohl annehmen dürfen, daß sich der Überfall Eberhards durch die Schlegler im Jahre 1367 im „Wildbade an der Teinach“ abspielte, zumal da der von Uhlend besungene Überfall im Wildbad an der Enz nicht geschichtlich verbürgt ist. Im Jahr 1473 weilte eine erlauchte Gesellschaft in Teinach: Graf Eberhard im Bart, sein Vetter Eberhard der Jüngere, der Herzog Ludwig von Bayern, die Bischöfe von Speier,

Worms und Eichstädt und der Pfalzgraf Friedrich vom Rhein. Im Jahre 1617 kaufte Herzog Johann Friedrich die Badherberge und den Sauerbrunnen und schickte seinen berühmten Baumeister Heinrich Schickhardt zur besseren Fassung der Quellen und zur Erbauung eines Brunnenhauses nach Teinach. Alle seine Nachfolger bis auf König Friedrich waren Gönner und Besucher des Bades. Eberhard III. verhalf der Gemeinde zu einem Gotteshaus, das 1662 bis 1665 erbaut und durch die Stiftung seiner Schwester mit der Turris Antonia geschmückt wurde. Der prachtliebende Herzog Eberhard Ludwig kam fast jedes Jahr mit großem Gefolge (meist gegen hundert Personen) nach Teinach. Das einfache Herrschaftsgebäude genügte ihm nicht; er ließ es samt der danebenstehenden Mühle abreißen und ein größeres Gebäude, das

„Palais“, erbauen. Die Umgebung Teinachs wurde durch Wegenlagen und Allees erschlossen und verschönert, die „große Tour“ angelegt; noch heute wandeln wir im Schatten der damals gepflanzten Lindenbäume. Im Jahre 1731 (zwei Jahre vor seinem Tode) feierte Eberhard Ludwig die Versöhnung mit seiner Gemahlin in Teinach, nachdem er der „Landverderberin“ Grävenitz den Lauspaß gegeben. Aus Freude darüber bewilligte die Amtsversammlung Calw 100 Taler zu einer „Verehrung“, die der Herzogin vom Oberförster und vom Stadtpfarrer von Zavelstein mit einer Glückwunschadresse überreicht wurden. Auch Herzog Karl Eugen kam während seiner langen Regierungszeit öfters mit großem Gefolge nach Teinach. Es war damals nicht nur als Bad geschätzt, sondern wurde vielfach auch als Vergnügungsort aufgesucht. Im Juli 1770 kam Karl Eugen mit dem ganzen Hofstaat, zu dessen Beförderung man 1200 Pferde benötigte, nach Teinach. Die militärische Begleitung konnte wegen Platzmangels nicht ganz in Teinach untergebracht werden; in Calw mußten noch gegen 60 Mann, 15 Weiber und 8 Kinder einquartiert werden. Ein Gemeiner bekam täglich zweimal Fleisch und 2 Schoppen Wein und, wenn er in Teinach auf der Wache war, noch 20 Kreuzer Zulage. Für Fuhr- und Vorspannkosten mußte das Amt gegen 600 Gulden bezahlen. Von Teinach aus jagte der Herzog bei Stammheim, wo 50 Hirsche teils geschossen teils gefangen wurden; auf einer zweitägigen Jagd bei Igelsloch wurden 71 Hirsche und 30 Rehe gefangen. Die Revolutionskriege machten dem fröhlichen Leben und Treiben ein Ende; 1796 kamen nur noch 16 Personen nach Teinach. Königin Mathilde, die Gemahlin König Friedrichs I., kam alle Jahre in das ihr liebgewordene Bad. Sie ließ auf ihre Kosten einen Aufgang zum Emberger Kopf erbauen (630 Staffeltreitte!) und bestimmte einen jährlichen Beitrag für das Jakobifest. Ein neuer Aufschwung trat für Teinach ein, als der Staat im Jahre 1835 das Gasthaus zur Krone samt Gütern erwarb und eine Reihe von Neuschöpfungen erstellen ließ. An Stelle der niedergerissenen Gebäude (Krone und altes Badhaus) wurden 1835 bis 1844 das neue Badhaus, das Kurhaus, der Saalbau und die Trinkhalle erstellt; die Dächleinsquelle wurde neu gefaßt und verschiedene Quellen neu erbohrt, vor allem Bach- und Hirschquelle im Jahre 1841. Im Jahre 1864 ging das „Kgl. Bad Teinach“ wieder in Privatbesitz über. Die neuen Besitzer bemühten sich, das Bad stets auf der Höhe der Zeit zu halten und die in den Quellen ruhenden Schätze zu heben und sie für Kranke und Gesunde nutzbringend zu machen. Zu den Besuchern des Bades gehörte auch der Dichter Scheffel, der hier bis zu seinem Tode alljährlich eine Wasserkur gebrauchte. An seinen Aufenthalt in Bad Teinach erinnert das Schöffeldenkmal auf der Schöffelhöhe. Er hat Teinach folgende Strophen gewidmet:

„Tal der edlen Sprudelquelle,
 Bächlein, Heimat der Forelle,
 harz'gen Edelwaldes Lüfte,
 buntdurchblühmter Wiesen Düfte,
 Brunnen, Badhaus, Lindenhallen,
 alles hat mir wohlgefallen.“

*

40. Zavelstein.

Weg von der Heimat ebenen Gewanden,
 der schweren Schollen mattem Saatengrün,
 fort von dem Feld der Sorgen und der Mühe,
 auf einem schönen Berge laßt mich landen!

Hin, wo des Efeus glänzende Guirlanden,
 der Klematis tiefblaue Sterne fühl'n
 Burg Zavelsteins Ruinen überglüh'n,
 und heiter schmücken Mauern und Veranden! — —

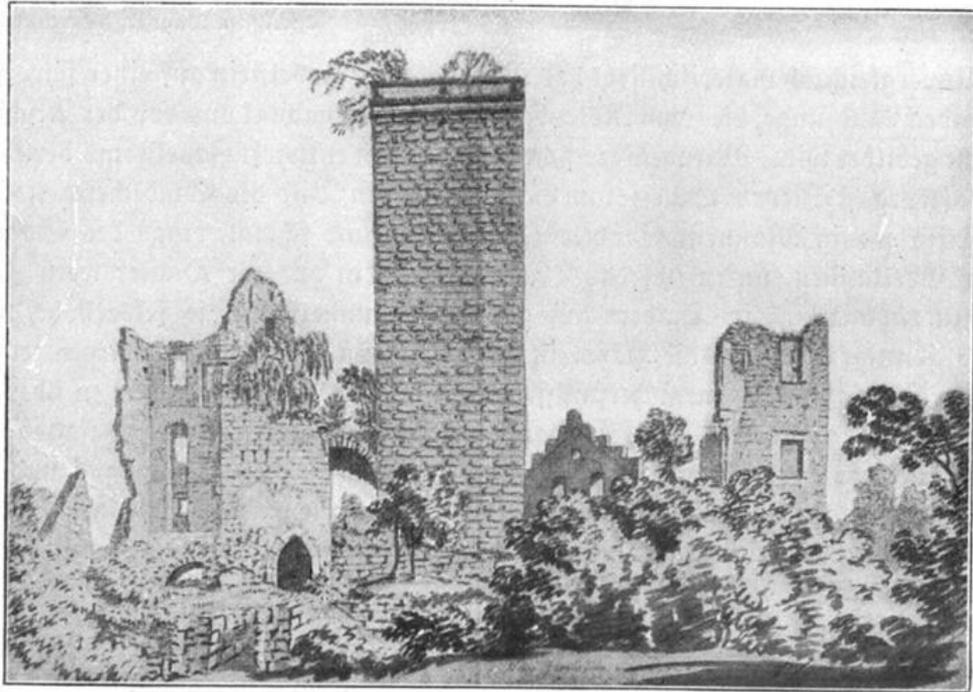
Und immer will die Sehnsucht mich umgarnen
 nach dir, nach dir, mit deinen schmucken Höhn,
 dir klarem Bach mit deinen Edelkarnen!

Die Tannennwipfel möcht ich wiedersehn
 und unzugänglich, taub für jedes Warnen
 in diesen Wäldern hier verloren geh'n!

Christian Wagner, Warmbronn.

Unvergleichlich malerisch liegt das Bergstädtchen Zavelstein auf einer schroff ansteigenden Landzunge, die vom Rötentachtal, vom Teinachtal und von der Nischbachschlucht gebildet wird. Mit weniger sicheren Strichen entwirft Zavelsteins berühmtester Luftkurgast Viktor v. Scheffel im *Gaudeamus* ein Bild des Städtchens. „Kleine Burg für wenig Mannen, Städtlein, ruhig eng und schmal, rings des Schwarzwalds Edeltannen, unten tief das Teinachtal.“ Ein anderer Dichter weiß Zavelstein zu rühmen: „Ein Diadem auf grünem Sammetkissen, so felserrhöht, waldduftig, sonnig, schmiegen die Häuslein sich, doch ernst, von rauhen Kriegen zerstückt die Burg bis auf den Turm zer schliffen.“ Zavelstein erhebt sich 169 m über Teinacht und 538 m ü. d. M. Das Eingangstor zum Städtchen ist zwar gefallen, aber der Anblick der herrlichen Linde mit der sie umschließenden Steinbank und dem Brunnen daneben, dessen fast chemisch reines Wasser aus einem gewaltigen Felsblock fließt, erinnert unwillkürlich an das Lied: „Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum!“ Die Burgruine thront auf dem äußersten Vorsprung des Berges. Das Innere der Burg ist mit Gras und Bäumen bewachsen und von hohen, efeuumrankten Mauern eingefriedigt. Über diese ragen nach der Süd- und Westseite die Trümmer des „alten Baues“ mit schönen Staffelgiebeln. Ihm gegenüber stehen die weniger gut erhaltenen Reste des „neuen Baues“. An diese schließen sich die Überbleibsel des Torhauses über der Torhalle und der stattliche, 26 m hohe fünfstöckige Turm an. Unversehrt erhebt sich aus den Trümmern der mächtige Bergfried aus der Hohenstaufenzeit: „Aufrecht steht er, und geht auch in Stücke die Welt!“ Die Ruine, Zeuge von Deutschlands Ohnmacht und Uneinigkeit, klagt heute noch gegen unsern alten Gegner jenseits des Schwarzwaldes: „Ausgebrannte Giebel starren von der Feste Zavelstein, noch auf Rache will sie harren, bis sie bricht ihr morsch Gebein. Warnen will sie vor dem Franken, der den Unhold Melac sandt, dessen Namen Fluchtgedanken weckt durchs deutsche Vaterland. Warnen will sie vor dem Schläuen, der nicht Treue hält noch Schwur, warnen vor den Tigerklauen welscher Bestiennatur. Wecken will sie jedem Braven Zorn und Stolz so lang es Zeit, eh das Franzland seiner Zuaven mörderische Rotten speit.“ (Eduard Hiller, vor 1870 entstanden.) Seine zwei bis zweieinhalb Meter starken, aus Buckelquadern gefügten Wände trohen seit Jahrhunderten Sturm und Wetter. Die altersgrauen Umfassungsmauern sind geschmückt

mit dem grünen Blättermantel des umrankenden Efeus. Wenn der Wind ihn umbraust, so ist es uns, als wollten die Efeublätter Geschichten erzählen aus längst vergangener Zeit. Von der Plattform des Turmes aus schweift unser Blick über die tiefeingeschnittenen Schwarzwaldtäler bis zu den in blauem Dunst liegenden Albbergen. Das Städtchen ist von der Ruine nur durch zwei jetzt aufgefüllte Halsgräben getrennt. Die Einwohner sind wackere Kleinbauern und Handwerker, die dem mageren Sandboden Roggen, Haber und Kartoffeln abringen und ehemals einen durch seine Feinheit berühmten Flachs bauten (in Zavelstein wurde früher ein Flachsmarkt abgehalten), im übrigen im nahen Mineralwasserwerk und in den Fabriken Calws ihr Brot verdienen. Zavelstein ist wie geschaffen zum Luftkurort.



Ruine Zavelstein im 18. Jahrhundert.
Nach einem alten Bild phot. von Konservator Dr. Paret, Stuttgart.

Schön ist's, wenn im Frühjahr die Sonne auf den Krokuswiesen ein farbenprächtiges Blütenmeer ohnegleichen hervorzaubert; schön ist's zur heißen Sommerszeit am murmelnden Bächlein im kühlshattigen Walde; schön ist's, wenn das Auge auf sonniger Höhe und luftiger Turmeszinne in weite Ferne schweift; schön ist's auch im Winter, wenn die Natur jeden Baum zum Christbaum weihet und die schneebehangenen Äste sich neigen unter der funkelnden Last, wenn der flinke Nodel zu Tale faust und die Talwände widerhallen vom Jauchzen der beglückten Fahrer. Deshalb können sich wohl wenig Ausflugspunkte unseres an Naturschönheiten so reich gesegneten Schwabenlandes rühmen, eine so große Zahl von Besuchern anzulocken wie Zavelstein und Bad Teinach.

Über die Gründung Zavelsteins wissen wir nichts Sicheres. Die Bauart des gewaltigen Schloßturms weist auf die kraftvolle Zeit der Hohenstaufenkaiser hin. Es kann wohl mit Bestimmtheit angenommen werden, daß die damals in unserer

Gegend reich begüterten Grafen von Calw den Zavelstein als Vogtsburg erbauten. Von den Erben derselben erwarb Eberhard II. von Württemberg die Hälfte der Grafschaft Calw mit Zavelstein. Er pachtete im Jahre 1367 als Flüchtling ans Tor Zavelsteins, als ihm seine Feinde, die Schlegler, einen unliebsamen Besuch im „Wildbad an der Teinach“ machen wollten. Vielleicht aus Dankbarkeit für die Errettung aus großer Not ließ er Zavelstein ummauern und verlieh dem Ort das Stadtrecht. Damals lagen innerhalb der Mauern nur zwölf Häuser. Nachdem



Grabmal für 3 Kinder des Freiherrn Jakob Friedrich von Buringhausen in der Kirche zu Zavelstein. Errichtet 1649.

die Grafen von Württemberg verschiedene benachbarte Rittergeschlechter mit der Burg belehnt hatten, kam sie im Jahre 1620 durch Kauf in den Besitz der Familie Buringhausen von Walmerode. Der erste Besitzer war Benjamin von Buringhausen, der dem Herzog als Gesandter, Obrist und Kriegsrat treue Dienste geleistet hatte. Er ließ das haufällige Schloß 1620 bis 1630 wiederherstellen und erbaute 1624 eine Wasserleitung. In Röttenbach kaufte er 2 Quellen und ließ sie in Forchenteicheln ins Schloß leiten. Auch die Gemeinde durfte sich mit einem Brunnen anschließen. Auf Grund des Zavelsteiner Holzrechts bekam er die Forchenstämme unentgeltlich aus dem Hirsauer Klosterwald. 1900 wurde die Teichelleitung durch eiserne Röhren ersetzt. Dem Schloßherrn war es nicht vergönnt, sich ungestört seiner Schöpfungen zu erfreuen. Die rauhen Kriegshorden erreichten im Jahre 1634 auch den Schwarzwald, dessen Bewohner nun die Drang-

sale des Dreißigjährigen Krieges zu kosten bekamen. Buringhausen floh nach Stuttgart. Während seiner Abwesenheit wurde das Schloß von kaiserlichen Soldaten, die als „Schutzwache“ in Wildberg lagen, geplündert. Der ganze Weinvorrat des Schloßkellers wurde weggeführt und an die Wirte der umliegenden Dörfer verkauft. Dabei kamen auch die Zavelsteiner zu einem Freitrunke; mit Fäßchen, Kübeln, Krügen und Häfen eilten sie herbei, selbst Hüte dienten als Gefäße; sie sprachen dem edlen Tranke wacker zu und vergaßen darüber die Drangsale des Krieges. Auch die Kaiserlichen in Nagold und Ebhausen und die Bewohner der Umgegend stellten sich ein, um sich einen Anteil an

der Beute zu sichern. Benjamin von Buringhausen beschwerte sich über die Be-
raubung seines Kellers bei der kaiserlichen Regierung. Ehe er eine Antwort erhielt,
raffte ihn die Pest in Stuttgart hinweg; in der dortigen Hospitalkirche ist heute
noch sein großes, schönes Grabmal zu sehen. Im Jahre 1692 brach noch größeres
Unheil über Zavelstein herein als im Dreißigjährigen Kriege. Nachdem die fran-
zösischen Raubhorden Calw geplündert und in Asche gelegt hatten, kamen sie auch
noch nach Zavelstein, da sie im Schlosse große Schätze vermuteten. Um das Unglück
abzuwenden, wurden der Mordbrennerbande Geldanerbietungen gemacht. Da die
armen Bewohner nicht viel vermochten, so zwangen die Franzosen die Unglücklichen,
das Reis herbeizuschaffen, das sie zum Brennen (Düngen) ihrer Kohläcker verwen-
den wollten; dann zündeten sie Burg und Städtlein an. Um die geängstigten Be-
wohner an der Rettung ihrer Habe zu verhindern, schlossen sie einen Kreis um die-
selben. Der Schlossherr war zuvor nach Altburg geflohen, woselbst er Besitzungen
hatte. Hier baute er sich auf den Ruinen der alten Wasserburg mit Unterstützung
des Amts Calw, dessen Obervogt er war, ein einfaches Schloßchen. An die Bu-
ringhausen erinnern noch Grabdenkmale, die in der Kirche zu Zavelstein zu sehen
sind. In deren Gruft liegen viele Glieder der Familie begraben. Das Schloßgut
Zavelstein wurde 1710 von Württemberg erworben. Nach dem Abzug des letzten
Bewohners verfiel die Ruine in einen fast hundertjährigen Dornröschenschlaf.
„Lang dann lagen umher Steintrümmer in rankenden Sträuchern, üppig mit
anderem Kraut wucherten Distel und Dorn.“ Selten wurde die Ruine betreten;
nur wenn jemand baute, mußte sie als wohlfeiler Steinbruch dienen. Die Zinne
des Turmes schmückten statt der Fahne des Schlossherrn fünf Tannenbäume. Im
Jahre 1813 wurde er wieder steigbar gemacht. Seitdem besichtigen Jahr für Jahr
ungezählte Scharen von Besuchern die romantische Ruine und schauen von hoher
Warte über das Bergstädtchen und seine idyllische Umgebung. 1829 wurde der
Torturm wegen Engräumigkeit abgebrochen; er stand bei der Bäckerei Hahn.

Das Zavelsteiner Amt.

Im Jahre 1461 wurden einige Orte vom Calwer Amt abgetrennt und zum
Amt Zavelstein vereinigt. Dieses umfaßte die Orte Holzbronn, Zavelstein, Som-
menhardt mit Lützenhardt, Kentheim, Röttenbach, halb Speßhardt, halb Welten-
schwann, Teinach, Würzbach mit Naislach, Emberg, Breitenberg und halb Ober-
kollwangen. Die Amtsorte besaßen das „ius lignandi“ (Holzrecht, Nutzungsrechte
im Hirsauer Klosterwald „Fronwald“); später hatte das Amt auch das Recht des
Salzhandels. Die Amtsorte waren auch berechtigt, einen Abgeordneten in den
Landtag zu entsenden; doch wurde der Abgeordnete nicht von den Amtsbewohnern,
sondern von den Mitgliedern der Amtsversammlung gewählt. (Der letzte Vertre-
ter des Amts Zavelstein war der Schultheiß und Amtspfleger Dittus von Rötten-
bach). Diesen Rechten standen viele Lasten gegenüber. Die Bewohner der „vorde-
ren Flecken“ mußten unentgeltlich die Güter des Schlossherrn bebauen, die der hin-
teren Flecken mußten Holz liefern und nach Zavelstein führen. Ferner mußte das
Zavelsteiner Amt für die bauliche Unterhaltung des Schlosses sorgen, Weinfuhr-

fronen leisten und Jagdhunde halten. An Stelle dieser Verpflichtungen traten nach dem Wegzug der Buringhausen Ablösungsgebühren an den Staat. Nur das Holz mußte „in natura“ nach Teinach geliefert werden, wenn sich der Herzog mit seinem Hofstaat zur Kur ins Bad begab.

Die Sage von der Schorchagnes.

„Einst lebte ein wilder Ritter auf der Feste Zavelstein. Es war ein kühner Jäger, dem vor Wölfen und Bären nicht bangte. Bei Tag und Nacht schweifte er durch den Wald, und selten kehrte er ohne Beute zurück. Einmal traf er tief drinnen im Schorchenwalde eine Jungfrau, die Tochter eines einfachen Waldbauern an. Weit und breit konnte man kaum eine schönere, sonnigere Maid finden als Agnes. Das Herz des Junkers entbrannte in Liebe zu derselben, und ehe er sich von ihr trennte, schwur er ihr ewige Treue. Aber des Ritters leichter Sinn vergaß die holde Jungfrau, die sich aus Sehnsucht nach dem Ungetreuen im Schmerz verzehrte und mit ihrem verwaisten Kind in Armut und Elend lebte. Ein naher Verwandter der Jungfrau rächte sie, indem er dem Zavelsteiner auflauerte, als er wieder durch den Wald pirschte. Bei den Heidengräbern, an derselben Stelle, wo der Ritter einst dem Waldmädchen Treue gelobt, traf diesen das tödliche Geschos. Unter großem Gepränge wurde sein Leichnam im Schloß zu Altburg bestattet. An der Stelle, wo der Junker in seinem Blute aufgefunden worden war, wurde ihm ein Denkmal errichtet, Degenbild genannt: ein hölzern Bildnis, den grünen Jägerhut auf dem Kopf und den Degen in der Hand. —

Viele Jahre waren seitdem dahingegangen. Nur die ältesten Leute wußten noch um die Bedeutung des Degenbildes. Da erschien zur Sommerzeit in später Abendstunde ein altes, gebrechliches Weiblein im Schorchenwald. Es schleppte sich zum Denkmal des Ritters, wo es die ganze Nacht unter Klagen, Weinen und Stöhnen verbrachte. Mit Tagesgrauen hinkte die Alte von dannen nach dem Dickicht des Waldes. So trieb es die Alte täglich bis in den Herbst hinein. Eines Morgens fand man den dünnen Leib am Degenbild erhängt, das abgehärmte, fahle Gesicht noch von Tränen benetzt. Agnes — denn die unglückliche Alte war niemand anders als die einstige Maid — wurde in der Abenddämmerung im Kirchhofeck ihres Walddörfleins verscharrt, von niemanden beweint. Der Volksglaube ließ nicht einmal die Tote ruhen. Die Leute fürchteten sich, in nächtlicher Stunde noch durch den Schorchen zu gehen, weil dort das Gespenst des „Sorchangesle“ gehe, ein weinendes Kind an der Hand, den Wanderer durch ein trügendes „Hub! Hub!“ vom rechten Pfade ablockend. Der Platz, wo einst das Degenbild stand, führt im Volksmund den Namen „Bildstöcklein“ und ist zwischen Agenbach, Würzbach, Schmich und Oberkollwangen gelegen.“ (Gottl. Fr. Hummel, Ebingen.)

Anmerkung: Wer sich für die eingehendere Geschichte Teinachs und Zavelsteins interessiert, der sei hingewiesen auf das Büchlein „Bad Teinach und Lustkurort Zavelstein“ von W. Mönch, 1925 neu herausgegeben von Forstmeister Feucht.

*

41. Neubulach.

Du Städtchen auf dem Berge dort
seit altersgrauer Zeit,
so klein du bist, dein Innres doch
manch Altertum noch heut:

Es stand ein stolzes Königschloß
in deinem Stadtgeviert,
es ragen Türme in die Luft
noch heut, wie einst umgirt

von mancher muntren Vogelschar,
von manchem Sturm umtost,
doch auch von manchem Lüftlein lind
in Zärtlichkeit umkost.

Auf deinen Höhn hat voller Lust
so mancher Sommergast
gesund gebadet sich die Brust
im Tann und Sonnenglast.

Uralte Linden zieren dich
gleichwie die Maid ihr Haar.
Im Waldbach rauscht der Wasserfall
sein Lied so wunderbar.

Im Sonnenschein der Bergkristall
glänzt zu des Wandrers Freud.
O Städtchen klein, wie traut du bist
im alten Mauerkleid!

Maria Stahl, Neubulach.

Auf der weiten freien Hochfläche zwischen den Tälern des Dürrbachs, der Feinach, der Nagold und des Ziegelbachs liegt, von Obstbäumen umsäumt, von Mauern umschlossen, das alte Bergwerkstädtchen Neubulach. Wenn wir uns dem Städtchen nähern, finden wir auf der Landstraße und auf Schutthalden ein farbenprächtiges Gestein, den grünen Malachit, die blaue Kupferlasur, den reinweißen Schwefel, den prächtigen Bergkristall, seltener den glänzend-schwarzen Rauchtopyas und das Fahlerz, aus dem früher Silber gewonnen wurde. Dem Bergbau auf Kupfer und Silber verdankt der Ort seine Gründung und Befestigung, wohl zur Zeit der Hohenstaufen. Die Gegend gehörte ursprünglich den Nagoldgaugrafen; von diesen kam sie an deren Erben, die Grafen von Hohenberg. Wohl zum Schutz gegen die Ritter von Waldeck ließen die Grafen von Hohenberg die Stadt ummauern und mit Türmen bewehren. Ihre Glanzzeit erreichte die Stadt unter den Pfalzgrafen vom Rhein, welche die Herrschaft Neubulach mit Altbulach, Oberhaugstett und Liebelsberg von den Hohenbergern erwarben. Der Kaiser Ruprecht von der Pfalz soll die Kosten seiner Kaiserkrönung mit dem Ertrag des Bulacher Silberbergwerks bestritten haben; er erbaute sich in Bulach eine Burg und hielt sich den Sommer über daselbst auf. Später wohnte in ihr der Reformator Brenz. Nachdem die Kaiserburg durch einen Brand zerstört worden war, wurde auf den Grundmauern ein Bauernhaus errichtet. Ein eisenumsponnener, spitzbogiger Torbogen und die gewaltigen Umfassungsmauern haben sich bis zum heutigen Tag erhalten. Zur Erinnerung an die beiden berühmtesten Luftkurgäste Bulachs ist an dem Haus, das an Stelle der Burg steht, eine Gedenktafel folgenden Inhalts angebracht worden:

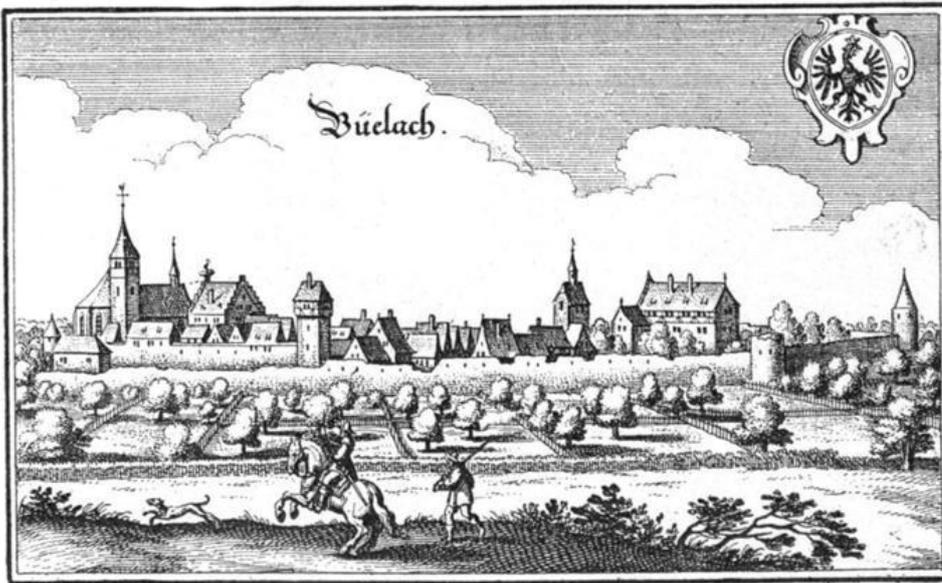
1347 – 1440. An dieser Stelle erhob sich die Burg der Pfalzgrafen am Rhein,
Kaiser Ruprecht schritt hier aus und ein.

1562 – 1570. Hier wohnte Johannes Brenz,
Reformator im Württemberger Herzogtum,
ergraut im Eifer für das Evangelium.

1794 umgebaut.

Unter den Pfalzgrafen wurde die stattliche Kirche gebaut; das pfälzische Wap-

pen im Innern weist darauf hin. Seit ihrem Umbau im Jahre 1901 ist sie nächst der Kirche in Calw die größte und schönste Kirche unseres Bezirks. Den Chor schmücken viele Grabdenkmale der Familie Grückler. 1397 wurde von einem Grückler der „Kirchensatz“, d. h. die Einkünfte der Kirche, erkaufte und bis zum Aussterben der Familie im Jahre 1790 waren stets Glieder der Grücklerschen Familie Pfarrer; die Pfarrei war eine „Erbpfarre“. Das Grücklersche Grabgewölbe war im Schiff der Kirche. Eine weitere Gruft fand sich unter der Sakristei; in ihr wurden die Kirchengeräte sowie die Kostbarkeiten der Stadt und ihrer Bewohner in Kriegszeiten versteckt. So entging den plündernden Franzosen das von der Prinzessin Antonia (Stifterin des Flügelbildes „Turris Antonia“ in der Teinacher Kirche) gestiftete schöne Taufgeräde.



Bulach zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges.
Nach einem Stich von Merian.

Im Jahr 1349 kam ein Schwarm der Geißelbrüder auf seinem Zuge von Würzburg nach Calw auch durch Bulach und zog von hier über Herrenberg nach Straßburg. Bis zum Dreißigjährigen Krieg war in Bulach ein gutbesuchtes Bad. Man glaubte, das durch die Silberadern laufende Wasser vermöge die Glieder zu stählen und dem Körper eine metallartige Festigkeit zu geben.

Im Jahre 1440 kam die Herrschaft Bulach durch Kauf an Württemberg. Obwohl Graf Ulrich die von den Pfalzgrafen der Stadt verliehenen Vorrechte und Freiheitsbriefe (besonders Steuerfreiheiten) bestätigte, verlor die Stadt immer mehr ihre ursprüngliche Bedeutung; denn die Bergwerke waren fast ganz erschöpft. Alle späteren Versuche, welche besonders von Herzog Christoph, Herzog Eberhard Ludwig, von Calwer Handelsherren und zuletzt von der württembergischen Regierung unter König Wilhelm im Jahre 1823 unternommen wurden, konnten den Bergbau nimmer beleben, denn das Gestein ist „taub“, d. h. erzleer. Bei einem der letzten Versuche wurde jeden Sonntag ein Gebet um Gelingen des Unternehmens verlesen. Übrigens gab auch früher ein Zentner Erz nie mehr als ein

Pfund Silber und acht bis zehn Pfund Kupfer. Das Erz wurde ursprünglich durch Grubenbau, später mittelst Stollen gewonnen. Nur einer der zahlreichen unterirdischen Gänge, der St. Georgsstollen am Abhang des Feinachtals unterhalb Liebelsberg, ist noch gangbar. Die Mundlöcher der übrigen Stollen liegen meist im Ziegelbachtal; einer derselben ist gegen 1000 m lang. Seit dem Weltkrieg bemüht sich eine Bergwerksgesellschaft, den Bergbau wieder aufzunehmen und die Schutthalten auszuheuten.



Torturm (Calwertor) in Neubulach.

Daß Bulach früher eine reiche und bedeutende Stadt war, ersehen wir daraus, daß sie schon im Jahre 1281 eine deutsche Schule besaß, und daß sich zur Zeit der Blüte der Stadt zahlreiche Juden hier niederließen. An sie erinnert noch der „Judenkirchhof“ südlich von Neubulach und die Judengasse zwischen den beiden noch vorhandenen Türmen, dem Diebsturm und dem stattlichen Torturm über dem mit dem Reichsadler geschmückten Calwertor. Außer dem Zerfall des Bergbaus trugen schwere Schicksals-

schläge zum Niedergang der Stadt bei. 1505 brannte die ganze Stadt bis auf ein Haus nieder, 1525 wurde von den aufrührerischen Bauern das Tor mit einem Sturmbock eingestossen, der Ort eingenommen und ausgeraubt. Im Dreißigjährigen Krieg ging die Einwohnerzahl der Pfarrei von 1080 auf 534 zurück. 1635 und 1636 wurde Bulach von bayrischen Truppen „rein ausgeplündert, gebrandschatzt und alles Vieh bis auf zwei in einem Keller versteckte Kühe geraubt“; 1692 und 1693 plünderten die Franzosen.

Im Jahr 1807 kam Neubulach zum Oberamt Calw. Vorher gehörte es zum Oberamt Wildberg, hatte aber einen besonderen Vogt und gleich Zavelstein das Recht, einen Abgeordneten zum württembergischen Landtag zu schicken. Die Selbst-

ständigkeit der Stadt gab Anlaß zu dem heute noch bekannten Sprichwort: „Ich bin für mich wie Bulach!“ Die prächtige Lage der Stadt mit herrlicher Aussicht auf die fernen Berge der Alb vom Dreifaltigkeitsberg bis zur Teck, die reine Höhenluft, vor allem aber die duftenden Tannenwälder der Umgebung ziehen Jahr für Jahr eine größere Anzahl von Luftkurgästen an.

Aus Neubulach stammt Joh. Gottlieb Auer (1832 – 1874), ursprünglich Lehrer, dann Basler Missionar, später Missionar der protestantisch-bischöflichen amerikanischen Mission, zuletzt Bischof der bischöflichen Kirche, d. h. Haupt der Methodistengemeinschaft.

42. Das Kirchlein zu Kentheim.

Inmitten heitrer Wald- und Felsgehänge klein, unansehnlich steht, doch unverfallen das Kirchlein, eins der ältesten von allen, schmucklos, verblaßt der Fresken bunt Gepränge, gar einsam stand es in der Zeiten Länge. Nun gähnt der Tunnel, Dampfsignale schallen, der Viadukt erzittert, Donner hallen;

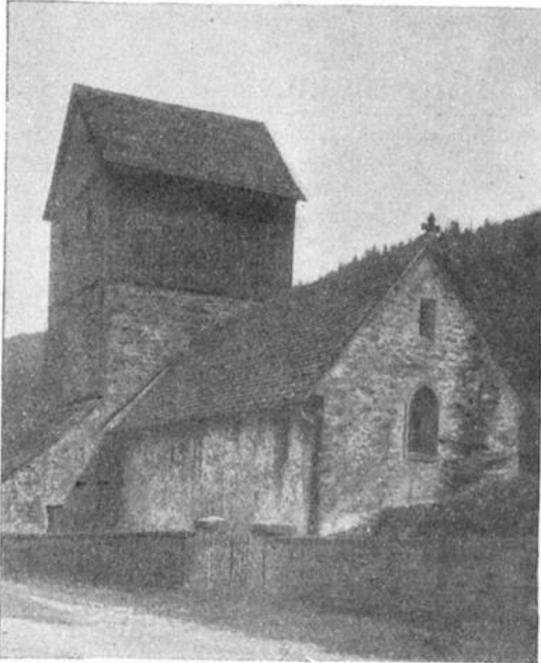
kein Glöcklein klingt mehr, keine Chorgesänge, dort rauscht das Wasser und unter wildem Brausen, getrieben von dämonischen Gewalten viel tausend Spindeln drehn sich, wirbeln, sausen. So steht das Neue beim Jahrhundertalten; doch die Natur tritt herrlich in die Pausen, ein Bild, harmonisch, prächtig zu gestalten.

Präsident v. Doll, früher Oberamtmann in Calw.

Dort, wo der hurtige Rötelsbach dem Dunkel der tiefeingerissenen Waldschlucht entflieht und sich im lichten Wiesenal mit der eilig nordwärts fließenden Nagold vereinigt, liegen anmutig auf grünem Plane, umkränzt von tannendunklen Höhen, einige Häuser um ein uraltes Kirchlein geschart. Es ist der zum Dorf Sommerhardt gehörige, nur 60 Einwohner zählende Weiler Kentheim. Den Namen erhielt Kentheim von dem Schutzheiligen seiner Kirche, dem heiligen Candidus, dem sonst im ganzen Lande keine Kirche mehr geweiht ist. Candidus war auch der Schutzheilige des fränkischen Klosters St. Denis bei Paris. Deshalb nahm man seither an, das Kentheimer Kirchlein sei möglicherweise schon zur Zeit Karls des Großen von Sendboten des Klosters Denis gebaut worden; diese hätten als Missionare unter den damals noch heidnischen Alamannen gewirkt, denn die Teinach bildete damals die fränkisch-alamannische Grenze. Das Kirchlein von Kentheim wäre demnach die älteste Kirche Württembergs. Da aber das Nagoldtal noch später als der Schwarzwald besiedelt wurde, ist diese Annahme nicht haltbar. Ohne Zweifel wurde das Kirchlein vielmehr von Abt Wilhelm von Hirsau oder einem seiner nächsten Nachfolger in der Zeit zwischen 1100 – 1200 erbaut. An Stelle des ursprünglichen romanischen, halbkreisförmigen Chorabschlusses trat später ein Turm, auch wurde das Schiff verlängert, da sich später die Bevölkerung des Calwer Waldes vergrößerte. Die Hände der kunstgeübten Mönche schmückten die Wände des Kirchleins mit schönen Wandgemälden. Die Bilder im Schiff stammen aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, diejenigen im Chor aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts. Dargestellt sind vor allem Bilder aus dem Leben der Heiligen. Zur Reformationszeit wurden sie übertüncht, im Jahr 1840 wieder von ihrem Leichenkleide befreit und 1890 wieder aufgefrischt. Neben den Wandgemälden erregt auch der mächtige Taufstein unsere Aufmerksamkeit. Er ist durch seine Größe sprichwörtlich geworden. Die Redensart: „Des isch a Schüssel, so grauß wie der Kehdamer Taufstein“ kann

man öfters auf dem Calwer Walde hören. Die schüsselartige Vertiefung weist darauf hin, daß früher die Spendung der Taufe durch Untertauchen üblich war.

Bis zur Gründung des Zavelsteiner Friedhofs im Jahr 1576 fanden die Bewohner von zwölf Orten ihre letzte Ruhestätte in dem Friedhof, der das Kirchlein umgibt. Es waren dies Holzbronn, Gültlingen, Zavelstein, Sommenhardt, Welenschwann, Röttenbach, Zeinach, Emberg, Schmieh, Würzbach und Agenbach. An jene Zeiten erinnern außer uralten, an den Wänden des Kirchleins angebrachten Grabsteinen verschiedene Steigen, heute noch Totenweg genannt. Bis zum Jahr



Kirchlein in Kentheim.
Aufnahme von Fr. Ziegler, Röttenbach.

1890 stand auf der Kirchenbühne die sog. Pestbahre mit massivem Eisenbeschlag.

Als Kentheim noch der Sitz eines Priesters war, luden zwei Glocken ein zum Hause des Herrn. Interessant sind die Schicksale der kleineren Glocke. Nach der Reformation wurde Altburg samt allen Filialen vom Diakonus von Calw kirchlich bedient. Die geistliche Versorgung war aber wegen des allzugroßen Bezirks ungenügend. Herzog Christoph wünschte, die armen Leute auf dem Walde sollten „nit seelenlos gelassen, sondern nach Notdurft versorgt werden“. Deshalb wurde im Jahr 1571 in Altburg eine ständige Pfarrei errichtet. Der neue Pfarrer bat die Kentheimer um Überlassung ihrer kleinen Glocke. Eine Blechtafel am Glockenstuhl in Kentheim berichtet über ihr ferneres Schicksal u. a. folgendes: „Gott allein die

Ehre. In dem Jahre MDCLV den 12. Augustmonats ist diese Glocke wiederumb an ihre alte Stelle gebracht worden, nachdem sie zuvor LXXXIV Jahre in der Kirche zu Altburg entlehnterweise gehangen“ (also von 1571 an). Von 1655 bis 1808 erklang das alte Glöcklein wieder an seinem ursprünglichen Standort. In diesem Jahre wurde es von Schultheiß Schroth von Sommenhardt mit Gewalt vom Turme herabgenommen und nach Sommenhardt überführt, um dort das neue Schulhaus zu schmücken. Die Kentheimer wehrten sich lange um ihr Glöcklein. Erst 1829 wurde der Glockenstreit beigelegt: die Glocke wurde als Eigentum der Gesamtkirchengemeinde erklärt und von dieser an die Gemeinde Sommenhardt verkauft. Zuvor wurde der Vorschlag gemacht, das Kirchlein niederzureißen, um die Kirchenglocken überflüssig zu machen und so den Streit für immer beizulegen. In dieser Zeit wurde der Torturm von Zavelstein abgetragen; fast wäre dem, von einem besonderen Zauber umwobenen Kirchlein, dasselbe Schicksal beschieden worden; denn die damalige Zeit hatte kein Verständnis für die Bauten der Voreltern.

*